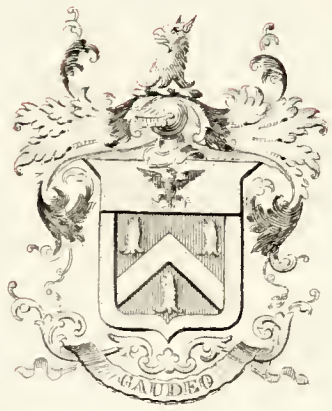
allg.
Gesch.



John Carter Brown
Library
Brown University

1009/2

38 080 1HX

Wilhelm Thomas Raynals
philosophische und politische

Geschichte

der

Besitzungen und Handlung

der Europäer
in beyden Indien.

Siebenter Band.

Nach der neuesten Ausgabe übersetzt, und
mit Anmerkungen versehen.

Kempten, im Verlag der typographischen Gesellschaft
1786.

Württ. Landesb. Stuttgart
Veräußerte Dublette

Verzeichnis
der
abgehandelten Materien.

Dreyzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen auf den amerikanischen Inseln.

I. Allgemeine Betrachtung über die Besitzungen der Kolonien. . . . . Seite 1

II. Erste Reisen der Franzosen nach den amerikanischen Inseln. 5

III. Die französischen Inseln liegen lange unter ausschließenden Privilegien unmächtig darnieder. 6

IV. Die französischen Inseln erlangen die Freyheit wieder. Hindernisse, die ihrem Emporkommen sich noch widersetzen. 12

V. Maaßregeln, welche der Hof von Versailles ergriff, um seine Kolonien nutzbar zu machen. . . . 19

VI. Nachrichten von Guyana. Bewegründe, welche die Europäer hätten, es zu besuchen, und zu durchgehen. . . 22

VII. Die Franzosen lassen sich in Guyana nieder, und verzehren sich ein Jahrhundert lang daselbst. . . . 25

VIII. Der Hof von Versailles setzt sich vor, Guyana in blühenden Zustand zu versetzen. War dieser Entwurf auch mit Ueberlegung gemacht? Wurde er weislich ausgeführt? . . 30

IX. Begriff, den man sich von den Küsten und von dem Boden von Guyana machen muß. . . . 42

X. Welche Arme kann man zu dem Bau, dessen Guyana fähig ist, bestimmen. 48

XI. Bevor man Kapitalien in Guyana steckt, sollte man genau untersuchen, ob die Kolonie gutgeordnet ist, und ihre Gränzen bestimmen. . . 53

XII. Gegenwärtiger Zustand des französischen Guyana. . . 56

XIII. Nach langem Streit zwischen den Höfen von London und Versailles bleibt endlich St. Lucia Frankreich. . 60

XIV. Erste Beschäftigungen Frankreichs auf St. Lucia. . . . 65

XV. Was für eine Vorstellung muß man sich von St. Lucia machen? . . 68

XVI. Gegenwärtiger Zustand von St. Lucia. . . . 70

XVII. Hindernisse, die dem guten Fortgang von St. Lucia in den Weg gekommen sind. . . . 72

XVIII. Mittel, die der Hof von Versailles anzuwenden gedenkt, um St. Lucia vor allem Ueberfall zu sichern. 74

XIX. Die Franzosen lassen sich zu Martinique auf den Ruinen der Karaiben nieder. . . . 78

XX. Erste Arbeiten der Franzosen in Martinique. . . . 82

XXI. Blühender Zustand von Martinique. Ursachen desselben. . . 85

XXII. Die Art, wie der Handel in Martinique geführt wurde. . . 88

XXIII. Verfall der Insel Martinique. Ursache desselben. . . 96

XXIV. Gegenwärtiger Zustand von Martinique. . . . 102

XXV. Kann Martinique hoffen, daß sein Zustand verbessert werde? . . 104

XXVI. Kann Martinique erobert werden? 108

XXVII. Die Franzosen erobern Guadaloupe. Unglücksfälle, die sie daselbst erfahren. 113

XXVIII. Guadaloupe reißt sich allgemach aus dem Elend. Aber wird erst eine blühende Kolonie, nachdem sie von den Engländern erobert worden ist. . . 117

XXIX. Veränderungen des französischen Ministeriums in der Regierung von Guadaloupe. 120

XXX. Was hängt von Guadaloupe ab? 124

XXXI. Gegenwärtige Lage von Guadaloupe, und der kleinen ihr unterworfenen Inseln. 127

XXXII. Maaßregeln, welche der französische Hof zur Vertheidigung von Guadaloupe getroffen hat. . . 133

XXXIII. Kurze Beschreibung von St. Domingo. 137

XXXIV. Französische Abentheurer flüchten sich auf die Insel St. Domingo. 139

XXXV. Diese unternehmende Menschen werden von dem Hof von Versailles anerkannt, als ihre Lage eine Festigkeit gewann, und ihnen wird ein Statthalter gegeben. 143

XXXVI. Das Ministerium errichtet eine Gesellschaft für den südlichen Theil von St. Domingo. . . . 154

XXXVII. Aller ausgestandenen Unglücksfälle ungeachtet wird die Kolonie von St. Domingo die schönste Niederlassung in der neuen Welt. . . . 156

XXXVIII. Niederlassung im südlichen Theil von St. Domingo. . . . 161

XXXIX. Mittel, welche den Bau in den südlichen Kolonien verbessern könnten. 171

XL. Westliche Niederlassungen von St. Domingo. . . . 173

XLI. Bemerkung über den geringen Antheil, welchen die Hauptländer und die Kolonien an einander nehmen. . . 183

XLII. Nördliche Niederlassungen auf St. Domingo. . . . 186

XLIII. Wichtigkeit der Stadt vom Kap Francois, das an der nördlichen Küste von St. Domingo liegt. . . . 189

XLIV. Beschaffenheit und Menge der Erzeugnisse, welche Frankreich jährlich aus der Kolonie von St. Domingo erhält. . . . 195

XLV. Verbindungen von St. Domingo mit den fremden Nationen. . . 202

XLVI. Die Verbindungen Frankreichs mit St. Domingo werden während des Kriegs gefährlich. Warum? . . 204

XLVII. Der Theil von St. Domingo, den die Franzosen besitzen, kann von den Spaniern angegriffen werden, welche den andern besitzen. . . . 206

XLVIII. Sind die Gränzen zwischen Spanien und Frankreich in St. Domingo mit Einsicht festgesetzt worden? . 211

XLIX. Mittel, welche der französische Antheil von St. Domingo hat, um sich vor fremden Anfällen zu schützen. . 214

L. Wird das Eigenthumsrecht auf den französischen Inseln geachtet? . . . 226

LI. Sind die Auflagen in den französischen Inseln gehörig auferlegt? . . 231

LII. Ist das Militzwesen auf den französischen Inseln wohl eingerichtet? . . . 242

LIII. Ist die Theilung der Erbschaften auf den französischen Inseln auf eine vortheilhafte Art eingerichtet? . . 246

LIV. Hat man weislich für die Bezahlung der von den französischen Inseln gemachten Schulden gesorgt? . . . 252

LV. Hat das Hauptland, da es seine Inseln genöthiget, ihm alle ihre Erzeugnisse zu liefern, auch den Uebertrettungen dieses Gesetzes genugsam vorgebeugt? 263

LVI. Ist die Gewalt auf den französischen Inseln in den Händen derjenigen, die am geschicktesten sind, sie empor zu bringen? . . . 272

LVII. Veränderungen, die in der Verwaltung der französischen Inseln zu treffen wären. 280

LVIII. Kann Frankreich eine Seemacht haben? Kömmt ihm zu, eine zu haben? Maaßregeln, welche es ergreifen muß, um eine zu haben. 289

Vierzehntes Buch.

Niederlassungen der Engländer auf den amerikanischen Inseln.

I. Wie war der Zustand von England beschaffen, als es anfieng, Kolonien in den amerikanischen Inseln zu errichten. 307

II. Ursachen, welche die Bevölkerung der englischen Inseln beschleunigten. . . 309

III. Mit was für Menschen die englischen Inseln anfangs besetzt wurden. . . 319

IV. Welche Art von Staatsverfassung die englischen Inseln zur Zeit ihrer Besitzung erhalten. . . . 321

V.

V. Mittel, welche das Hauptland angewandt hat, sich aller Erzeugnisse seiner Inseln zu versichern. 325

VI. Verminderung der Vortheile, welche England auf seinen Inseln zog. Was die Ursache davon war. 328

VII. Die Engländer lassen sich in Barbados nieder. Ungemeiner Wohlstand dieser Insel. 330

VIII. Eine durch die Sklaven in Barbados angesponnene Verschwörung. . . . 332

IX. Gegenwärtiger Zustand von Barbados. 333

X. Ist Barbados einer großen Vertheidigung fähig? . . 336

XI. Begebenheiten, die sich auf Antigoa zugetragen. Erzeugnisse und Auflagen dieser Insel. Derselben Wichtigkeit für Großbritannien. 338

XII. Worinn die Kolonie der Engländer zu Monserrat bestehe? 343

XIII. Alte Sitten und gegenwärtiger Zustand von Nevis. 344

XIV. St. Christoph, das anfangs zwischen den Engländern und Franzosen getheilt worden, wird Großbritannien überlassen. 347

XV. Was St. Christoph unter brittischer Herrschaft geworden ist. 348

XVI. Traurige Begebenheit zu St. Christoph. 350

XVII. Merkwürdigkeiten von Barbados. 354

XVIII. Die Kolonie von Anguille ist sehr elend, und ihr Schicksal kann nicht verbessert werden. . . . 356

XIX. Tortola ist die einzige der Jungferninseln, welche die Engländer angebaut haben. Vorwurf, welcher der Regierung gemacht werden kann. . . . 357

XX. Beschreibung von Jamaika. . . . 359

XXI. Die Spanier entdeckten Jamaika, und lassen sich nach Verfluß einiger Zeit daselbst nieder. 360

XXII. Jamaika wird durch die Engländer erobert. Was sich auf dieser Insel zugetragen, seitdem sie Herren davon sind. 363

XXIII. Erzeugnisse, die auf Jamaika angebaut wurden. 374

XXIV. Gegenwärtiger Zustand von Jamaika nach seinen verschiedenen Verhältnissen betrachtet. . . . 380

XXV. Mittel, welche Jamaika hat, sich vor dem Einfall zu schützen. . . . 386

XXVI. Gefahren, die Jamaika in seinem eigenen Schooß bedrohen. . . . 390

XXVII. Vortheile, die Jamaika in Ansehung des Kriegs und Nachtheile, die es in Rücksicht auf die Schiffahrt besitzt. . . . 400

XXVIII. Begebenheiten, die sich auf den Lukayen zugetragen. Zustand dieser Inseln. . . . 403

XXIX. Armuth der bermudischen Inseln. Charakter ihrer Einwohner. . . . 406

XXX. Granada war anfangs von den Franzosen besetzt. Was die ersten Kolonisten daselbst machten. . . . 410

XXXI. Begebenheiten, die sich auf Granada zugetragen, seitdem es unter brittischer Herrschaft ist. 415

XXXII. Bau in Granada und den Granadinen. 418

XXXIII. Die Insel Tabago, die zwischen den Holländern und Franzosen so vielen Streit veranlaßt hat, wird eine englische Besitzung. . . . 420

XXXIV. Entwurf des Anbaues der amerikanischen Inseln. . . . 425

XXXV. Unglücksfälle, die den Engländern auf Tabago zustießen, weil sie sich von den Grundsätzen, die wir so eben geschildert, entfernt haben. . . . 428

XXXVI. Geschichte der Wilden von St. Vincent. . . . 430

XXXVII. Die Ankunft der Franzosen zu St. Vincent bringt Uneinigkeit zwischen die schwarzen und die rothen Karaiben. 432

XXXVIII. St. Vincent kömmt in die Gewalt der Engländer. Schicksal der Insel unter dieser Herrschaft. . . 436

XXXIX. Großbritannien tritt in den Besitz von St. Domingo. 442

XL. Uneinigkeiten zwischen den Engländern von Dominique und den Franzosen der benachbarten Inseln. 444

XLI. Worinn besteht die Wichtigkeit von St. Domingo? 447

XLII. Besondere Gesetze in St. Domingo. 449

XLIII. Plan des brittischen Ministeriums, die drey ehemals neutralen Inseln in blühenden Zustand zu versetzen. . . 452

XLIV. Hindernisse, die sich dem Wohlergehen der neutralen Inseln entgegen setzten. . 457

XLV. Gegenwärtiger Zustand der englischen Inseln. 459

XLVI. Uebersicht der Reichthümer, die aus dem ganzen amerikanischen Archipel kommen. 469

XVI Verzeichnis der abgehandelt. ꝛc.
XLVII. Die sichersten Mittel, welche die Erzeugnisse des amerikanischen Inselmeers vermehren könnten. . . . 471

XLVIII. Welches das Schicksal der amerikanischen Inseln einst werden wird. . . 474

Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Dreyzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen auf den amerikanischen Inseln.

I.

Allgemeine Betrachtungen über die Besitzungen der Kolonien.

Die Geschichte unterhält uns von nichts als Eroberern, die sich damit beschäftigten, ihre Besitzungen, mit Verachtung des Bluts und des Glücks ihrer Unterthanen zu vergrößern; sie

legt uns aber kein Beyspiel eines Regenten vor, dem es beygefallen wäre, sie zu vermindern. Und wäre gleichwohl das eine nicht eben so klug gewesen, als das andere traurig war; wäre es nicht mit der Vergrößerung der Reiche, wie mit derselben Bevölkerung? Ein großes Reich und eine große Bevölkerung können zwey grosse Uebel seyn. Wenige Menschen, aber glücklich; weniger Raum, aber wohl regiert. Das Schicksal der kleinen Staaten ist die Vergrößerung; der grossen ihre die Zergliederung.

Der Wachsthum der Macht, den die meisten Regierungen von Europa sich von ihren Besitzungen in der neuen Welt versprachen, beschäftiget mich seit zu langer Zeit, als daß ich mich nicht schon lange sollte gefragt haben, nicht einige aufgeklärtere Männer, als ich, sollte gefragt haben, was man wohl von den Niederlassungen denken solle, die mit so grossen Kosten, und mit so vieler Mühe in einem andern Welttheil errichtet worden sind?

Erfordert unser wahres Glück den Genuß der Dinge, die wir so weit her holen? Sind wir auf immerhin verdammt, einen so erkünstelten Geschmack zu haben? Ist der Mensch dazu gebohren, beständig zwischen Himmel und Wasser herumzuirren? Ist er ein Strichvogel, oder gleicht er andern Thieren, deren gröste Auswanderung in sehr enge Gränzen beschränkt ist? Kann das, was er an Waaren bezieht, mit Vortheil den Verlust der Bürger ersetzen, die sich von ihrem Vaterland entfernen, um entweder durch Krankheiten,

heiten, die sie auf der Reise ergreifen, oder durch das Klima bey ihrer Ankunft umzukommen? Welche Kraft können die Gesetze des Mutterlandes auf die Unterthanen in so grossen Entfernungen haben, und wie kann der Gehorsam der Unterthanen gegen diese Gesetze beschaffen seyn? Muß nicht die Entfernung der Zeugen und der Richter unsrer Handlungen, das Verderben unsrer Sitten, und mit der Zeit die Abnahme der weisesten Einrichtungen hervorbringen, wenn Tugend und Gerechtigkeit, als ihre Hauptgrundstützen, nicht mehr bestehen? Durch welche festen Bande kann mit uns eine Besitzung, von welcher uns ein unermeßlicher Raum trennt, verbunden seyn? Hat wohl der einzelne Mensch, der sein Leben mit Reisen zubringt, eine Vaterlandsliebe, und ist von so vielen Gegenden, die er durchläuft, eine, die er für beständig als die seinige betrachtet? Können sich Kolonien bis auf einen gewißen Punkt, um das Unglück oder das Wohlergehen des Hauptlandes bekümmern, und das Hauptland sich über das Schicksal der Kolonien aufrichtig freuen oder betrüben? Fühlt nicht das Volk eine heftige Begierde, sich selbst zu regieren, oder sich der ersten Macht zu überlassen, die stark genug ist, sich dessen zu bemächtigen? Sind nicht die Statthalter, die man ihnen sendet, als Tyrannen betrachtet, die man ohne den Respekt gegen die Person, die sie vorstellen, erwürgen würde? Ist diese Vergrößerung nicht wider die Natur, und muß nicht alles, was wider die Natur ist, ein Ende nehmen?

Würde der unsinnig seyn, der zu den Nationen sagen würde: entweder muß eure Macht in dem andern Welttheil aufhören, oder ihr müßt den Mittelpunkt eures Reichs daraus machen? Wählet, bleibt in diesem Theil der Welt; befördert das Wohl der Erde, auf der ihr gehet und lebt; oder wenn euch die andere Welt größere Macht, größere Stärke, größere Sicherheit und Glück gewähret, so setzt euch daselbst fest. Bringt eure Macht dahin; eure Waffen, eure Sitten, eure Gesetze werden daselbst blühen. Glaubt ihr, wenn ihr befehlen wollt, daß euch da gehorcht werde, wo ihr nicht seyd, während daß die Abwesenheit eines Oberhaupts nie ohne verdrüßliche Folgen in dem engen Zirkel seiner Familie ist. Man regiert nur da, wo man ist, und überdies ist es keine leichte Sache, da würdig zu regieren. Warum habt ihr, o Regenten! mitten in euren Königreichen zahlreiche Armeen versammelt? Warum sind eure Palläste mit Wachen umgeben? Deswegen, weil die stets dauernde Bedrohung eurer Nachbarn, die Unterwürfigkeit eurer Völker, und die Sicherheit eurer geheiligten Personen diese Vorsichtigkeit erfordern. Wer kann euch in der Ferne für die Treue eurer Unterthanen stehen? Euer Scepter kann nicht nach tausenden von Meilen weit reichen, und eure Schiffe können nur auf eine unvollkommene Art die Stelle ersetzen. Hier ist der Schluß des Schicksals über eure Kolonien. Entweder ihr werdet selbigen entsagen, oder sie werden euch entsagen. Denkt, daß eure Macht über den natürlichen Gränzen eurer Staaten selbst aufhört.

II.

Erste Reisen der Franzosen nach den amerikanischen Inseln.

Seit dem tragischen Tode des besten seiner Monarchen war Frankreich immer durch die Kaprizen einer ränkevollen Königin, durch die Drückungen eines habsüchtigen Fremdlings, und durch die Projekte eines einsichtsvollen Günstlings zerrüttet worden. Ein despotischer Minister fieng an, diesem Lande Fesseln anzulegen; als einige Seefahrer aus demselben, eben so stark durch die Begierde nach Unabhängigkeit, als durch den Reitz der Reichthümer angetrieben, ihre Segel nach den Antillen richteten, in der Hoffnung, sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen, welche die dortigen Meere besuchten. Das Glück, nachdem es verschiedenemale ihren Muth unterstützt hatte, nöthigte sie, einen Schutzort zu suchen, um ihre Schiffe zu kalfatern. Sie fanden ihn zu St. Christoph. Diese Insel schien ihnen zum guten Fortgang ihrer Rüstungen tauglich, und sie wünschten, berechtigt zu werden, eine Besitzung dort anzulegen. Ihr Anführer Denambuc erhielt nicht nur diese Freyheit, sondern auch die, sich so weit, als er wollte oder könnte, in dem großen amerikanischen Inselmeer auszubreiten. Die Regierung verlangte für diese Erlaubniß, bey welcher nicht der geringste Beystand noch Schutz gegeben ward, den zehenten Theil der Waaren, welche von allen Kolonien, die man anlegen könnten würde, ankämen.

III.

Die französischen Inseln liegen lange unter ausschließenden Privilegien unmächtig darnieder.

Eine Gesellschaft erbot sich im Jahr 1626, dieses Privilegium in Erfüllung zu bringen. Das war der Gebrauch zu einer Zeit, da Schiffahrt und Handlung noch nicht Kraft genug hatten, um der freyen Willkühr der Privatpersonen überlassen zu werden. Sie erhielt die grösten Freyheiten. Der Staat überließ ihr das Eigenthum aller Inseln, die sie urbar machen würde, und berechtigte sie, sich hundert Pfund Toback, oder fünfzig Pfund Baumwolle von jedem Einwohner, von sechszehn bis zu sechszig Jahren geben zu lassen. Sie sollte auch das Recht haben, ausschlußweise daselbst zu kaufen und zu verkaufen. Ein Kapital, das anfangs nur 45,000 Liv. *) betrug, und sich niemals höher als etwa dreymal diese Summe belief, verschafte ihr alle diese Aufmunterungen.

Es schien gar nicht möglich, mit so schwachen Mitteln etwas nützliches anzufangen. Indessen sahe man doch aus St. Christoph Schwärme von kühnen und unternehmenden Menschen kommen, welche die französische Flagge auf den benachbarten Inseln aufsteckten. Wenn die Gesell-

*) Oder 20,625 fl.

sellschaft, welche die Begierde, sich in neuen Gegenden niederzulassen, durch einige Vorrechte ermunterte, ein in allem Betracht wohl überlegtes Verfahren gehabt hätte, so müßte der Staat in kurzer Zeit einigen Vortheil von dieser Unruhe gehabt haben. Zum Unglück that sie, was Monopolien immer gethan haben und thun werden: die Gierigkeit nach einem übermäßigen Gewinn machte sie grausam und ungerecht.

Die Holländer hörten von dieser Tyranney, und kamen mit Lebensmitteln und Waaren an, die sie auf unendlich billigere Bedingungen anboten. Ihre Vorschläge wurden angenommen, und von der Zeit an entstand zwischen diesen Republikanern und den Kolonisten ein Verkehr, dem man unmöglich steuern konnte. Diese Mitwerbung war für die Gesellschaft nicht nur in der neuen Welt verderblich, wo sie dadurch verhindert wurde, ihre Ladungen zu verkaufen, sondern sie verfolgte sie auch in allen europäischen Märkten, wo die Schleichhändler alle Erzeugnisse der französischen Inseln wohlfeiler gaben. Durch diese wohlverdienten Unfälle abgeschröckt, verfiel die Gesellschaft in eine gänzliche Unthätigkeit, die ihr den grösten Theil ihrer Gewinnste raubte, ohne ihr etwas von ihren Lasten abzunehmen. In ihrer Verzweiflung überließ sie im Jahr 1631 ihre Vergünstigungen einer neuen Gesellschaft, welche solche selbst wieder im Jahr 1642 einer andern überließ. Vergebens opferte die Regierung endlich die Rechte auf, die sie sich vorbehalten hatte. Diese Nachsicht konnte die schlechten Gesinnungen, die bis dahin ein zerstörender Grundsatz geblieben

waren, nicht ändern. Eine neue Veränderung wurde bald nothwendig. Die Gesellschaft, um ihren gänzlichen Untergang zu verhüten, und nicht unter der Last ihrer Schulden zu erliegen, bot ihre Besitzungen zum öffentlichen Verkauf an, und sie wurden grösstentheils von denjenigen gekauft, die bis dahin als Befehlshaber die Aufsicht darüber gehabt hatten.

Boisseret erhielt im Jahr 1649 für 73,000 Livres a) Guadeloupe, Marie-Galante und die Heiligeninseln, sammt allen der Gesellschaft auf diesen Inseln gehörigen Effecten: er trat die Hälfte seines Kaufs an Houel, seinen Schwager ab. Duparquet bezahlte im Jahr 1560 nur 60,000 Livres b) für Martinique, St. Lucia, Granada und die Grenadinen: er verkaufte sieben Jahre nachher Grenada und die Grenadinen an den Grafen von Cerillac um ein Drittel mehr, als ihn sein ganzer Kauf gekostet hatte. Maltha brachte im Jahr 1651 St. Christoph, St. Martin, St. Bartholomäus, St. Croix und die Schildkröteninsel für vierzig tausend Thaler käuflich an sich. Der Comthur von Poincy, welcher Befehlshaber auf diesen Inseln war, bezahlte das Geld. Der Orden sollte sie als Lehen von der Krone besitzen, und nur Franzosen zu Befehlshabern darüber bestellen.

Die neuen Besitzer genoßen der unumschränktesten Gewalt. Sie schalteten und walteten über die Ländereyen. Sie ernannten zu allen bürgerlichen

a) Oder 33,458 fl. 20 kr. b) Oder 27,500 fl.

lichen und Kriegsbedienungen. Sie hatten das Recht, denen das Leben zu schenken, die ihre Abgeordneten zum Tode verurtheilten. Es waren kleine Fürsten. Man sollte glauben, daß, da sie selbst ihr Gebiet regierten, der Ackerbau einen schleunigen Fortgang darinn hätte haben müssen. Diese Muthmaßung traf auch, trotz der lebhaften und häufigen Empörungen unter solchen Herren einigermaßen ein. Indessen war dieser zweyte Zustand der französischen Kolonien für die Nation nicht einträglicher, als der erste. Die Holländer fuhren immer fort, jene mit allem zu versorgen, und ihre Erzeugnisse mit fort zu nehmen, die sie ohne Unterschied an alle Völker, selbst an dasjenige verkauften, das vermöge des Eigenthumsrechts den ganzen Nutzen davon haben sollte.

Das Unglück war für das Hauptland groß. Colbert betrog sich in Ansehung der Wahl des Mittels. Dieser große Mann, der seit einiger Zeit die Finanzen und den Handel des Königreichs dirigirte, war gleich in den ersten Schritten seiner Bahn irre gegangen. Die Gewohnheit zur Zeit des Mazarin, immer mit Finanzpächtern umzugehen, hatte ihn gewöhnt, das Geld, das nur ein Werkzeug des Umlaufs ist, als die Quelle alles Hervorbringens anzusehen. Um der Fremden ihres an sich zu ziehen, wußte er kein kräftigers Mittel zu erdenken, als die Manufakturen. In den Werkstätten erblickte er alle Kräfte des Staats, und in den Handwerksleuten die kostbarsten Unterthanen der Monarchie. Um diese Art von Menschen zu vermehren, meynte er, er müßte die Waaren für die ersten Bedürfnisse des

Lebens

Lebens in einem niedrigen Preis erhalten, und die Ausfuhr des Korns schwer machen. Die Hervorbringung der rohen Materien kümmerte ihn wenig, und er wandte alle seine Sorgfalt auf ihre Bearbeitung. Dieser Vorzug, der dem künstlichen Fleiß vor dem Landbau gegeben wurde, riß alle Gemüther hin, und dieses verderbliche System hat sich zum Unglück erhalten.

Wenn Colbert vom Bau der Ländereyen, von den Vorschüssen, den er erfordert, von der ihm nöthigen Freyheit richtige Begriffe gehabt hätte, so hätte er im Jahr 1664 eine andere Parthie ergriffen, als er that. Es ist bekannt, daß er Guadeloupe und die davon abhängenden Inseln für 125,000 Livres a), Martinique für 40,000 Livres b), Grenada für 100,000 Livres c), und alle maltheſischen Besitzungen für 500,00 Liv. d) wieder kaufte. Bis dahin war sein Verfahren lobenswürdig: er mußte so viele Zweige der landesherrschaftlichen Gewalt mit dem ganzen Staatskörper wieder vereinigen. Aber man hätte diese wichtigen Besitzungen nicht wieder unter das Joch einer ausschließenden Handlungsgesellschaft beugen sollen, da die Erfahrung sowohl als die theoretischen Grundsätze es verboten. Vermuthlich hoffte das Ministerium, daß eine Gesellschaft, der man die Gesellschaften von Afrika, Cayenne und dem nördlichen Amerika, und die Handlung, die man anfieng, an den Küsten von San-Domingo zu

a) Oder 57,291 fl.
b) — 18,333 fl.
c) — 45,833 fl. 20 kr.
d) — 229,265 fl.

zu treiben, einverleibte, durch die grossen Entwürfe, die sie auszuführen, Gelegenheit hätte, und durch die Leichtigkeit, die Unfälle, die sie auf einer Seite erlitt, auf der andern wieder gut zu machen, zu einer unerschütterlichen Macht gelangen würde. Man glaubte, ihre hohe Bestimmungen unfehlbar zu machen, indem man ihr den zehnten Theil des Belangs ihrer Kapitalien, auf vier Jahre ohne Zinsen lieh, die Waaren, die sie nach ihren Besitzungen brächte, von allen Abgaben befreyte, und soviel möglich, die Mitwerbung der Holländer verhinderte.

Ungeachtet so vieler Begünstigungen erhielt die Gesellschaft auch nicht einmal einen augenblicklichen Glanz. Ihre Fehler vermehrten sich nach Maaßgabe der Größe dieser Vergünstigungen, womit man sie überhäuft hatte. Der Betrug ihrer Bedienten, die Verzweiflung der Kolonisten, die Kriegsschäden, andere Ursachen versetzten ihre Angelegenheiten in die gröste Unordnung. Der Bankerotte dieser Gesellschaft schien im Jahr 1674 unvermeidlich und nahe, als der Hof dafür hielt, es sey billig, daß er ihre Schulden, die sich auf 3,523,000 Livres a) beliefen, bezahlte, und ihr ihr Kapital, das 1,287,187 Livr. b) betrug, ersetzte. Durch diese freygebigen Bedingungen wurden kostbare Besitzungen, die ihm bis dahin wie fremd gewesen waren, wieder zur Masse des Staats geschlagen. Die Kolonien wurden in der That französisch, und alle Unterthanen erhielten ohne Unterschied die Erlaubniß, sich daselbst niederzulassen, oder einen Verkehr mit ihnen anzulegen.

IV.

---

a) Oder 1,614,708 fl. 20 kr. b) 589,959 fl. 47 kr.

IV.

Die französischen Inseln erlangen die Freyheit wieder. Hindernisse, die ihrem Emporkommen sich noch widersetzen.

Es wäre schwer, die Entzückungen der Freude zu beschreiben, die diese Begebenheit in den Inseln erregte. Die Fesseln, unter welchen man seit so langer Zeit geseufzt hatte, waren zerschlagen, und nichts schien nun der Thätigkeit, dem Fleiß und der Geschicklichkeit Einhalt thun zu müssen. Jeder Kolonist ließ seinem Ehrgeiz freyen Lauf, ein jeder schmeichelte sich damit, daß er sich nun bald ein gränzenloses Vermögen sammeln würde. Wenn sie sich in ihrem Vertrauen irrten, so muß man das weder ihrem Uebermuth noch ihrer Fahrläßigkeit zuschreiben. Ihre Hoffnungen hatten nichts an sich, das nicht dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß gewesen wäre, und ihre ganze Aufführung lief daraus hinaus, sie zu bestätigen und zu erfüllen. Die Vorurtheile des Hauptlandes setzten ihnen unglücklicher Weise unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Fürs erste verlangte man in den Inseln selbst, von jeder freyen Mannsperson, von jedem Sklaven beyderley Geschlechts eine jährliche Kopfsteuer von hundert Pfund rohen Zucker. Man stellte umsonst vor, daß der den Kolonien auferlegte Zwang, nur mit dem Hauptlande zu handeln, eine so beschwerliche Auflage wäre, daß sie wohl

statt

statt aller gelten könnte. Diese Vorstellungen machten den Eindruck nicht, den sie verdienten. Entweder aus Unwissenheit von Seiten der Regierung, oder weil sie es benöthiget war, so mußten Landleute, denen man hätte durch Darlehen ohne Zinsen, und durch Prämien beystehen sollen, sehen, wie ein Theil ihrer Erndte, der, wenn er wieder in ihre fruchtbaren Felder wäre gesteckt worden, nach und nach die Menge der Erzeugnisse vermehrt hätte, gierigen Finanzpächtern in die Hände fiel.

Zu eben der Zeit, da den Inseln auf die Art ein Theil ihrer Waaren genommen wurde, ergriff der ausschließende Handlungsgeist Maaßregeln, um den Preis derjenigen, die man ihnen ließ, herabzusetzen. Das Vorrecht, sie abzuholen, ward auf eine geringe Anzahl Häfen eingeschränkt. Das war eine augenscheinliche Ungerechtigkeit gegen die Rheden des Königreichs, die man verhinderte, eines Rechts zu genießen, das ihnen wesentlich zukam; aber es war auch ein großes Unglück für die Kolonien, welche durch diese Einrichtung die Zahl der Verkäufer an ihren Küsten abnehmen sahe.

Zu diesem Nachtheil gesellte sich bald ein anderer. Das Ministerium hatte gesucht, die fremden Schiffe von ihren Besitzungen jenseits des Meeres abzuhalten, und es war ihm gelungen, weil es ihm damit ein rechter Ernst gewesen war. Diese Seefahrer erhielten durch den Geitz, was ihnen die Gewalt versagte. Sie kauften den französischen Kaufleuten Pässe ab, um nach den Kolonien

lonien zu segeln, und sie brachten die Ladungen, die sie eingenommen hatten, gerade nach ihrem Vaterlande. Diese Betrügerey konnte auf hundert Arten gestraft und verhindert werden. Man hielt sich an die verderblichste. Alle Fahrzeuge sahen sich gezwungen, nicht nur in das Hauptland, sondern in denselben Hafen, woraus sie abgesegelt waren, zurückzukehren. Ein solcher Zwang verursachte nothwendig beträchtliche und ganz unnöthige Kosten; er mußte auch einen großen Einfluß auf den Preis der amerikanischen Erzeugnisse haben.

Ihre Vermehrung wurde auch durch die Auflagen, mit denen sie überladen waren, verhindert.

Der Toback wurde einer Abgabe von 20 Sols a) auf das Pfund unterworfen.

Man verbot anfangs den Indigo in den Färbereyen des Königreichs, unter dem Vorwand, daß er einen Bau des Hauptlandes zerstöre und schade. Als aber wiederholte Erfahrungen auch die Eigensinnigsten überzeugten, daß er mit Waid vermengt, oder allein gebraucht, die Farben schöner und dauerhafter mache, so begnügte man sich damit, ihn mit Auflagen zu beschweren. Sie waren so beschaffen, daß man keinen ausführen konnte. Erst im Jahr 1693 wurde der ins Ausland bestimmte Indigo von diesen Bedrückungen befreyt.

Der

---

a) Oder 27 kr. 4 hlr.

Der Kakao kam nur aus den Händen des Monopols, um im Jahr 1693 einer Abgabe von 15 Sols a) auf das Pfund unterworfen zu werden, obwohl er nur fünf in den Kolonien kostete. Seine Einfuhr in das Königreich wurde anfangs nur über Rouen und Marseille erlaubt, und seit der vorgegebenen Freyheit durch diesen letztern Hafen allein.

Die Baumwolle, die Anfangs der Strenge der Schatzkammer entgangen war, wurde im Jahr 1664 mit 3 Livres b) auf den Centner belegt. Vergeblich setzte man im Jahr 1691 diese Auflage auf die Hälfte herunter. Diese Mäßigung machte die ausgerotteten Stauden nicht wieder aufleben.

Der Absatz des Ingwers, der einen Theil der Eigenschaften des Pfeffers hat, und ihn sehr leicht ersetzen kann, hätte aufgemuntert werden sollen. Aber man hielt ihn durch eine Auflage von 6 Livres c) auf den Centner auf. Sie wurde endlich auf 15 Sols d) gesetzt; aber damals hatte auch die niedrigste Klasse von Menschen für dieses Gewürz eine Art von Widerwillen gefaßt, den nichts mehr überwinden konnte.

Die amerikanische Kassia wurde in Frankreich nur um den vierten Theil so theuer gekauft, als die aus der Levante. Wohl angestellte Untersuchungen

---

a) Oder 20 kr.
b) — 1 fl. 22 kr. 4 hlr.
c) — 2 fl. 45 kr.
d) — 20 kr.

chungen würden dieses Vorurtheil, aus welchem dieser erstaunliche Unterschied des Preises entstand, bald zerstreut haben; aber die Regierung beschäftigte sich niemals mit einem Hülfsmittel, das die Reichthümer ihrer Besitzungen vermehren sollte.

Der Zucker war das reichste Erzeugniß der Inseln. Bis ins Jahr 1669 war die gerade Ausfuhr in allen Seehäfen von Europa erlaubt, so wie auch für alle Waaren der Kolonien. Zu dieser Zeit aber forderte man, daß er nur auf den Rheden des Königreichs abgesetzt werden sollte. Diese Einrichtung vermehrte nothwendig den Preis, und die Fremden, die ihn anderswo wohlfeiler fanden, gewöhnten sich, ihn dort zu holen. Gleichwohl wurde die Parthie, die man ergriffen hatte, den Zucker von der Abgabe von drey vom hundert zu befreyen, Ursache, daß man einige Käufer beybehielt. Ein neuer Fehler verdarb alles.

Diejenigen, die ihn rafinirten, verlangten im Jahr 1682, daß die Ausfuhr des rohen Zuckers verboten werden möchte. Das allgemeine Beste schien dabey ihr einziger Beweggrund. Es wäre, sagten sie, allen guten Grundsätzen entgegen, daß die rohen Materialien in die Fremde giengen, und dort Manufakturen unterhielten, und daß sich der Staat freywillig eine sehr kostbare Arbeit raubte. Dieser scheinbare Grund machte auf Colbert zu viel Eindruck. Was geschah? Ihre Kunst blieb so theuer und so unvollkommen, als sie immer gewesen war. Dies stand den kaufenden Nationen nicht mehr an: der französische Zuckerbau nahm ab, und bey den mitwerbenden Nationen erhielt er einen merklichen Zuwachs.

Einige

Einige Koloniſten, die da ſahen, daß eine ſo verderbliche Erfahrung nicht machte, daß man von dem angenommenen Syſtem abgieng, hielten um die Erlaubniß an, ihren Zucker ſelbſt zu raffiniren. Sie hatten ſo viele Vortheile, um es wohlfeil thun zu können, daß ſie ſich ſchmeichelten, den Vorzug, den man bey den Fremden verloren hatte, bald wieder zu erlangen. Dieſe neue Veränderung war mehr dann wahrſcheinlich, wenn nicht jeder Centner raffinirten Zuckers, den ſie ins Königreich ſchickten, bey der Einfuhr eine Abgabe von 8 Livres *) hätte bezahlen müſſen. Alles, was ſie ungeachtet der Laſt dieſer ungeheuern Auflage thun konnten, war, daß ſie die Konkurrenz mit den franzöſiſchen Raffinirern im Reich ſelbſt aushielten. Alles, was in den beyderſeitigen Werkſtätten verarbeitet wurde, ward ganz daſelbſt verzehrt, und man gab lieber einen wichtigen Handlungszweig auf, als daß man eingeſtand, man habe bey dem Verbot der Ausfuhr des rohen Zuckers Unrecht gehabt.

Von dem Augenblick an konnten die Kolonien, welche ſieben und zwanzig Millionen Pfund Zucker erndteten, ihn nicht ganz an das Hauptland verkaufen, als welches nur zwanzig Millionen brauchte. Der Mangel an Auswegen brachte den Bau deſſelben auf das blos Nothwendige herunter. Dieſes Gleichgewicht konnte nur mit der Zeit eingeführt werden, und ehe man es getroffen hatte, verfiel die Waare zu einem Spottpreiſe herab.

*) Oder 3 fl. 40 kr.

Diese Herabsetzung, die auch noch von der Nachläßigkeit, womit man die Waare verarbeitete, herkam, ward so erstaunlich, daß der rohe Zucker, der im Jahr 1682 für 14 bis 15 Livres a) der Centner verkauft ward, im Jahr 1713 nur 5 bis 6 Livres b) galt.

Der niedrige Preis der Hauptwaare hätte es den Kolonisten ohnehin unmöglich gemacht, die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, wenn auch die Regierung durch ihre Einrichtungen nichts dazu beygetragen hätte. Der Negerhandel ward immer ausschließenden Gesellschaften anvertrauet, die beständig sehr wenig kauften, um gewiß zu seyn, sie desto besser zu verkaufen. Wir haben Grund zu behaupten, daß sich im Jahr 1698 keine zwanzig tausend Sklaven in diesen zahlreichen Besitzungen befanden, und man könnte ohne zu viele Dreustigkeit versichern, daß der gröste Theil durch die Schleichhändler dahin gebracht worden war. Vier und fünfzig Schiffe von mäßiger Größe waren hinreichend, um die Erzeugnisse dieser Kolonien herzuholen.

Die französischen Inseln mußten natürlicher Weise unter der Last so vieler auf einander gehäufter Fesseln unterliegen. Wenn ihre Einwohner sie nicht verließen, um ihren Fleiß anderswohin zu bringen, so muß man ihre Beständigkeit solchen Quellen zuschreiben, an denen die Regierung keinen Theil hatte. Sobald man ein Erzeug-

a) Oder 7 fl. 25 kr. bis 7 fl. 52 kr.
b) Oder 2 fl. 17 kr. bis 2 fl. 45 kr.

Erzeugniß unterdrückte, so wandte sich der Kolonist schnell zu einem andern, das die Schatzkammer noch nicht ergriffen hatte, oder das er gleich in der Geburt erstickt zu werden befürchtete. Die Küsten waren niemals so gut bewacht, daß alle Verbindung mit fremden Seefahrern verhindert werden konnte. Die Räubereyen der Flibustier dienten bisweilen zum Vortheil des Baues. Kurz, die täglich zunehmende Leidenschaft der alten Welt für die Waaren der neuen war eine große Ermunterung zu ihrer Vermehrung. Indessen wären diese Mittel nie hinreichend gewesen, die französischen Kolonien aus ihrer Trägheit zu ermuntern. Es war eine große Erschütterung nöthig. Sie erschien auch im Jahr 1717.

V.

Maaßregeln, welche der Hof von Versailles ergrif, um seine Kolonien nutzbar zu machen.

Zu der Zeit wurde ein deutliches und ungekünsteltes Reglement an die Stelle jener Menge von zweydeutigen Verordnungen bekannt gemacht, welche habsüchtige und unwissende Finanzpächter der Regierung durch ihre Bedürfnisse oder Schwacheit abgenöthiget hatten. Die nach den Kolonien bestimmten Waaren wurden von allen Auflagen freygesprochen. Man setzte die Auflagen der amerikanischen Waaren, die im Königreich verbraucht werden würden, sehr herab. Diejenigen, die den

andern Nationen zugebracht werden konnten, sollten bey der Ein- und Ausfuhr ganz frey seyn, wenn sie drey Procent zahlten. Die auf dem fremden Zucker aufgelegten Abgaben sollten überall, ohne Rücksicht auf besondere Freyheiten erhoben werden, außer in den Häfen von Bayonne und Marseille, wenn er von da wieder herausgieng.

Indem das Hauptland seinen jenseits des Meers liegenden Besitzungen so viel Gunst angedeihen ließ, so vergaß es auch seinen eigenen Vortheil nicht. Es verordnete, daß alle Waaren, deren Verkauf bey ihm nicht erlaubt wäre, jenen auch verboten seyn sollte. Um aber seinen Manufakturen den Vorzug zu geben, so befahl es, daß auch die nicht verbotenen Waaren ihre Auflagen beym Eingang ins Königreich bezahlten sollten, wenn sie schon für die Kolonien bestimmt wären. Nur das gesalzene Rindfleisch, welches Frankreich gar nicht lieferte, ward von dieser Obliegenheit frey gesprochen.

Diese Einrichtung wäre so gut gewesen, als es die Einsichten der damaligen Zeiten erlaubten, wenn das Edikt den Handel nach Amerika, der bis dahin auf einige Häfen eingeschränkt gewesen war, allgemein gemacht, und die Schiffe von der Obliegenheit befreyt hätte, wieder dahin zurückzukehren, wo sie ausgelaufen waren. Ein solcher Zwang schränkte die Zahl der Matrosen ein; vermehrte den Preis des Transports; verhinderte die Ausfuhr der einheimischen Erzeugnisse. Diejenigen, die damals den Staat regierten, mußten diese Ungelegenheiten einsehen, und setzten

sich

sich unstreitig vor, einstens der Handlung die ihr nothwendige Freyheit und Thätigkeit wieder zu schenken. Wahrscheinlicher Weise wurden sie genöthiget, ihre Grundsätze der Erbitterung der Finanzleute aufzuopfern, welche alle ihrem Vortheil zuwiderlaufenden Einrichtungen laut mißbilligten.

Ungeachtet dieser Schwachheit wandte der Kolonist, der nur mit Mühe den Reitzungen eines vortrefflichen Bodens widerstanden hatte, sobald man es ihm erlaubte, alle seinen Fleiß darauf. Sein Flor setzte alle Nationen in Verwunderung. Wenn die Regierung bey der Ankunft der Franzosen in der neuen Welt, durch Vorhersehungskraft, alle die Kenntnisse gehabt hätte, die sie hundert Jahre nachher durch die Erfahrung erhielt, so hätte der Staat früher eines Landbaus und eines Reichthums genossen, der für ihn besser war, als Eroberungen. Man hätte alsdann nicht erlebt, daß er sowohl durch seine Siege, als durch seine unglücklichen Schlachten zu Grunde gerichtet wurde. Die weisen Staatsverwalter, die dem Unglück des Kriegs durch eine glückliche Veränderung im Handel abgeholfen, hätten nicht das Herzenleid gehabt, zu sehen, daß man im Jahr 1696 St. Croix verlassen, und St. Christoph beym Utrechterfrieden aufgeopfert hätte. Ihre Betrübniß wäre noch weit größer gewesen, wenn sie vorausgesehen hätten, daß man im Jahr 1763 genöthiget seyn würde, Grenada an die Engländer zu überlassen. Eine seltsame Krankheit, der Ehrgeitz der Nationen, oder vielmehr der Könige! Nachdem sie tausende von Menschen aufgeopfert haben, um eine entfernte Besitzung

zu erwerben oder zu erhalten, so muß man noch mehrere einbüßen, um sie zu verlieren. Indessen hat Frankreich doch noch wichtige Kolonien. Sie verdienen, daß man ihren Werth wohl überlege. Laßt uns bey Guyana anfangen, welche allen allen andern windwärts liegt.

VI.

Nachrichten von Guyana. Beweggründe, welche die Europäer hätten, es zu besuchen und zu durchgehen.

Die Menschen, die vor der Ankunft der Europäer in diesem so glücklich eingeschlossenen Raum herumstreiften, waren in verschiedenen Nationen, die aber alle aus wenig Menschen bestanden, eingetheilt. Sie hatten keine andere Sitten, als alle übrigen Wilden im mittäglichen Amerika. Die Karaiben allein, welche durch ihre Anzahl und ihren Muth die unruhigsten waren, thaten sich durch einen merkwürdigen Gebrauch bey der Wahl ihrer Oberhäupter hervor. Man mußte um ein solches Volk zu regieren, mehr Kraft, mehr Unerschrockenheit und mehr Einsichten haben, als alle übrigen, und diese Eigenschaften durch augenscheinliche und öffentliche Beweise an den Tag legen.

Der Mann, der Lust hatte, an der Spitze andrer Männer zu gehen, mußte lange vorhero dafür bekannt seyn, daß er alle zur Jagdhund

Fischerey

Fischerey tüchtigen Stellen, alle Wasserquellen und alle Wege kenne. Dann ließ man ihn erstlich lange und kräftige Fasten aushalten. Darauf ließ man ihm ungeheure schwere Lasten tragen. Er brachte die meisten Nächte auf Schildwacht vorm Eingang des Karbet zu. Dann vergrub man ihn bis an den halben Leib in einen Ameisenhaufen, wo er eine lange Zeit den schmerzhaften und blutigen Stichen dieser Thiere ausgesetzt blieb. Wenn er in allen diesen Verfassungen eine Stärke des Leibs und der Seele bewies, die bey allen Gefahren und Plagen, denen die Natur das Leben der Wilden ausgesetzt hat, die Probe hielt; wenn er der Mensch war, der alles erdulden und nichts fürchten konnte, so vereinigten sich die Stimmen für ihn. Indessen, gleichsam als hätte er empfunden, was die Ehre, Menschen zu gebieten, für Pflichten auferlegt, verbarg er sich in dicken Gehölze. Die Nation suchte ihn in einer Einsamkeit auf, die ihn der Stelle, vor der er floh, nur noch würdiger machte. Jeder Anwesende trat ihm mit dem Fuß auf den Kopf, um ihm anzuzeigen, daß, so wie er durch seines gleichen aus dem Staub hervorgezogen würde, so könnten sie ihn wieder hinein versetzen, wenn er die Pflichten seines Amts vergäße. Darinn bestand die Feyerlichkeit seiner Krönung. Dies waren Wilde, die richtigere Begriffe von der Regentenstelle hatten, und die ihre Vorrechte besser kannten, als der gröste Theil der gesitteten Völker. Nach dieser politischen Lehre fielen alle Bogen, alle Pfeile zu seinen Füßen, und die Nation gehorchte seinen Gesetzen, oder vielmehr seinen Beyspielen.

So waren diese Einwohner von Guyana beschaffen, als der Spanier Alfonso Ojeda nebst Amerikus Vesputius und Johann de la Cosa im Jahr 1499 zuerst dahin gelangte. Er durchwanderte einen Theil davon. Man erhielt durch diese Reise nur eine seichte Kenntniß von diesem so weitläufigen Lande. Es geschahen noch mehrere dahin, die, ob sie schon mit mehrern Kosten unternommen wurden, doch nur desto unglücklicher abliefen. Indessen wiederholte man sie aus einem Grunde, der die Menschen immer hintergangen hat, und immer hintergehen wird.

Es hatte sich ein Gerücht verbreitet, dessen Ursprung man nicht weis, daß im Innersten von Guyana sich ein mit dem Namen El Dorado belegtes Land befände, das unermeßliche Reichthümer an Gold und Edelgesteinen, und mehr Bergwerke und Schätze in sich faßte, als je Cortes und Pizarro gefunden hätten. Diese Fabel entzündete nicht allein die von Natur feurige Einbildungskraft der Spanier; sie feuerte alle europäischen Völker an.

Dieser Enthusiasmus befiel hauptsächlich den Walther Raleigh, einen der außerordentlichsten Menschen, der je in dem an sonderbaren Charakteren fruchtbarsten Lande zum Vorschein gekommen ist. Er besaß eine ausschweifende Begierde für alles, was etwas Glänzendes an sich hatte; einen Ruf, der die grösten Namen verdunkelte; mehr Kenntnisse, als diejenigen, die sich ihrem Stande nach den Wissenschaften ganz weihten; eine Freyheit zu denken, die seinem Jahrhundert

nicht

nicht eigen war; und etwas Romanhaftes in seinen Gesinnungen und in seinem Betragen. Diese Gemüthsbeschaffenheit bewog ihn, im Jahr 1595 zur Reise nach Guyana; aber er verließ es, ohne irgend etwas von dem, was er suchte, gefunden zu haben. Indessen machte er bey seiner Rückkehr in England eine mit den prächtigsten Lügen, womit man die Leichtgläubigkeit der Menschen je genährt hat, angefüllte Beschreibung seiner Reise bekannt.

Ein so auffallendes Zeugniß bewog einige Franzosen, im Jahr 1604 unter den Befehlen des Ravardiere ihre Segel nach diesen Gegenden zu lenken. Andere Abentheurer ihrer Nation säumten nicht, ihrer Spur nachzufolgen. Alle unterwarfen sich unglaublichen Mühseeligkeiten. Endlich setzten sich einige, eher durch so viele Arbeiten abgeschröckt, als in ihren Hoffnungen muthlos gemacht, in Kayenne fest.

VII.

Die Franzosen lassen sich in Guyana nieder, und verzehren sich ein Jahrhundert lang daselbst.

Einige Handelsleute in Rouen, welche meynten, es ließe sich von diesem Pflanzort Nutzen ziehen, schossen ihre Kapitalien im Jahr 1643 zusammen. Sie trugen ihre Angelegenheiten einem wild gesinnten Menschen mit Namen Poncet de Bretigny auf,

auf, der sowohl mit den Kolonisten, als mit den Wilden Krieg anfieng, und daher ermordet ward. Da diese traurige Begebenheit den Eifer der vereinigten Kaufleute niedergeschlagen hatte, so entstand im Jahr 1651 eine neue Gesellschaft, welche sich höher empor schwingen zu wollen schien. Die Größe ihrer Kapitalien setzte sie in den Stand, gleich in Paris sieben bis acht hundert Kolonisten zusammen zu bringen. Sie stiegen auf der Seine zu Schiff, um nach Havre de Grace herunter zu fahren. Zum Unglück mußte der tugendhafte Abt von Marivault, der die Seele dieser Unternehmung war, und sie als Generaldirektor einrichten sollte, ertrinken, indem er in sein Boot steigen wollte. Roiville, ein Edelmann aus der Normandie, der als Oberbefehlshaber nach Kayenne geschickt wurde, ward auf der Fahrt ermordet. Zwölf der Hauptinteressenten, und die Urheber dieser Frevelthat betrugen sich in der Kolonie, die sie über sich genommen hatten, in Flor zu bringen, mit aller der Bosheit, die dieses abscheuliche Vorspiel ankündigte. Sie ließen einen unter sich aufhenken. Zwey starben. Drey wurden auf eine wüste Insel verwiesen, die übrigen ergaben sich den grösten Ausschweifungen. Der Kommandant des Kastells gieng mit einem Theil seiner Besatzung zu den Holländern über. Alles, was dem Hunger, dem Elend, der Wuth der Wilden auf dem festen Lande, die man auf hunderterley Arten gereitzt hatte, entgangen war, schätzte sich sehr glücklich, daß es sich in einem Boot und zwey Kähnen auf die Windinseln retten konnte. Sie verließen das Fort, den Vorrath, das Gewehr, die Waa-

ren

ren und fünf bis sechs hundert Leichname ihrer unglücklichen Gefährten, fünf Vierteljahre, nachdem sie auf der Insel gelandet hatten.

Es entstand im Jahr 1663 eine neue Gesellschaft unter der Führung des la Barre, eines Requetenmeisters. Ihr Kapital betrug nur zwey mal hundert tausend Livres *). Der Beystand der Regierung setzte sie in den Stand, die Holländer, die sich unter Spangers Anführung in dem ihr ertheilten Gebiet niedergelassen hatten, nachdem es von den Franzosen verlassen worden war, dort zu verjagen. Ein Jahr nachher ward diese schwache Gesellschaft ein Theil der Großen, in welcher man alle, welche die Nation für Afrika und die neue Welt errichtet hatte, vereinigte. Kayenne wurde im Jahr 1667 von den Engländern angegriffen, geplündert und verlassen, und die Flüchtigen nahmen wieder Besitz davon, um sich selbiges im Jahr 1672 durch die Unterthanen der vereinigten Provinzen abermals entrissen zu sehen, die es nur bis zum Jahr 1676 behalten konnten. In diesem Zeitpunkt jagte sie der Marschall d'Etrees heraus. Seitdem ist die Kolonie nicht wieder angegriffen worden.

Diese so oft zerrüttete Besitzung schöpfte kaum Athem. Kaum fieng sie an, einen Anfang von Ruhe zu genießen, als man günstige Hoffnungen von ihrem Flor schöpfte. Einige Flibustiere, die mit Beut beladen aus dem Südmeer zurückkamen, ließen sich daselbst nieder; und was das wichtigste war, so entschloßen sie sich, ihre Reichthümer in

*) Oder 91666 fl. 40 kr.

in den Landbau zu stecken. Sie schienen ihn mit Macht treiben zu wollen, weil sie grosse Mittel dazu hatten, als Ducasse, welcher Schiffe und den Ruf eines guten Seemannes hatte, ihnen im Jahr 1688 vorschlug, Surinam zu plündern. Ihre natürliche Neigung lebte wieder auf; die neuen Kolonisten wurden wieder Seeräuber, und ihr Beyspiel riß fast alle andern Einwohner mit hin.

Die Unternehmung lief aber unglücklich ab. Ein Theil der Streitenden fiel in dem Angriff; die andern wurden zu Gefangenen gemacht, und nach den Antillen geschickt, wo sie sich niederließen. Die Kolonie hat sich niemals von diesem Verlust erholt. Weit gefehlt, daß sie sich hätte in Guyana ausbreiten können, so hat sie sich kaum in dem schwächsten Zustand auf Kayenne erhalten.

Diese Insel, die vom festen Lande nur durch das Wasser von zwey Flüssen getrennt ist, mag etwan sechszehn Meilen im Umfange haben. Durch eine Beschaffenheit, welche die Natur den Inseln selten beylegt, nach der sie an den Küsten hoch und in der Mitte tief ist, wird sie von so vielen Morästen durchschnitten, daß man nur durch grosse Umwege auf denselben zu einander kommen kann. In einer Ebene von zwey Meilen, die sehr leicht mit schiffbaren Kanälen durchschnitten werden konnte, und aus welcher man nicht einmal das Wasser auszuziehen gewußt hat, wurde der einzige Flecken erbaut, der in der Kolonie ist. Es ist ein Haufen Hütten, die ohne Ordnung noch Bequemlichkeit auf einander liegen, in welchen während der Sommerszeit häufige

Fieber

Fieber herrschen, ob man wohl die gesunde Beschaffenheit so sehr angepriesen hat. Er wird von einem bedeckten Weg, einem breiten Graben, einem sehr guten erdnen Wall und fünf Bollwerken vertheidigt. Mitten in dem Flecken liegt noch eine ziemlich hohe Erhöhung, wo man eine Redoute angelegt hat, die man das Kastell nennt, in welcher vierzig Mann noch nach Einnahme des Orts kapituliren könnten. Die Einfahrt des Hafens hat nicht mehr als dreyzehn Fuß Tiefe. Die Schiffe könnten vierzehn finden; aber glücklicher Weise ist der Schlamm weich, und ohne Gefahr durchzuarbeiten.

Die ersten Erzeugnisse von Kayenne waren Orlean, Baumwolle und Zucker. Sie war die erste unter den französischen Kolonien, die Kaffee zog. Man hat immer daselbst geglaubt, und glaubt es vielleicht noch, daß sie solchen durch einige Ueberläufer im Jahr 1721 erhalten, die ihren Pardon dadurch erkauften, daß sie ihn von Surinam mitbrachten, wo sie hingeflüchtet waren. Ein genauer Geschichtschreiber hat seit kurzem, vermuthlich aus guten Nachrichten geschrieben, daß diese Wohlthat durch den la Motte Aigron erfolgt sey, der im Jahr 1722 die Geschicklichkeit hatte, von dieser holländischen Kolonie frischen Kaffeesaamen, ungeachtet des strengen Verbots solchen in Hülsen auszuführen, herzubringen. Zehn bis zwölf Jahre nachher pflanzte man Kakao. Im Jahr 1752 kamen aus der Kolonie 260541 Pfund Roku oder Orlean, 80363 Pfund Zucker, 17919 Pfund Baumwolle, 26881 Pfund Kaffee, 91916 Pfund Kakao, und 618 Schuh Holz.

Diese

Diese Erzeugnisse zusammen genommen waren das Einbringen von neunzig französischen Familien, von hundert fünf und zwanzig Indiern, und fünfzehn hundert Negern, aus denen die ganze Kolonie bestand.

VIII.

Der Hof von Versailles setzt sich vor, Guyana in blühenden Zustand zu versetzen. War dieser Entwurf auch mit Ueberlegung gemacht? Wurde er weislich ausgeführt?

So und noch schwächer war der Zustand von Kayenne beschaffen, als zum Erstaunen aller Menschen der Hof zu Versailles im Jahr 1763 ihm einen großen Glanz zu verschaffen suchte. Man erhob sich aus dem Unglück eines schimpflichen Kriegs. Die Lage der Dinge hatte das Ministerium dazu bewogen, den Frieden durch die Aufopferung vieler wichtiger Besitzungen zu erkaufen. Es schien höchst nothwendig, die Nation sowohl ihre Unfälle, als die Fehltritte, durch welche sie herbey gebracht worden waren, vergessen zu machen. Die Hoffnung eines bessern Glücks konnte ihre müßigen Stunden beschäftigen, und ihre Habsucht hintergehen; und man wandte ihre Blicke von den Kolonien, die sie verloren hatte, ab, und auf Guyana hin, welches, wie man sagte, so viele Unfälle wieder gut machen sollte.

Dies war die Meynung derjenigen Bürger nicht, die von der Lage der Sache am besten unterrichtet zu seyn schienen. Eine Kolonie, die seit anderthalb hundert Jahren, und in einem Zeitpunkt errichtet worden, wo die Gemüther zu grossen Unternehmungen heftig angetrieben wurden; eine Kolonie, in welcher weder bürgerliche Unruhen, noch auswärtige Kriege die Arbeiten zerstört hatten; eine Kolonie, welche kluge Befehlshaber mit Uneigennutz und Eifer regiert hatten; eine Kolonie, welcher das Wohlwollen der Regierung und die Unterstützung des Handels niemals gemangelt hatten; eine Kolonie, für deren Erzeugnisse es nie an Auswegen mangelte; diese Kolonie war nichts. Niemals hatte man daselbst eine blühende Pflanzung gesehen. Kein besonderes Glück hatte sich daselbst erhoben. Elend und Dunkelheit waren ihr hartnäckiges Erbtheil, in eben dem Zeitpunkt, wo die übrigen französischen Besitzungen in Amerika, die alte und die neue Welt durch ihren Glanz und ihre Reichthümer in Erstaunen setzten. Fern daß die Zeit und der Fortgang der Kenntnisse ihr Schicksal verbessert hätte, wurde vielmehr ihre Lage von Tag zu Tag ärger. Wie konnte man hoffen, daß sie die hohen Bestimmungen erfüllen würde, die man ihr zubereitete? Diese Betrachtungen hielten das Ministerium nicht ab. Wir wollen sehen, was zur Rechtfertigung dieser Absichten gesagt worden.

Beym ersten Einfall der Europäer zeigte Amerika zwey ganz verschiedene Länder, die heiße und die gemäßigte nördliche Zone. Das erstere bot dem

Gold-

Golddurst eine weite Schaale; der Habsucht Reitze; der Weichlichkeit Ruhe; der Wollust ihre Nahrung; und der Pracht ihre Quelle dar. Derjenige, der sich dessen zuerst bemächtigte, mußte durch seinen Glanz blenden, durch die Vorstellung seines Glücks verführen. Ein eben so mächtiger als schneller Reichthum mußte ihm in der alten Welt einen um so ausgebreitetern Einfluß verschaffen, als die Natur des wahren Reichthums daselbst unbekannt war, und als dessen Nebenbuhler sich plötzlich in eine verhältnißmäßige Armuth versetzt sahen, die eben so unerträglich, als die wirkliche Armuth ist. Seine neue Herrschaft war das Vaterland des Despotismus. Die Hitze zerrüttete daselbst die Kräfte des Leibs; der Müßiggang, die nothwendige Folge einer Fruchtbarkeit, welche die Bedürfnisse ohne Arbeit verschaft, raubte der Seele alle Spannungskraft. Diese Gegend unterlag ihrer Bestimmung. Die Völker, die sie bewohnten, waren Sklaven, und erwarteten einen Herrn. Er kam. Er befahl, zu gehorchen, und man gehorchte. Der Geist der unumschränkten Herrschaft war ein Landeserzeugniß, das man schon zubereitet fand; aber über seinem Haupt schwebte ein Feind, dem man nicht widerstehen konnte, und der ihn hinwiederum unterjochen mußte, nemlich das Klima. In der ersten Betäubung machte der Eroberer die weitläufigsten Entwürfe, und hatte dem Anschein nach die gegründetsten Hoffnungen. Er betrachtete das Zeichen der Reichthümer, als den schaffenden und erhaltenden Grundstoff der politischen Kräfte; und wie sehr hätte er sich da nicht betrogen? Wenn wir von

diesem

diesem Vorurtheil gesund worden sind, so haben wir vielleicht diese große Lehre dem daraus entsprungenen Unglück zu danken. Er bildete sich ein, und mußte es sich einbilden, daß er mit dem Gold Nationen eben so in seine Dienste bekommen könnte, wie er die Neger an seinen Fesseln hätte, ohne vorauszusehen, daß dieses Gold, das ihm eifersüchtige Bundsgenossen verschafte, daraus eben so viel mächtige Feinde machen würde, die, indem sie ihre Waffen mit den erhaltenen Reichthümern verbinden, dieses doppelte Werkzeug zu seinem eigenen Verderben anwenden würden.

Die gemäßigte Zone des nördlichen Amerikas konnte nur freye und arbeitsame Völker reitzen. Sie hat nur gewöhnliche und nöthige Erzeugnisse, die aber eben dadurch eine ewige Quelle von Reichthümern und Macht sind. Sie begünstiget die Bevölkerung, indem sie zu jenem ruhigen und stillen Landbau, der die Familien ihrem Land anhängend macht, und sie vermehrt, der vor Eroberungen verwahrt, weil er die Habsucht nicht reitzt, Anlaß giebt. Sie erstreckt sich über ein unermeßlich großes festes Land, in einer weitern und der Schiffahrt überall offen stehenden Front aus. Ihre Küsten werden von einem fast immer freyen und mit zahlreichen Häfen angefüllten Meere bespühlt. Die Kolonisten sind da nicht so weit vom Hauptlande entfernt, leben unter einem ihrem Vaterland angemeßnern Himmel, in einem zur Jagd, zur Fischerey, zum Landbau, zu allen Uebungen und zu den Arbeiten, welche die Stärke des Leibs unterhalten, und vor den seelenverderben-

den Lastern verwahren, geschickten Lande. Also wird so wie in Europa auch in Amerika Süden von Norden aus bezwungen werden. Jenes wird mit Bewohnern und Landbau angefüllt werden, indessen dieses seine wollüstige Säfte und seine Goldbergwerke erschöpfen wird. Jenes wird vielleicht wilde Völker durch seinen Verkehr mit freyen Völkern gesitteter machen können: dieses wird nie etwas anders seyn, als ein ungeheures und schwaches Gemisch eines Sklavengeschlechts mit einer Nation von Tyrannen.

Es war für die mittäglichen Kolonien ein wesentlicher Vortheil, daß sie Quellen der Bevölkerung und Kraft in Norden hatten, um sich da einen Handel der Ueppigkeitswaaren mit den Nothwendigkeitswaaren offen zu erhalten: um eine beständige Verbindung zu haben, die im Fall des Angriffs Verstärkung verschaffen könnte, und eine Zuflucht, wenn sie bezwungen wären, ein Gegengewicht der Landmacht bey der Schwäche des Seewesens zu behalten.

Die französischen mittäglichen Kolonien genoßen vor dem letzten Krieg dieses Schutzes. Kanada konnte durch seine Lage, durch den kriegerischen Geist seiner Bewohner, durch seine Bündnisse mit wilden Völkerschaften, welche der Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit der französischen Gemühtsart gewogen waren, Neu-England, wo nicht die Waage halten, doch beunruhigen. Der Verlust dieses großen festen Landes bewog das französische Ministerium, in einem andern festen Lande Schutz zu suchen; und es hofte, ihn in Guyana zu finden, wenn es daselbst eine freye

und

und französische Völkerschaft hinsetzte, die im Stand wäre, für sich selbst den fremden Angriffen zu widerstehen, und mit der Zeit, wenn es die Umstände erforderten, den andern Kolonien zu Hülfe eilen könnte.

So war offenbar sein System. Es fiel ihm niemals ein, daß eine also bewohnte Gegend das Hauptland, durch die Hervorbringung solcher Waaren, die den mittäglichen Kolonien eigen sind, jemals bereichern könnte. Die guten Grundsätze waren ihm zu bekannt, als daß es nicht wissen sollte, daß es unmöglich ist, zu verkaufen, wenn man nicht den Marktpreis halten kann: daß man diesen Zweck nicht erreichen kann, wenn man das Land nicht mit eben so wenig Kosten baut, als seine Mitbuhler, und daß Arbeiten, die von freyen Menschen gemacht werden, ganz nothwendig unendlich theurer sind, als diejenigen, die man Sklaven überträgt.

Die ganze Sache ward von einem thätigen Minister geleitet. Als ein kluger Staatskundiger, der die Sicherheit den Reichthümern nicht nachsetzt, wollte er nur ein Bollwerk zur Vertheidigung der französischen Besitzungen aufführen. Als ein gefühlvoller Weltweiser, der die Rechte der Menschheit kennet, und sie scheuet, wollte er diese fruchtbaren und öden Gegenden mit freyen Menschen besetzen. Allein das Genie, und zumal das Genie, wenn es nach dem Genuß ungeduldig ist, sieht nicht alles voraus. Man irrte, weil man glaubte, daß Europäer unter der brennenden Zone die Mühseligkeiten, welche das Urbarmachen

der Ländereyen erfordert, aushalten würden; daß Menschen, die nur in der Hoffnung eines bessern Zustandes ihr Vaterland verließen, sich an den erbettelten Unterhalt eines wilden Lebens, unter einem minder gesunden Himmelsstrich, als der, aus welchem sie zogen, gewöhnen würden.

Dieses schlechte System, in welches sich die Regierung durch kühne Menschen hinreißen ließ, die ihr Eigendünkel irre führte, oder die das öffentliche Wohl ihrem Privatinteresse aufopferten, wurde eben so thöricht ausgeführt, als es leichtsinnig angenommen worden war. Alles ward darinn, ohne Gesetzgebungsgrundsätze, ohne Einsicht der Verhältnisse, welche die Natur zwischen Menschen und Ländereyen festgestellt hat, angelegt. Letztere wurden in zwey Klassen eingetheilt, in die Klasse der Eigenthümer, und der in Lohn Lebenden. Man sahe nicht ein, daß diese in Europa eingeführte Vertheilung das Werk des Kriegs, der Staatsveränderungen und der unendlichen Zufälle ist, welche die Zeit mit sich herbeybringt; daß sie eine Folge des Fortgangs der Geselligkeit, nicht aber die Grundlage der gesellschaftlichen Verbindung ist, welche ursprünglich haben will, daß alle ihre Glieder an dem Eigenthumsrecht Theil haben sollen. Die Kolonien, welche neue Bevölkerungsanlagen, neue Gesellschaften sind, müssen dieser Grundregel folgen. Man gieng gleich beym ersten Schritt davon ab, indem man nur denen Ländereyen in Guyana bestimmte, die mit Kapitalien und Vorschüssen zum Landbau dahin reisen konnten. Die andern, deren Habsucht man durch unbestimmte

und

und zweydeutige Hoffnungen reitzte, wurden von dieser Vertheilung der Ländereyen ausgeschlossen. Das war ein Staatsklugheitsfehler gegen die Menschlichkeit. Hätte man allen neuen Kolonisten, die man in dieses nackte und öde Land versetzte, ein Stück Länderey gegeben, so hätte es jeder auf eine seinen Kräften und Mitteln angemeßene Art gebauet, der eine mit seinem Geld, der andere mit seinen Händen. Man mußte weder die, welche Kapitalien hatten, abschröcken, weil es für eine werdende Kolonie kostbare Menschen waren, noch ihnen einen ausschließenden Vorzug geben, aus Furcht, sie möchten keine Helfer finden, die sich von ihnen abhängig machen ließen. Es war unumgänglich nöthig, allen Auswanderern ein Eigenthum anzubieten, auf welches sie ihre Arbeit, ihren Fleiß, ihr Geld, kurz ihr ganzes großes oder kleines Vermögen zu ihrem Nutzen verwenden konnten. Man mußte voraussehen, daß Europäer, ihr Zustand mochte seyn, welcher er wollte, ihr Vaterland nicht ohne die Hoffnung eines bessern Schicksals verlassen würden; und daß, wenn man ihre Hoffnung und ihr Vertrauen in diesem Punkt täuschte, man die Kolonie, die man anlegen wollte, zu Grund richtete.

Menschen, die nach ungebauten Länder geschickt werden, finden da nichts, als Bedürfnisse, und die am besten eingerichteten, am besten befolgten Arbeiten können nicht verhindern, daß diejenigen, die in diese Wüsten ziehen werden, um das Land anzubauen, nicht bis zum nähern oder entferntern Zeitpunkt der Erndte von allem entblößt seyn

werden. Es verpflichtete sich auch der Hof von Versailles, dem eine so auffallende Wahrheit nicht entgehen konnte, zwey Jahre hindurch alle Teutschen, alle Franzosen, welche sie zur Bevölkerung von Guyana bestimmen wurde, zu ernähren. Aber diese Handlung der Gerechtigkeit war keine Handlung der Klugheit. Man konnte voraussehen, daß die Lebensmittel durch die Agenten der Regierung schlecht gewählt seyn würden. Man konnte voraussehen, daß wenn schon die Versorgung mit Eifer, mit Klugheit, mit Uneigennützigkeit geschähe, doch unumgänglich der gröste Theil auf auf der Fahrt oder im Lande verderben würde. Man konnte voraussehen, daß das gesalzene Fleisch gut oder schlecht aufbehalten, niemals eine dienliche Nahrung für die unglücklichen Flüchtlinge seyn würde, die ein gesundes und gemäßigtes Klima gegen den heißen Sand der brennenden Zone vertauschen, um die feuchte und regnerische Luft der Wendezirkel einzuathmen.

Eine nachdenkende Staatskunst würde sich mit Vermehrung der Heerden beschäftiget haben, ehe man an die Besetzung mit Menschen gedacht hätte. Diese Vorsicht hätte nicht nur den ersten Kolonisten eine gesunde Nahrung versichert, sondern sie hätte ihnen auch noch tüchtige Werkzeuge zu den Unternehmungen geliefert, welche die Bildung einer neuen Völkerschaft erfordert. Mit dieser Unterstützung hätten sie Müheseligkeiten getrotzt, welche das Ministerium freygebig zu bezahlen übernommen hätte, und hätten für ihre Nachfolger Wohnungen und Lebensmittel zubereitet. In dieser Verbindung, die kein großes Nachdenken erforderte

forderte, hätte die Kolonie, die man zu bilden vorhatte, diejenige Festigkeit erlangt, deren sie fähig gewesen wäre.

So natürliche Betrachtungen ließ man sich nicht beykommen. Zwölf tausend Mann wurden nach einer langen Fahrt auf wüsten und unbewohnbaren Ufern ans Land gesetzt. Man weis, daß unter der ganzen heißen Zone das Jahr in zwey Jahrszeiten abgetheilt ist, in die trockene nemlich, und in die regnige. In Guyana fällt der Regen, vom Anfang Novembers an bis zu Ende Mays so heftig, daß die Länder überschwemmt, und gar nicht im Stand sind, gebaut zu werden. Wenn die neuen Kolonisten im Anfang der trockenen Jahrszeit hingekommen wären, so hätte man sie auf die für sie bestimmten Ländereyen angestellt, und sie hätten Zeit gehabt, ihre Wohnungen einzurichten, die Waldungen umzuhauen oder zu verbrennen, ihre Felder umzugraben und zu besäen.

Aus Mangel dieser Ueberlegungen wußte man nicht, wo man diese große Menge Menschen, die in der regnigen Jahrszeit immer hinter einander ankamen, hinthun sollte. Die Insel Kayenne hätte den neuen Ankommenden zum einstweiligen Aufenthalt und Erquickungsort dienen können. Man hätte Obdach und Hülfe daselbst gefunden. Allein der falsche Gedanke, womit man eingenommen war, daß man die neue Kolonie nicht mit der alten vermengen wollte, machte, daß man diese Hülfe verwarf. Folglich setzte man dieses Eigensinns wegen zwölf tausend

Schlachtopfer an den Teufelsinseln oder an den Ufern des Kuru unter Gezelte und in elenden Hütten aus. Der Unthätigkeit, der Langenweile, der Beraubung der nöthigen Bedürfnisse, denen aus verdorbenen Nahrungsmitteln allzeit entstehenden Krankheiten, kurz allen Unordnungen, die der Müßiggang in einem aus der Ferne her unter einen neuen Himmel versetzten Pöbel erzeugt, dort überlassen, endigten sie ihr trauriges Schicksal in der schröcklichsten Verzweiflung. Ihre Asche wird ewig gegen die Erfinder und Begünstiger eines so verderblichen Entwurfs, der so viele Unglückselige mit so großem Kosten auf einmal ums Leben gebracht hat, um Rache schreyen, als wenn der Krieg, dessen Lücken sie ausfüllen sollten, nicht innerhalb acht Jahren genug hingeraft hätte.

Damit diesem Unglück ja nichts abgehen möchte, und damit die 25,000,000 Livres *), die zur Ausführung eines so thörichten Systems angewandt wurden, gänzlich verloren seyen, so glaubte der Mann, dem es aufgetragen war, so vielem Elend ein Ende zu machen, daß er zwey tausend Menschen, deren starke Leibesbeschaffenheit der Schädlichkeit des Klima und mehrerm Elend, als zu beschreiben wäre, widerstanden hatten, nach Europa zurückführen müßte.

Der Staat befand sich glücklicher Weise mächtig genug, um einen so großen Verlust zu ertragen. Aber wie schmerzhaft ist es für das Vaterland, für die Unterthanen, für die Herzen, die

a) Oder 11,458,333 fl. 20 kr.

die auf das französische Blut geitzig sind, wenn sie sehen müssen, daß dasselbe aus einer thörichten Eifersucht der Gewalt, die ein strenges Stillschweigen über die öffentlichen Angelegenheiten gebietet, in so verderblichen Unternehmungen verschwendet wird. Ach! ist es nicht der Vortheil der ganzen Nation, daß die Häupter derselben Einsichten besitzen? Und können sie anders dazu gelangen, als durch die allgemeinen Einsichten? Warum verbirgt man der Nation Projekte, deren Gegenstand und Werkzeug sie seyn soll? Hofft man den Willen ohne die Einbildung zu beherrschen; Muth ohne Zutrauen einzuflößen? Die wahren Einsichten liegen in den öffentlichen Schriften, wo die Wahrheit sich frey zeigt, wo die Lüge fürchtet, entdeckt zu werden. Die geheimen Aufsätze, die besondern Entwürfe sind fast immer nur ein Werk geschickter und interessirter Gemüther, die sich durch finstre und krumme Gänge in das Kabinet der Staatsminister einschleichen. Wenn ein Regent, wenn ein Minister sich nach der öffentlichen Meynung der Einsichtsvollen betragen hat, und er dann Unglücksfälle erfahren muß, so kann es ihm weder Himmel noch Erde vorwerfen. Aber Unternehmungen, die ohne den Rath und den Wunsch der Nation angestellt sind; Begebenheiten, die ohne Vorwissen aller derjenigen, deren Leben und Vermögen man ausseßt, eingefädelt werden; was ist das wohl anders, als ein geheimes Bündniß, eine Verschwörung einiger einzelnen Menschen gegen die ganze Gesellschaft? Wie lange wird noch die oberste Gewalt glauben, sie erniedrige sich, wenn sie sich mit den Unterthanen unterhält?

Wie

Wie lange wird sie noch den Menschen Verachtung genug zeigen, um nicht einmal sich zu bemühen, die Verzeihung ihrer Fehler zu erlangen?

Was ist aus der Katastrophe, wo so viele Unterthanen, so viel Fremde dem Irrthum des französischen Ministeriums in Ansehung Guyanas aufgeopfert worden sind, erfolgt? Daß man dies unglückliche Land, mit aller Ausschweifung, die der aus dem Unglück entspringende Groll zu den wirklichen Ursachen hinzufügt, verrufen hat. Glücklicher Weise haben die Beobachtungen einiger aufgeklärten Köpfe uns in den Stand gesetzt, diese Verwirrung aus einander zu setzen.

IX.

Begriff, den man sich von den Küsten, und von dem Boden von Guyana machen muß.

Diese weitläufige Gegend, die man mit dem prächtigen Namen Equinoctialfrankreich belegt, gehört nicht ganz dem Hof von Versailles, wie er selbiges ehemals behauptete. Die Holländer, als sie sich gegen Norden, und die Portugiesen gegen Süden niederließen, haben die Franzosen zwischen den Fluß Maroni und Vincent Poincon oder Oyapock eingeschränkt, welches einen Raum von mehr als hundert Meilen ausmacht.

Die

Die Meere, die dieses lange Ufer benetzen, sind leicht, offen, von allen Hindernissen befreyt, welche die Schiffahrt hindern können. Man sieht nur die zwey Teufelsinseln drey Meilen vom festen Lande. Da sie nur durch einen Kanal von 80 Klaftern breit getrennt ist, so wäre es was leichtes, sie zu vereinigen, und nach ihrer Vereinigung würden sie ein hinlänglicher Schutzort für die grösten Schiffe seyn. Die Natur hat die Dinge so geordnet, daß es nur wenig kosten würde, mit den Materialien, die sich auf der Stelle selbst befinden, den Platz unüberwindlich zu machen. Von diesem Hafen aus, der einen Theil des Jahrs mit Schildkroten bedeckt, und im Wind des amerikanischen Archipels gelegen ist, könnte eine Flotte während des Kriegs in sieben oder acht Tagen allen Nationalbesitzungen zu Hülfe kommen, oder die feindlichen Mächte Frankreichs angreifen.

Keine Gefahr ist an diesen Ufern zu fürchten. Die Winde sind insgemein so günstig, daß man sich so sehr und so nahe an die Ufer machen kann, als man will. Wenn diese Ordnung, welches unendlich selten ist, gestört wird, oder daß Windstille erfolgt, so bleibt die Zuflucht übrig, daß man in einem vortrefflichen Grund landen kann.

Diese Vortheile sind unglücklicher Weise mit einigen Beschwerden verbunden. Schnelle Ströme widersetzen sich der Ankunft der Seefahrer. Wenn man, um ihnen auszuweichen, sich dem Land zu sehr nähert, so fehlt beynahe überall Wasser.

Man

Man findet sogar keines an der Mündung der Flüsse, die nur kleine Schiffe aufnehmen können. Der Approvageﬂuß ist der einzige, der zwölf Fuß Tiefe hat. Hier können sich die Schiffe auf einem weichen Schlamm ruhig, aller Verbesserung, die sie nöthig haben, überlassen. Indessen müssen sie doch eilen, weil die Würmer, die schlammigen Wasser, die Regen und die Hitze daselbst in kurzer Zeit die am besten gebauten und ausgerüsteten Schiffe verderben.

In dieser Gegend, ob sie schon der Mittagslinie nahe liegt, ist das Klima doch erträglich. Diese Mäßiggung kann vielleicht der Länge der Nächte, den häufigen Nebeln, und dem Thau zugeschrieben werden. Zu keiner Zeit erfährt man in Guyana jene erstickende Hitze, die in vielen andern Gegenden von Amerika so gewöhnlich ist.

Unglücklicher Weise wird diese Kolonie in den sechs ersten Monaten des Jahrs, und bisweilen noch länger durch abscheuliche Regengüsse verdorben. Diese häufigen Regen verschlimmern die erhabenen Oerter, überschwemmen die Ebenen, verfäulen die Gewächse, und halten oft die nothwendigsten Arbeiten auf. Das Wachsthum ist alsdann so stark, daß es unmöglich wäre, es in den ordentlichen Gränzen zurückzuhalten, wie viele Arme auch angewandt würden, dagegen zu arbeiten. Auf dieses Unglück folgt ein anderes, nemlich eine lange Trockene, welche die Erde berſten macht und ausglüht.

Die

Die Meynungen von dem Boden in Guyana haben sich lange Zeit widersprochen. In unsern Tagen ist es bekannt, daß er meistens eine steinige Tufferde, mit Sand und einigen zerstörten Gewächsen bedeckt ist. Diese Erden sind leicht zu bearbeiten, aber ihr Erzeugniß ist allzeit sehr schwach, und hört sogar nach vier oder fünf Jahren auf. Der Pflanzer ist alsdann gezwungen, neuen Anbau vorzunehmen, der allzeit das Schicksal des erstern hat. Selbst derjenige, der in einem tiefern Grund, den man von Zeit zu Zeit antrift, gebaut ist, hat keine lange Dauer, weil die wiederholten Regen, die gußweise in dieser Gegend fallen, bald die Säfte davon reissen, die zur Fruchtbarkeit dienen könnten.

Auf diesen magern Feldern ließen sich die ersten Franzosen nieder, welche ein widriges Schicksal nach Guyana trieb. Die nachfolgenden Nationen suchten überall einen fruchtbarern Boden, ohne jemals einen finden zu können. Vergeblich that die Schatzkammer nach und nach grosse Opfer, um diese Kolonie zu verbessern. Diese Ausgaben waren unnütz, weil sie die Natur der Dinge nicht ändern konnten. Das Beyspiel der Holländer, die, nachdem sie auch lange Zeit in den erhöhten Strichen Landes vergebens arbeiteten, endlich in den Pflanzungen glücklich waren, die sie in den ausgetrockneten Morästen mit unglaublicher Mühe angelegt hatten, dies Beyspiel machte keinen Eindruck. Endlich hat der Herr Mallouet, dem die Verwaltung dieser unglücklichen Kolonie übergeben worden, selbst dasjenige ausgeführt, was er zu Surinam ausüben gesehen; und der

Raum,

Raum, den er dem Ocean entrissen hatte, war bald mit Erzeugnissen bedeckt. Dieser Anblick hat den Kolonisten eine Nacheiferung eingepflanzt, deren man sie nicht fähig glaubte, und sie erwarten nichts, als Unterstützung von der Regierung, um das Hauptland mit ihren Erzeugnissen zu bereichern.

In Zukunft werden die Pflanzungen auf die von den Bergen abgeschwemmten Grundplätze angelegt werden. Man wird müssen Moräste austrocknen, Kanäle graben, Dämme aufwerfen; warum sollten die Franzosen sich fürchten, dasjenige zu unternehmen, was sie so glücklich an ihren Gränzen ausgeführt sehen? Warum sollte der Hof von Versailles sich weigern, durch Vorschuß und Gnadenaustheilungen einen wahrhaftig nützlichen Anbau zu befördern? Einen Anbau! dies sind Eroberungen auf dem Erdboden zum Vortheil aller Menschen, und nicht Provinzen, die man entvölkert, die man verheert, um sich deren zu bemächtigen; die das Blut von zwey Nationen kosten, und keine bereichern; die man mit großen Kosten bewachen, und Jahrhunderte durch mit Völker besetzen muß, ehe man sich einen ruhigen Besitz derselben versprechen kann.

Alles lädt das französische Ministerium zu der Parthie ein, die man ihm vorschlägt. In Guyana sind die unterirrdischen Feuer, die in dem übrigen Amerika sehr gemein sind, gegenwärtig erloschen. Man bemerkt kein Erdbeben daselbst. Die Stürme lassen ihre Wuth an den Küsten nicht aus. Seine Anfahrt ist voller

Schwie-

Schwierigkeiten, daß man voraus sagen kann, es werde nicht erobert werden. Die französischen Inseln hingegen, die schon einmal weggenommen waren, ziehen die Aufmerksamkeit an sich, und erregen die Begierde einer sehr erbitterten Nation zu ihrer Zurückgabe. Ihr Widerwille läßt vermuthen, daß sie allzeit geneigt seyn wird, durch die Gewalt der Waffen die Fehler der Unterhandlungen wieder gut zu machen. Das gegründete Zutrauen in ihre Seemacht wird sie vielleicht bald in einen neuen Krieg stürzen, um das wieder zu nehmen, was sie wieder gegeben hat, und um ihre Eroberungen noch weiter zu treiben. Wenn das Glück ihre Kräfte noch unterstützte, wenn ein Volk, durch Siege aufgemuntert, deren ganzer Frucht die Bürger allein zu genießen hätten, immer die Oberhand über eine Nation gewänne, die nur für ihre Könige streitet, so würde Guyana wenigstens eine große Quelle seyn, wo man alle die Erzeugnisse anbauen würde, welche die Gewohnheit zum Bedürfniß gemacht hat, und für welche man den Ausländern einen abscheulichen Tribut bezahlen müßte, wenn solche die Nationalkolonien nicht liefern könnten.

Die Austrocknung der Küsten von Guyana würde lange und schwere Arbeit erfordern. Wo soll man die nöthigen Arme zur Ausführung eines solchen Unternehmens hernehmen?

X.

Welche Arme kann man zu dem Bau, dessen Guyana fähig ist, bestimmen?

Man glaubte im Jahr 1763, daß die Europäer hiezu sehr tauglich wären. Zwölf tausend waren das Opfer dieser Meynung. Der Tod verschonte nur ungefähr sechszig Teutscher oder Arkadier. Sie setzten sich am Fluß Sinamary fest, wo sie solche Ufer fanden, die niemals vom Meer überschwemmt werden, auch einige natürliche Wiesen und eine große Menge Schildkröte. Diese schwache Völkerschaft vermehrt sich, und lebt längs diesem Fluß glücklich. Die Fischerey, die Jagd, die Viehzucht, der Bau von etwas Reis und Mais, dies sind ihre Quellen. Einige Grübler haben aus diesem Beyspiel den Schluß ziehen wollen, daß die Weissen Guyana anbauen könnten; aber sie haben nicht bedacht, daß man nur deswegen Kolonien errichtet, um verkäufliche Erzeugnisse zu erhalten, und daß diese Erzeugnisse mehr fortdauernde und mühesame Sorgfalt erfordern, als die sind, die an dem Sinamary angewandt werden.

Die Eingebohrnen des Landes könnten, wie man sagt, das ohne Beschwerde bewirken, was für uns tödlich wird. Diese Wilden waren ziemlich häufig an der Küste, als sie entdeckt wurde. Die Wildheit der Europäer hat ihre Anzahl so sehr vermindert, daß gegenwärtig kaum vier oder fünf hundert mehr übrig sind, welche die

Waffen

Waffen tragen können. Einige Abentheurer, die bis ins Innere des Landes durchgedrungen waren, entdeckten viele kleine Nationen, die alle, eine barbarischer, als die andere war. Ueberall bemerkten sie die Unterdrückung der Weiber, Aberglauben, der die Vermehrung der Menschen verhindert, Haß, der nur mit dem Untergang der Familien und der Völkerschaften erlöscht, die grausame Verlassung der Greisen und der Kranken, den gewöhnlichen Gebrauch der feinsten und verschiedensten Gifte, hundert andere Unordnungen, deren schändliches Gemählde die rohe Natur nur gar zu oft darbietet. Gleichwohl wird der Reisende mit Achtung, mit der unbegränztesten Edelmüthigkeit und der rührendsten Einfalt empfangen. Er geht in die Hütte des Wilden; er setzt sich an die Seite seines Weibes und seiner nackten Töchter; er theilt ihre Mahlzeit mit ihnen. Die Nacht schläft er auf dem nemlichen Bette, wie sie. Am Tag versorgt man ihn mit Vorrath, begleitet ihn ziemlich weit auf seinem Weg, und trennt sich von ihm unter Freundschaftsbezeugungen. Aber dieser gastfreye Auftritt kann sich gar bald in einen blutigen verwandeln. Dieser Wilde ist äußerst eifersüchtig, und bey dem geringsten Zeichen der Vertraulichkeit, das ihn beunruhigen würde, wäre man ermordet.

Man müßte damit anfangen, diese allzeit herumirrenden Völker zu versammeln. Einige Geschenke nach ihrem Geschmack, zu rechter Zeit ausgetheilt, würden diese erste Bemühung leicht machen. Man müßte es mit der grösten Auf-

merksamkeit vermeiden, diejenigen dieser Nationen an einem Ort zusammen zu bringen, die einen unüberwindlichen Abscheu für einander haben.

Diese Völkerschaften müssen nicht auf blindes Ungefähr errichtet werden. Es ist nöthig, sie auf eine solche Art zu vertheilen, daß man sich dadurch den Eingang ins Innere des Landes erleichtert. In dem Maaße, als diese Pflanzungen Kräfte erlangen, werden sie die Anlage neuer Wohnörter erleichtern.

Bis jetzt hat noch keine Vorstellung diese Indier zu einem festen Sitz bewegen können. Der sicherste Weg, es dahin zu bringen, würde seyn, wenn man ihnen Kühe gäbe, die sie nicht anders ernähren könnten, als wenn sie Bäume niederhieben, und Wiesen daraus machten. Die Hülsenfrüchte, die Fruchtbäume, womit man ihre Wohnungen bereichert, würde ein Mittel mehr werden, ihrer Unthätigkeit zuvor zu kommen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Quelle, die sie niemals gekannt haben, ihnen mit der Zeit einen Widerwillen gegen die Jagd und Fischerey, die gegenwärtig die einzigen Stützen ihres elenden und erbettelten Lebens sind, beybringen würde.

Ein weit nachtheiligeres Vorurtheil würde zu überwinden übrig bleiben. Bey diesen Völkern ist allgemein festgesetzt, daß die Hausarbeiten nur den Weibern zugehören. Dieser unsinnige Stolz macht alle Arbeit in den Augen der Männer verächtlich. Ein einsichtsvoller Missionär würde seine Zeit wohl anwenden, diese Blindheit zu

bestreiten. Er würde dem Landbau Ehre machen, wenn er selbst mit den Kindern arbeiten würde, und es würde ihm durch diese edle und glückliche List glücken, jungen Leuten neue Sitten zu geben. Vielleicht gelänge es, selbst die Ungelehrigkeit der Väter zu überwinden, wenn man ihnen Bedürfnisse zu geben wüßte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie von der Erde solche Erzeugnisse zu erhalten suchen würden, die ihnen zum Eintausch der Waaren dienen könnten, deren Gebrauch ihnen nothwendig gewesen wäre.

Diesen heilsamen Zweck würde man sehr verfehlen, wenn man die vereinigten Wilden einer Kopfsteuer oder Frohndiensten unterwerfen wollte, wie es die Portugiesen und die Spanier an den Ufern des Amazonen- Rionegro - und Orenoko-flußes gemacht haben. Diese Völker müssen Jahrhunderte die Wohlthat der Sittenbildung genossen haben, ehe sie die Last derselben tragen.

Gleichwohl würde nach dieser glücklichen Veränderung Guyana nur noch sehr unvollkommen die ausgedehnten Absichten, welche der Hof von Versailles haben kann, erfüllen. Niemals werden die schwachen Hände der Indier was anders, als mittelmäßige Waaren erzeugen. Um reiche Erzeugnisse zu erhalten, muß man nothwendig zu den nervigen Armen der Neger seine Zuflucht nehmen.

Man befürchtet, daß diese Sklaven zu leicht aus ihren Pflanzungen entfliehen können. Sie werden, sagt man, in die grossen Wälder, wo

der Ueberfluß an Geflügel und an Fischen ihnen Unterhalt verschaffen wird, fliehen, sich zusammenrotten, und sich da verschanzen, wo die Wärme des Klima ihnen gestatten wird, ohne Kleider zu bleiben; wo ihnen die nöthigen Hölzer, um Bogen und Pfeile zu machen, niemals mangeln werden. Hundert von ihnen haben vor ungefähr dreyßig Jahren diese Parthie ergriffen. Die Völker, die man dahin sandte, sie wieder in die Fesseln zu bringen, wurden zurückgeschlagen. Dieser Stoß ließ ein allgemeines Ausreissen befürchten, und die ganze Kolonie war bestürzt. Man wußte nicht, zu was man sich entschließen sollte, als ein Missionär von einem einzigen Schwarzen begleitet, abreißte, an dem Ort ankam, wo die Schlacht geschehen war, einen Altar errichtete, die Ausreisser mit Hülfe einer Glocke zusammenberief, ihnen eine Messe las, ihnen predigte, und sie alle ohne Ausnahme ihrem alten Herrn zurückbrachte. Aber die Jesuiten, die das Zutrauen dieser Unglücklichen verdient und erhalten hatten, sind nicht mehr in der Kolonie, uud ihre Nachfolger haben weder die gleiche Thätigkeit, noch die gleiche Kenntniß des menschlichen Herzens gezeigt. Indessen war es vielleicht nicht unmöglich, dem Austritt dieser unglücklichen Opfer unsrer Habsucht zuvor zu kommen, wenn man ihren Zustand erträglich machte. Das Gesetz der Noth, das selbst den Tyrannen befiehlt, wird in diesem Land eine Mäßigung vorschreiben, welche die Menschlichkeit allein überall einflößen sollte.

XI.

XI.

Bevor man Kapitalien in Guyana steckt, sollte man genau untersuchen, ob die Kolonie gut geordnet ist, und ihre Gränzen bestimmen.

Diese neue Ordnung der Dinge wird die Regierung in beträchtliche Ausgaben stürzen. Bevor man sich in diese einläßt, wird sie genau prüfen, ob die Kolonie bis auf unsere Zeiten diejenige innere Einrichtung habe, die sie empor bringen kann, und ob Kayenne der dienlichste Ort ist, um der Hauptplatz einer so großen Kolonie zu seyn. So ist unsere Meynung; aber geschickte Leute denken das Gegentheil, und ihre Gründe müssen geprüft werden.

Diese Absichten können vortrefflich seyn, ohne daß die Vortheile davon bälder bemerkt werden konnten, und darüber darf man sich nicht wundern. Bisweilen sind die Sachen von solcher Schwierigkeit, die nur durch die Erfahrung und durch das Genie überwunden werden kann. Aber die Erfahrung, die mit langsamen Schritten geht, erfordert Zeit, und das Genie, gleich dem Götterwagen durchstreicht einen unermeßlichen Raum in einem Augenblick, und läßt Jahrhunderte auf sich warten. Ist es erschienen, so wird es zurückgestoßen, oder verfolgt. Spricht es, so hört man es nicht an. Wird es vom Ungefähr angehört, so verwandelt die Eifersucht seine Entwürfe

in subtile Träume, und macht, daß sie scheitern. Das allgemeine Interesse des großen Haufen würde vielleicht dem Durchdringen des Genies den Weg bahnen, wenn es mit Freyheit handeln könnte; aber ihm wird unaufhörlich durch die Obermacht widersprochen, deren Besitzer sich auf nichts verstehen, und doch überall befehlen wollen. Wer wird derjenige seyn, den sie ihrer Zuneigung und ihres geheimen Vertrauenswürdigen werden? Es ist der unverschämte Schmeichler, der, ohne es selbst zu glauben, ihnen unaufhörlich wiederholt, daß sie Bewunderung verdienen. Das Uebel geschieht durch ihre Thorheit, und verewigt sich durch eine schlimme Schamhaftigkeit, die sie verhindert, wieder zu sich selbst zu kommen. Die falschen Schlüsse erschöpfen sich, bevor sie die wahren finden, oder ehe sie sich entschließen können, ihnen Beyfall zu schenken, nachdem sie solche verworfen haben. So regiert die Unordnung durch die Kindheit des Regenten, die Unfähigkeit oder den Stolz der Minister, und die Geduld der Opfer. Man würde sich über die vergangenen und die gegenwärtigen Uebel trösten, wenn die Zukunft dieses Schicksal ändern würde; dies ist aber eine Hoffnung, mit welcher man sich nicht schmeicheln kann. Und wenn man den Philosophen fragen würde, zu was die Rathschläge dienen, die er so eigensinnig an die Nationen, und an die, welche sie regieren, macht, und wenn er aufrichtig antwortete, würde er sagen, daß er einer unüberwindliche Neigung die Wahrheit zu sagen nachgäbe, ungeachtet er Gefahr laufe, Verachtung zu erwecken, und sogar die Schaale des Sokrates zu trinken.

Bevor man wegen Guyana einen endlichen Entschluß nimmt, so wird es nöthig seyn, die noch ungewissen Gränzen dieser Kolonie zu bestimmen. Gegen Norden wollten zwar die Holländer ihre Gränzen von Surinam bis an die Ufer des Sinamary ausdehnen; aber der militärische Posten, den der Hof von Versailles seit langer Zeit an dem rechten Ufer des Maroni besetzt hat, scheint diese Behauptung unwiederbringlich vernichtet zu haben. Von der mittäglichen Seite sind die Schwierigkeiten weniger berichtiget. Der Amazonenfluß war ehemals unwidersprechlich die Gränze der französischen Besitzungen, weil durch einen Vergleich vom 4ten März des Jahrs 1700 die Portugiesen sich verpflichteten, die Festungen, die sie an dem linken Ufer dieses Flußes erbaut hatten, niederzureissen. Bey dem Utrechterfrieden, wo Frankreich Gesetze empfieng, wurde es genöthiget, die Schiffahrt dieses Flußes nebst den Ländern, die sich bis an den Fluß Vincent-Poincon oder Oyapock erstrecken, abzutretten. Als die Zeit zur Vollziehung des Vertrags gekommen war, fand es sich, daß diese zwey Namen, die als gleichbedeutend gebraucht worden, im Lande, so wie auf den alten Karten zwey Flüsse bedeuten, die einer von dem andern dreyßig Meilen entfernt waren. Jeder der zwey Höfe wollte diesen Irrthum zu seinem Vortheil anwenden. Der von Lissabon wollte sich bis an den Oyapock ausbreiten, und der von Versailles bis an den Vincent Poincon. Man konnte in nichts übereinkommen, und die im Streit befangenen Ländereyen sind seit diesem so entfernten Zeitpunkt ungebaut geblieben.

Man will den Stolz nicht haben, sich zum Richter dieses großen Proceßes aufzuwerfen. Die einzige Bemerkung, die man sich zu machen erlaubt, ist, daß der Zweck der von Portugal verlangten Abtrettung dieser war, sich die ausschließliche Schiffahrt des Amazonenflußes zu verschaffen. Nun können die Unterthanen dieser Krone ruhig dieses Vortheils genießen, wenn sie die Gränzen der französischen Besitzungen nur auf zwanzig Meilen bis an den Fluß Vincent-Poincon erstrecken, ohne daß es nöthig wäre, solche bis an den Oyapock auf fünfzig Meilen auszudehnen.

XII.

Gegenwärtiger Zustand des französischen Guyana.

Alles kann man in Guyana machen. Man zählt in Kayenne selbst nur dreyßig Pflanzungen, die beynahe alle elend sind. Das feste Land ist fast in einer noch größern Unordnung, als die Insel. Die Pflanzungen verwechseln daselbst oft ihre Stellen. Unermeßliche Wüsten trennen sie von einander. Da sie in einer großen Entfernung von dem allgemeinen Marktplatz liegen, so haben sie zu ihrem Austausch nicht leicht Gelegenheit. Man genießt daselbst keiner von den Bequemlichkeiten, welche sich vereinigte Menschen wechselsweise leisten. Die Gesetze, die Polizey, die Wohlanständigkeit, die Nacheiferung, der Einfluß des

Mini-

Ministeriums, alle diese Vortheile sind daselbst unbekannt. Zur Bearbeitung von hundert Meilen der Küste zählte man im Jahr 1775 nur 1300 freye Personen, und 8000 Sklaven. Die Erzeugnisse waren überdies noch gegen diese schwache Hülfe gering, weil in den Arbeitsplätzen nur Weisse ohne Einsicht, und Schwarze ohne gehörige Leitung waren. Die Waaren, welche die Schiffe, die aus dem nördlichen Amerika, oder von Guadaloupe, oder von Martinique kamen, mitbrachten, beliefen sich nicht über 100,000 Liv. a) und Frankreich erhielt auf 6 Schiffen nur 40 Centner Zucker, die in Europa für 2156 Liv. b) verkauft wurden; 658 Centner 88 Pfund Kaffee, die man für 31,206 Livres 16 Sols c) verkaufte; 3 Centner und 34 Pfund Indigo, der 2839 Livres d) galt; 152 Centner 41 Pfund Kakao, der den Werth von 10,668 Livres 16 Sols e) ausmachte; 3003 Centner 55 Pfund Orlean oder Rokou, den man für 187,706 Livres 7 Sols 6 Deniers f) verkaufte; 972 Centner 60 Pfund Baumwolle, die 243,150 Liv. g) galten; 353 Stück Häute, die für 3177 Livres h) verkauft wurden; 1422 Centner 8 Pfund Farbholz, das den

---

a) Oder 45,833 fl. 20 kr.
b) — 984 fl. 50 kr.
c) — 14,344 fl. 22 kr.
d) — 1301 fl. 52 kr.
e) — 4889 fl. 52 kr.
f) — 86,032 fl. 4 kr.
g) — 111,443 fl. 45 kr.
h) — 1456 fl. 7 kr.

den Werth von 7604 Liv. 3 Sols 9 Deniers i) ausmachte. In allem 488,598 Livres 3 Sols 3 Deniers k). Die 600,000 Livres l), welche der Hof dieses Jahr, wie die andern für diese alte Kolonie hergab, dienten, dasjenige zu bezahlen, was sie über diese Ausfuhr Artikel empfangen hatte. Zu dieser Zeit war Kayenne 2,000,000 Livres m) der Regierung oder den Kaufleuten des Hauptlandes schuldig.

Man kann von den Einsichten, die Herr Malouet in der Kolonie verbreitet, etwas erwarten, so wie von den Ermunterungen, die dieser geschickte Verwalter im Jahr 1777 denjenigen Kolonisten zugestanden, die sich der Fällung des Bauholzes, des Anbaues von Lebensmitteln, des Einsalzens der Fische und einiger anderer Erzeugnisse von geringem Werth, dessen Verschluß er ihnen zusicherte, befleißen würden. Noch mehr muß man von den Gewürzbäumen erwarten. Der Gewürznägelbaum hat schon Gewürznägelein getragen, die wenig schlechter sind, als diejenigen, die man von den moluckischen Inseln erhält; und alles läßt hoffen, daß der Mußkatnußbaum nicht weniger gut glücken wird. Aber nichts Großes kann ohne Kapitalien, und zwar ohne beträchtliche Kapitalien versucht werden.

Sie

---

i) Oder 3485 fl. 15 kr.

k) — 223,940 fl. 49 kr.

l) — 275,000 fl. — —

m) — 916,666 fl. 40 kr.

Sie sind im Besitz einer reichen Gesellschaft, die zusammen getretten ist, aber ohne besonderes ausschließendes Privilegium für diesen Theil der neuen Welt. Diese Gesellschaft, deren erstes Grundkapital 2,400,000 Liv. *) war, hat von der Regierung den weitläufigen Raum, der sich von dem Appuraguec an bis an den Oyapock erstreckt, nebst allen Erleichterungen, die man ihr billiger Weise zugestehen konnte, um diesen Boden nutzbar zu machen, der als der beste in Guyana angesehen wird, erhalten. Indessen bis ihr guter Erfolg ihr erlaubt, sich mit Austrocknung der Sümpfe, und dem großen Anbau zu beschäftigen, so hat diese mächtige Gesellschaft ihre Sorgfalt auf das Holzfällen, auf die Vermehrung der Heerden, auf die Baumwolle und den Kakao, und vorzüglich auf den Toback verwendet.

Schon lange Zeit bauen Sklaven diese letztere Pflanze um ihre Hütten zu ihrem Gebrauch. Man findet die nemlichen Kräfte an ihm, wie an dem brasilianischen, der sich einen so vortheilhaften Absatz in verschiedenen Handelsplätzen von Europa verschaft hat, und der eine unumgängliche Nothwendigkeit zu Einkaufung der Schwarzen an einem großen Theil der afrikanischen Küsten ist. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so werden sich die Bedürfnisse Frankreichs vermindern, und ihre Seefahrer nicht mehr genöthiget seyn, diesen Theil ihrer Ladung von Lissabon zu holen. Die Hoffnungen, die man aus St. Lucia ziehen kann, haben einen andern Grund.

XIII.

*) Oder 1,100,000 fl.

XIII.

Nach langem Streit zwischen den Höfen von London und Versailles bleibt endlich St. Lucia der Krone Frankreich.

Die Engländer bemächtigten sich dieser Insel im Anfang des Jahrs 1639 ganz ohne Widerstand. Sie lebten seit anderthalb Jahren dort ganz ruhig, als ein Schiff von ihrer Nation, welches durch eine Windstille von Dominika aufgehalten worden war, einige Karaiben, die mit Früchten auf ihren Pirogen herbey geeilt waren, mit fortschleppten. Diese Gewaltthätigkeit bewog die Wilden, auf St. Vinzent und Martiniko sich mit den beleidigten Wilden zu vereinigen, und sie fielen im Jahr 1640 im Monat August auf die neue Kolonie an. In ihrer Wuth ermordeten sie alles, was sich zeigte. Die wenigen, die dieser Rache entgiengen, verließen diese Niederlassung, mit der es unmöglich sehr weit gekommen seyn konnte, auf ewig.

In den ersten Zeiten der Welt, ehe gesittete bürgerliche Gesellschaften entstanden waren, hatten alle Menschen überhaupt an alle Dingen auf der Welt ein Recht. Ein jeder konnte so viel nehmen, als er wollte, um sich dessen zu bedienen, und auch um zu verzehren, was verzehrt werden konnte. Der Gebrauch, den man dergestalt von dem allgemeinen Recht machte, diente

statt

statt des Eigenthums. So bald einer auf die Art eine Sache genommen hatte, so konnte sie ihm kein anderer ohne Ungerechtigkeit abnehmen. Unter diesem Gesichtspunkt, der nur dem Stand der Natur zukömmt, betrachteten die europäischen Nationen Amerika, nachdem man es entdeckt hatte. Die Landeseingebohrnen rechneten sie für nichts, und wenn sie sich eines Landes bemächtigen wollten, so war es genug, wenn es nur keines von den Völkern auf unserm Welttheil besaß. Dies war die Beschaffenheit des Staatsrechts, das man beständig und unabänderlich in der neuen Welt befolgte, und das man sich nicht einmal geschämt hat, im gegenwärtigen Jahrhundert während des letzten Kriegs rechtfertigen zu wollen.

Wie sollte die Natur des Eigenthums nicht überall die nemliche seyn, überall auf die Besitzung durch Bearbeitung, oder auf einen langen und ruhigen Genuß sich gründen! Europäer, könnt ihr uns zeigen, in welcher Entfernung von eurem Aufenthalt dieser geheiligte Titel vernichtet wird? Sind es zwanzig Schritte? Ist es eine Meile? Sind es zehn Meilen? Nein, sagt ihr. Wolan, so sind es auch nicht zehn tausend Meilen. Und seht ihr nicht ein, daß ihr dieses eingebildete Recht, das ihr euch über ein entferntes Volk nehmt, diesem entfernten Volk selbst über euch einräumt? Was würdet ihr gleichwohl sagen, wenn der Wilde ungefähr in euer Land käme, und nach eurer Art urtheilend sagen würde: dies Land wird nicht von unsern Leuten bewohnt, also gehört es uns. Ihr verabscheuet den Hobbeißmus in eurer Nachbar-

barschaft, und übet dies traurige System, welches die gröste Gewalt zum Gesetze macht, in der Ferne selbst aus. Gehet! Nachdem ihr Diebe und Mörder gewesen seyd, so bleibt euch nichts mehr übrig, als abscheuliche Sophisten zu werden, und ihr seyd es auch geworden.

Nach diesen Grundsätzen, welche ein billiger Verstand und ein rechtschaffenes Herz allzeit verwerfen werden, mußte St. Lucia jeder Macht gehören, die es mit Menschen besetzen konnte, oder wollte. Die Franzosen kamen zuerst auf den Einfall. Sie schickten im Jahr 1650 vierzig Einwohner unter der Anführung eines tapfern, klugen, thätigen, und bey den Wilden deswegen, weil er eine Frau aus ihren Mitteln genommen hatte, ganz besonders beliebten Mannes mit Namen Rousselan dahin. Sein vier Jahr nachher erfolgter Tod vernichtete alles das Gute wieder, was er zu thun angefangen hatte. Drey von seinen Nachfolgern wurden von den Karaiben, welche mit der Aufführung, die man gegen sie annahm, unzufrieden waren, ermordet, und die Kolonie lag darnieder, als sie im Jahr 1664 von den Engländern eingenommen, und im Jahr 1666 wieder geräumet wurde.

Kaum waren sie abgesegelt, so ließen sich die Franzosen wieder auf der Insel sehen. Ihre Zahl hatte sich eben noch nicht vermehrt, es mochte, was da wollte, hieran Schuld seyn, als der Feind, der sie zum erstenmal verjagt hatte, sie zwanzig Jahre nachher noch einmal zwang, ihre Wohnplätze

zu verlassen. Einige flohen, statt die Insel zu räumen, in die Wälder. Sobald der Sieger, der nur einen übergänglichen Einfall gethan hatte, sich wegbegab, nahmen sie ihre Arbeiten wieder vor. Das dauerte aber nicht lange. Der Krieg, der bald darauf Europa plagte, flößte ihnen die Furcht ein, sie möchten ein Raub des ersten Kapers werden, der Lust hätte, sie auszuplündern, und sie giengen daher in die Besitzungen ihrer Landsleute, die mehr Macht besaßen, oder sich einen mächtigern Schutz versprechen konnten, um da Ruhe zu suchen. Darauf war kein beständiger Landbau, noch eine ordentliche Kolonie mehr auf St. Lucia. Es wurde nur von Einwohnern aus Martiniko besucht, die Holz darauf fällten, sich Kähne daselbst machten, und ziemlich beträchtliche Werfte darauf hielten.

Da sich entlaufene Soldaten und Matrosen nach dem Utrechterfrieden darauf gerettet hatten, so verfiel der Marschall d'Etrees auf den Gedanken, es für sich zu verlangen. Kaum war es im Jahr 1718 ertheilt worden, so schickte er einen Befehlshaber, Kanonen, Truppen und Ackersleute dahin. Diese lärmvolle Rüstung verdroß den Hof zu London, der wegen seiner ersten Besitznehmung Ansprüche auf die Insel hatte, so wie hingegen der französische Hof die Seinigen auf einen selten unterbrochenen Besitz gründete. Die Klagen des erstern bewogen das französische Ministerium zu befehlen, daß die Dinge in dem Zustand bleiben sollten, worinn sie vor der verwilligten Schankung waren. Es mochte nun

diese

diese Gefälligkeit den Engländern nicht hinreichend scheinen; oder sie möchten daraus glauben, sie könnten alles wagen: so übergaben sie selbst im Jahr 1722 St. Lucia an den Herzog von Monntague, welcher Besitz davon nehmen ließ. Diese widersprechenden Ansprüche setzten beyde Kronen in Verlegenheit. Sie rissen sich im Jahr 1731 heraus, indem sie einig wurden, daß, bis ihre beyderseitigen Rechte aus einander gesetzt worden wären, die Insel von beyden Nationen geräumt werden, sie aber beyderseits die Freyheit behalten sollten, Wasser und Holz daher zu holen.

Diese Einrichtung hinderte die Franzosen nicht, im Jahr 1744 neuerdings daselbst einen Befehlshaber, eine Besatzung und Batterien zu errichten. Entweder wurde der Hof von London von dieser Untreue nicht benachrichtiget, oder er stellte sich, es nicht zu sehen, weil seine Seefahrer sich dieses Kanals sehr vortheilhaft bedienten, um mit den reichsten Kolonien einen Schleichhandel zu unterhalten, welchen die Unterthanen der zwey Regierungen für sich gleich vortheilhaft hielten. Er dauerte mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit bis zum Friedensschluß vom Jahr 1763 fort, welcher Frankreich das so lange Zeit und so hartnäckig bestrittene Eigenthum von St. Lucia zusicherte.

XIV.

Erste Beschäftigungen Frankreichs auf St. Lucia.

Eine Niederlage daraus zu machen, das war der erste Gebrauch, zu dem der Hof zu Versailles seine neue Besitzung bestimmte. Seitdem diese Windinseln ihre Wälder niedergehauen, ihren Bau erweitert, und die Quellen von Kanada und Louisiana verloren hatten, war es nicht mehr möglich geworden, daß sie weder das Holz, noch das Vieh aus dem nördlichen Amerika entbehren konnten. Man fand Schwierigkeiten dabey, diese fremde Hülfe geradezu aufzunehmen, und St. Lucia ward als ein sehr gelegener Ort angesehen, um daselbst diese Dinge gegen den Syrup aus Martinique und Guadaloupe einzutauschen. Die Erfahrung zeigte gar bald, daß diese Einrichtung nicht thunlich war.

Denn wenn diese Einrichtung statt finden sollte, so mußten die Amerikaner entweder ihre Ladungen in Niederlagen bringen, oder sie an Bord behalten, oder sie an Kaufleute verkaufen, die in der Insel wohnhaft wären; und von diesen drey Dingen ist eines so unmöglich, als das andere.

Niemals werden sich die Seefahrer entschließen, ihr Vieh, dessen Hütung, Nahrung und Verunglücken sie zu Grunde richten würde, ans Land zu setzen, noch ihr Holz, das von zu geringem Werth ist, und zu großen Raum einnimmt, um

die Kosten einer Niederlage zu tragen, in selbige niederzulegen. Niemals werden sie am Bord entfernte Käufer, die allenfalls ausbleiben könnten, erwarten. Niemals werden sie Unterhändler finden, deren Geschäfte nothwendig so theuer zu stehen kommen würden, daß man sie nicht gebrauchen könnte.

Der Eigenthümer des Syrups hat die nemlichen Ursachen, von diesem Markt wegzubleiben. Der Fuhrlohn, das Auffüllen und die Kommission würden seine Waare auf nichts heruntersetzen. Soll der Engländer aber genöthiget werden, den Syrup theurer zu bezahlen, als er vorher that, so wird er auch gezwungen seyn, seine Waare nach Verhältniß zu vertheuern, und der Käufer wird sie sich nach dieser Preiserhöhung nicht mehr anschaffen können.

Das französische Ministerium ist auf dem ersten Gedanken, den es gefaßt hatte, nicht weiter bestanden, ohne ihn jedoch förmlich zu entsagen, und sich seit im Jahr 1763 mit der Sorge beschäftiget, Ackerbau zu St. Lucia anzulegen. Der Entwurf war klug, aber die Ausführung toll. Wenn der Statthalter und Intendant von Martinique, von dem diese Insel nur sieben Meilen entfernt ist, zur Ausführung den Auftrag erhalten hätten, so würden die dahin gesandten Kolonisten die nöthige Hülfe erhalten haben, welche eine Kolonie leicht abgeben konnte, die schon ein Jahrhundert im Flor ist. Die Uebereilung, die Begierde zur Neuheit, der Wunsch, Verwandte oder Günstlinge anzubringen, andere vielleicht noch verdammlichere Beweggründe machten, daß man das Dahinsenden einer Verwaltung vor-

zog,

zog, die unabhängig seyn, und nur mit dem Hauptland in Verbindung stehen sollte. Dieser elende Entwurf kostete die Schatzkammer 7,000,000 Livres *), und den Staat acht bis neun hundert Menschen, deren traurige Bestimmung mehr Mitleiden als Erstaunen verdient. Unter den Wendezirkeln kosten die am besten eingerichteten Kolonien einen Drittel der Soldaten, die dahin geschickt werden, wenn es schon gesunde, starke, gut verpflegte Leute sind, das Leben: ist es wohl zu verwundern, daß Elende, die man in dem Koth Europas aufgelesen, und allen Plagen des Mangels, allen Schrecken der Verzweiflung überlassen hat, auf einer unbebauten und ungesunden Insel durchgängig umgekommen sind?

Der Vorzug, es mit Menschen zu besetzen, war den benachbarten Besitzungen vorbehalten. Franzosen, die ihre Pflanzungen auf der Insel Granada sehr vortheilhaft an die Engländer verkauft hatten, haben ihre Kapitalien zum Theil nach St. Lucia gebracht. Eine große Anzahl der Ackersleute auf St. Vincent, erbittert darüber, daß sie sich genöthiget sahen, einen Boden, den sie mit unglaublicher Mühe urbar gemacht hatten, zu kaufen, sind denselben Weg gezogen. Martinique hat von seinen Einwohnern diejenigen hergegeben, deren Besitzungen entweder nicht fruchtbar oder sehr klein waren, und Kaufleute, die einen Theil ihrer Kapitalien aus dem Handel herausgezogen, haben sie dem Landbau anvertraut. Man hat ihnen allen unentgeltlich Ländereyen ausgetheilt.

*) Oder 328,303 fl. 20 kr.

XV.

Was für eine Vorstellung muß man sich von St. Lucia machen?

Es wäre traurig gewesen, wenn das Vorurtheil gegen St. Lucia einigen Grund gehabt hätte. Die Natur, sagte man, habe ihr alles versagt, was eine Kolonie von einiger Wichtigkeit ausmachen könnte. Nach der allgemeinen Meynung war ihr ungleicher Boden nur ein trockener und steiniger Tuff, der niemals die Kosten des Anbaues zahlen würde. Die Unstätigkeit ihres Klima sollte alle die Kühnen verschlingen, welche die Begierde, sich zu bereichern, oder die Verzweiflung dahin bringen würde. Diese Begriffe waren allgemein als wahr angenommen.

In der Wahrheit ist der Boden von St. Lucia an den Ufern des Meeres nicht schlecht, und er wird immer besser, je weiter man in das Land hinein kömmt. Alles kann angebaut werden, ausser einigen hohen und steilen Berge, auf welchen man sehr leicht die Spuren alter Vulkane entdecken kann. In einem tiefen Thal sind noch acht oder zehen Teiche, in welchen das Wasser auf die furchtbarste Art kocht. Man findet zwar in der Insel nicht viele grosse Ebenen, aber viele kleine, wo der Zucker mit gutem Erfolg angebaut werden kann. Die schmale und längliche Gestalt dieser Besitzung wird die Ausfuhr erleichtern, die Zuckerrohre mögen angepflanzt werden, wo sie wollen.

Die Luft im Innern von St. Lucia ist eben das, was sie auf den andern Inseln war, ehe sie bewohnt wurden; anfangs unrein und ungesund, aber je mehr das Holz gefällt wird, je mehr die Erde frey wird, je mehr vermindert sich auch ihre Gefährlichkeit. Diejenige, die man auf einem Theil der Küsten einathmet, ist tödlicher. Diese haben einige schwache Flüsse, die, da sie am Fuß der Gebirge entspringen, nicht Abhängigkeit genug haben, um den Sand wegzuspühlen, mit welchem der Ocean ihre Mündungen verstopft. Dieser unüberwindliche Damm macht, daß mitten im Land tödtliche Moräste entstehen. Eine so auffallende Ursache war hinreichend, die wenigen Karaiben, die man bey der ersten Landung auf dieser Insel gefunden hatte, von diesen Gegenden zu entfernen. Die Franzosen, die durch eine Leidenschaft in die neue Welt getrieben wurden, die heftiger war, als die Liebe für ihre Erhaltung, haben weniger Schwierigkeiten gemacht, als die Wilden. In dieser Ebene haben sie vorzüglich ihren Anbau betrieben. Verschiedene sind aber für ihre blinde Habsucht gestraft worden. Andere werden es zu seiner Zeit seyn, wo sie nicht wenigstens Dämme aufwerfen, und Kanäle graben, um dem Wasser Abzug zu geben. Die Regierung hat in dem vornehmsten Hafen der Insel schon ein Beyspiel dazu gegeben; einige Bürger sind nachgefolgt, und man kann hoffen, daß mit der Zeit eine so nützliche Ausübung allgemein werden wird.

XVI.

Gegenwärtiger Zustand von St. Lucia.

Schon sind in der Kolonie eilf Kirchspiele entstanden; alle unter dem Winde. Dieser einem Theil der Insel über den andern zugestandene Vorzug kommt nicht von der vorzüglichen Beschaffenheit des Bodens her, sondern von der verschiedenen Leichtigkeit, womit man Schiffe empfangen und absenden kann. Mit der Zeit wird der Strich, den man bis dahin hat liegen lassen, auch besetzt werden, weil man täglich Buchten entdeckt, wo man alle Arten von Erzeugnissen auf Booten wird fortschaffen können.

Ein Weg, der um die Insel herumgeht, und zwey, die von Osten nach Westen durch dieselbe hergehen, geben alle erwünschte Gelegenheit, um die Waaren von den Pflanzungen an die Einschiffungsplätze zu schaffen. Mit der Zeit und mehrerm Vermögen werden diese Wege zu einem Grad von Vollkommenheit gelangen, den man ihnen nicht gleich geben konnte, weil das für eine entstehende Kolonie gar zu beträchtliche Kosten erfordert hätte. Die Frohndienste, durch welche diese Wege gemacht worden sind, haben ohnehin den Landbau aufgehalten und Murren verursacht; aber die Kolonisten fangen an, die weise und standhafte Hand zu segnen, welche diese Verrichtung zu ihrem Nutzen eingeleitet hat. Ihre Last ist ihnen in der letztern Zeit etwas erleichtert wor-

worden, weil die Verwalter die Sorgfalt gehabt haben, zu diesen Arbeiten die Taxen anzuwenden, die man für die Freysprechung forderte.

Den ersten Jenner im Jahr 1777 belief sich die Anzahl der Weißen auf der Insel St. Lucia auf 2300 Personen von allem Alter und Geschlecht. Es waren daselbst 1500 Schwarze und freye Mulatten, und 16000 Sklaven. Die Heerden bestanden in 1130 Maulthieren oder Pferden; 2053 Stück Hornvieh und 3719 Schaafen oder Ziegen; 53 Zuckerpflanzungen, welche 1541 Quadraten Land erforderten; 5,040962 Kaffeestämme; 1,945,712 Kakaostämme, und 597 Quadraten Baumwolle machten den dortigen Landbau aus.

Diese Erzeugnisse wurden auf der Insel selbst für ein wenig mehr als 3,000,000 Livres *) verkauft. Zwey Drittel wurden den Amerikanern, den Engländern und den Holländern geliefert, welche der Kolonie ihre Bedürfnisse frey zuführen durften. Das übrige wurde nach Martinique gebracht, von welchem man abhieng, und woher man einige Waaren und Getränke, die vom Hauptland kamen, bezog.

Da wir uns auf den Charakter und die Einsichten des Herrn Grafen von Ennery, Stifters dieser Kolonie verlassen konnten, so hatten wir versichert, daß wenn St. Lucia, die vierzig Meilen im Umfang hat, den vollen Ackerbau

*) Oder 1,750,000 fl.

treiben wird, so könnte sie 50 bis 60,000 Sklaven beschäftigen, und für 9 bis 10 Millionen Livres an Waaren liefern. Andere Statthalter haben seitdem dieses große Zeugniß bestätiget. Durch welchen widrigen Zufall hat dann diese Niederlassung so wenigen Fortgang ungeachtet aller erhaltenen Aufmunterungen gehabt?

XVII.

Hindernisse, die dem guten Fortgang von St. Lucia in den Weg gekommen sind.

Man gab gleich anfangs an lüderliche Leute ein Eigenthum, die weder der Arbeit gewohnt waren, noch die Mittel zur Bearbeitung hatten; man verwilligte einen unermeßlichen Raum an habsüchtige Projektmacher, die nicht im Stande waren, einige Morgen in Werth zu setzen; die innern Ländereyen wurden ausgetheilt, ehe die äußern angebaut waren; die Ameisen, die Martinique auf eine so grausame Art verheerten, brachten die nemliche Verwüstung auch in die neu angelegten Zuckerpflanzungen von St. Lucia; der Kaffee hat daselbst die nemliche Abnahme erlitten, als an allen übrigen Orten; die Verwaltung ist daselbst weder regelmäßig, noch eifrig, noch aufgeklärt genug gewesen. Welche Mittel soll man gegen so viele Fehler, gegen so viele Unglücksfälle anwenden?

Man müßte eine bessere Regierung, eine genauere Policey einführen, man müßte denjenigen

ihre Ländereyen entziehen, die wenigstens nicht zum Theil ihre Verbindlichkeiten erfüllt hätten, vermöge deren sie solche nutzbar zu machen versprochen hatten. Man müßte durch eine weislich eingerichtete Vereinigung, die durch Entfernungen getrennte Pflanzungen, die sich weder helffen können, noch wollen, so gut als möglich, einander nähern. Man müßte durch Gesetze alle Schuldner zwingen, ihr Anleihen für wichtig zu halten, mit welchem sie gemeiniglich nur gespielt hatten. Man müßte durch eine lange Reihe Jahre, und durch gültige Verträge den Seefahrern aller Nationen die Freyheit ihrer Verbindung mit dieser Insel zusichern. Ja, man sollte noch weiter gehen.

Die Franzosen des Hauptlandes wollen nicht, und die auf den Inseln können St. Lucia nicht emporbringen. Hingegen haben viele Fremde sich anerboten, ihren Fleiß und ihre Kapitalien dahin zu bringen, wenn man das barbarische Heimfallrecht des Vermögens an den König aufheben wolle; ein Recht, das dem wechselseitigen Handel der Nation im Weg steht; das die Lebenden abschröckt, und die Gestorbenen plündert; welches das Kind des Fremdlings enterbt; das diesen verdammt, sein Vermögen in seinem Vaterland zu lassen, und das ihm allen Erwerb an Liegendem und Fahrendem untersagt; ein Recht, das ein jedes Volk, das nur die ersten Kenntnisse einer guten Politik hätte, bey sich abschaffen, und sich wohl hüten würde, dessen Vertilgung in andern Ländern zu begehren. Man muß hoffen, daß der Hof von Versailles nicht mehr lange Zeit das

einzige

einzige Mittel eigensinnig verwerfen wird, eine so wichtige Kolonie aus dem trägen Zustand zu ziehen, in welchen sie die Plagen, die nicht möglich waren abzuwenden, und die Fehler einer schlechten Verwaltung gestürzt haben.

XVIII.

Mittel, die der Hof von Versailles anzuwenden gedenkt, um St. Lucia vor allem Ueberfall zu sichern.

Wenn man die nöthigen Maaßregeln wird ergriffen haben, um St. Lucia in blühenden Zustand zu versetzen, so wird das französische Ministerium sich dem System überlassen können, das es angenommen zu haben scheint, nemlich seine Kolonien durch Festungen zu vertheidigen. Man braucht nur, um diese Insel zu erhalten, den Hafen, wo die Schiffe kalfatert werden, vor allem Anfall zu sichern.

Dieser Hafen, der beste auf den Antillen vereinigt viele Bequemlichkeiten in sich. Man findet überall sehr tiefen und sehr vortrefflichen Ankergrund. Die Natur hat drey vollkommene Kalfaterplätze daselbst angelegt, den einen für die grösten Schiffe, die zwey andern für Fregatten. Dreyßig Schiffe von der Linie könnten vor den erschröcklichsten Orkanen darinn sicher liegen. Die Pest der Würmer herrscht noch nicht daselbst.

Uebri-

Uebrigens ist der Wind immer gut, um herauszukommen, und das zahlreichste Geschwader würde keine Stunde brauchen, um in die offenbare See zu gelangen.

Eine so vortheilhafte Lage kann nicht nur alle Nationalbesitzungen vertheidigen, sondern auch des Feindes seine durch ganz Amerika bedrohen. Die Seemacht der Engländer kann unmöglich alle Orte bedecken. Das schwächste Geschwader, wenn es von St. Lucia absegelte, könnte in wenigen Tagen die Kolonien, die am sichersten gelegen sind, und also in der grösten Sorglosigkeit stehen würden, verheeren. Um es zu verhindern, Schaden zu thun, müßte man den Kalfaterhafen blokiren, und dieses so kostbare als mühsame Kreuzen könnte doch durch einen kühnen Mann, der alles wagte, was man zur See wagen kann, fruchtlos gemacht werden.

Den Kalfaterhafen, der die Ungelegenheit hat, daß er die Schiffe, die in dessen Gesicht liegen, der Gefahr aussetzt, weggenommen zu werden, hat Großbritannien nie der Mühe werth gehalten, weil es es mächtig und einsichtsvoll genug ist, um zu denken, daß die Rheden durch die Schiffe, nicht aber die Schiffe durch die Rheden sicher gestellt werden müssen: für Frankreich aber besitzt dieser Hafen die grösste Seevertheidigung, nemlich eine Lage, vermöge welcher kein Schiff mit vollen Segeln hineinfahren kann. Es giebt verschiedene Stellen, wo man sich muß boogsiren lassen, um hineinzukommen. Man kann zwischen den beyden Spitzen nicht laviren. Da der Grund

auf

auf einmal zunimmt, und dicht am Land weg von fünf und zwanzig Faden auf hundert fällt, so würde das den Angreifenden nicht erlauben, sich an einander zu hängen. Es kann nur ein Schiff auf einmal hinein kommen, und das hätte von vorn und von beyden Seiten das Feuer aus bedeckten Batterien auszuhalten.

Wenn der Feind den Hafen angreifen wollte, so wäre er genöthiget, seine Landung in der Choebucht zu machen, welches ein flaches eine Meile langes Ufer ist, das vom Kalfaterhafen, nur durch die Vigiespitze, die diese Bucht bildet, getrennt ist. Wenn er Herr von der Vigie würde, dann bohrte er alle Schiffe, die in der Rhede wären, in Grund, oder zwänge sie, sich zu ergeben; und das könnte ohne Verlust von seiner Seite geschehen, weil auf dieser Halbinsel, ob sie schon unter dem Feuer eines Kastells, das auf jener Seite des Hafens gebaut ist, liegt, der Feind doch von jener Seite gedeckt ist. Dieser brauchte alsdann nur aus Mörsern zu feuern: er ließ nicht einen Kanonenschuß thun, und würde nicht einen Mann dabey wagen.

Wenn es hinreichend wäre, dem Feind den Eingang des Hafens zu verwehren, so brauchte man Vigie nicht zu befestigen. Man könnte ihm schon ohne diese Vorsorge verwehren, hinein zu dringen; aber man muß auch die Schiffe der Nation sicher stellen. Ein kleines Geschwader muß da der ganzen feindlichen Macht Trotz bieten können, sie zwingen, es zu blokiren, von ihrer Abwesenheit oder von dem geringsten Fehler gleich

Vor:

Vortheil ziehen; und das geht nicht an, ohne den Gipfel dieser Halbinsel zu befestigen. Man kann freylich nicht bergen, daß, daß wenn man so die Vertheidigung vermehrt, so vermehrt man auch die Menge Menschen, die zu ihrer Beschützung nöthig sind; aber wenn sich Schiffe in dem Hafen befinden, so wird es ihren Matrosen und Kanonieren obliegen, Vigie zu besetzen; und sie werden das um so muthiger thun, da das Wohl des Geschwaders davon abhängen wird. Liegen keine Schiffe im Hafen, so wird Viegie verlassen, oder nicht stark vertheidigt werden, und zwar aus folgenden Gründen.

Auf jener Seite liegt eine Anhöhe, die der glückliche Berg heißt. Die oberste Fläche desselben bietet eine von jenen glücklichen Lagen dar, die man selten antrift, um ein Kastell darauf zu bauen, dessen Angriff fast eben so viel Zurüstungen erfordern würde, als unsere besten europäischen Festungen. Dieses gegenwärtig im Vorschlag stehende Werk, und das unstreitig einmal wird ausgeführt werden, wird den Vortheil haben, den Kalfaterhafen an allen Orten zu schützen; alle Anhöhen, die ihn umgeben, zu bestreichen; den Hafen für den Feind unhaltbar zu machen; die Stadt, die man auf den Abhang des Bergs bauen soll, sicher zu stellen; und endlich den Feind zu verhindern, in der Insel einzudringen, wenn er gleich seine Landung zu Choc gemacht, und Vigie eingenommen hätte. Tiefer eindringende Ueberlegungen über die Anstalten, welche die Erhaltung von St. Lucia erfordern würde, gehören für die Leute vom Handwerke.

Gewiß

Gewiß hat uns keine stolze Einbildung in eine Materie verwickelt, die so sehr von unsern Einsichten entfernt ist, und die so viele Kenntnisse, die uns fremde sind, und eine so lange Erfahrung bey denen, die sie ausüben, voraussetzt. Aber der Eifer, die Liebe zum Guten, oder die Vaterlandsliebe erstrecken sich auf alle Blicke des Menschen und des Bürgers. Sein Herz wird warm. Er denkt nach. Glaubt er, das Gute zu erblicken, so muß er reden. Er würde sich Vorwürfe über sein Stillschweigen machen. Er sagt zu sich selbst: „Sind meine Gedanken „ treffend, vielleicht wird man sie nützen, sind „ sie falsch, so ist alles Schlimme, was daraus „ entspringen kann, daß man darüber lächelt, „ und mich einen guten Mann schilt, worauf „ der Abbe von St. Peter stolz war. Lieber „ will ich Gefahr laufen, lächerlich zu werden, „ als die Gelegenheit zu verfehlen, nützlich zu „ seyn.“ Diese Pflicht sey nun gut oder schlecht erfüllt, so wollen wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf Martinique lenken.

XIX.

Die Franzosen lassen sich zu Martinique auf den Ruinen der Karaiben nieder.

Diese Insel ist sechszehn Meilen lang, und hält fünf und vierzig im Umkreis, die Vorgebirge nicht mitgerechnet, welche hie und da zwey bis drey Meilen weit ins Meer hineingehen. Sie ist erstaun-

erstaunlich abwechselnd, und mit kleinen Bergen, die mehrentheils eine kegelförmige Gestalt haben, durchschnitten. Drey Berge herrschen über diese kleinere Anhöhen. Der höchste trägt die unauslöschlichen Spuren eines alten Vulkans an sich. Die Holzungen, womit er bedeckt ist, halten die Wolken beständig auf, unterhalten daselbst eine ungesunde Feuchtigkeit, die ihn vollends abscheulich und unzugänglich machen, da hingegen die beyden andern fast gänzlich bebaut sind. Aus diesen Bergen, hauptsächlich aber aus erstern entspringen die häufigen Quellen, womit die Insel durchwässert ist. Ihre Wasser, die wie kleine Bäche fließen, verwandeln sich beym geringsten Gewitter in Ströme. Sie erhalten ihre Beschaffenheit von dem Boden, durch den sie fließen, und sind an einigen Stellen vortrefflich, an andern aber so schlecht, daß man zum Trinken jenes Wasser brauchen muß, welches man in den nassen Jahrszeiten auffammelt.

Denambuk, der Martinique hatte rekognoscirer lassen, segelte im Jahr 1635 von St. Christoph ab, um seine Nation dort ansäßig zu machen. Aus Europa wollte er seine neuen Kolonisten nicht nehmen. Er sahe zum voraus, daß Menschen, die durch eine lange Seereise ermüdet waren, grösstentheils, wenn sie anlangten, entweder durch die üble Beschaffenheit eines neuen Klima, oder durch das Elend, das gemeiniglich auf Wanderungen erfolgt, hingeraft werden würden. Hundert Mann, die seit langer Zeit in seiner Statthalterschaft von St. Christoph wohnten, tapfer, thätig, an Arbeiten und Bemühungen gewohnt,

gewohnt, im Ausreuten der Ländereyen und Errichtung von Wohnplätzen geschickt; und mit Kartoffeln und allem schicklichen Gesäme hinlänglich versehen waren: dies wurden die einzigen Stifter dieses neuen Pflanzorts.

Ihre erste Niederlassung geschah ganz ruhig. Die Landeseingebohrnen, durch das Spießgewehr in Schrecken gesetzt, oder durch Versicherungen verleitet, überließen den Franzosen den Theil der Insel, der nach Mittag und Abend hinliegt, und begaben sich in den andern. Diese Ruhe dauerte nicht lange. Die Karaiben, welche sahen, wie sich diese kühnen Fremdlinge täglich vermehrten, merkten, daß sie ihrem Untergang nicht entgehen könnten, wenn sie dieselben nicht zuerst ausrotteten; und sie bewogen die Wilden der benachbarten Inseln, an ihrem Vorhaben Theil zu nehmen. Alle zusammen fielen auf ein schlechtes Kastell los, das man auf alle Gefahr angelegt hatte, aber sie wurden so muthig empfangen, daß sie sich zurückzogen, nachdem sie sieben bis acht hundert ihrer besten Krieger auf dem Platz liegen gelassen hatten. Diese Schlappe machte, daß sie auf lange Zeit verschwanden, und sie kamen nachher mit Geschenken und reuevollen Reden wieder. Man empfieng sie freundlich, und die Versöhnung ward mit einigen Maaßen Brandenwein, die man ihnen zu trinken gab, bestätigt.

Die Arbeiten waren bis zu der Zeit beschwerlich gewesen. Die Furcht, überfallen zu werden, nöthigte die Kolonisten aus den drey Wohnsitzen, alle

alle Nächte in dem mittelsten zusammen zu kommen, den man immer im Vertheidigungsstande erhielt. Da schliefen sie ganz ruhig unter der Obhut ihrer Hunde und einer Schildwache. Des Tags gieng keiner ohne seine Flinte und ein paar Pistolen am Gurt hängend aus. Diese Vorsorgen nahmen ein Ende, als die beyden Nationen sich wieder vertragen hatten; aber diejenige, um deren Freundschaft und Gewogenheit man gebethen hatte, mißbrauchte ihre Uebermacht so sehr, um ihre Eingriffe weiter auszudehnen, daß sie einen nicht recht erloschenen Haß in dem Herzen der andern gar bald wieder entzündete. Die Wilden, deren Lebensart ein weitläufiges Gebiet verlangt, fanden sich täglich mehr in die Enge getrieben: sie griffen daher zur List, um einen Feind zu schwächen, gegen den sie sich nicht mehr getrauten, Gewalt zu brauchen. Sie vertheilten sich in kleine Haufen; belauschten die Franzosen, welche die Wälder besuchten, warteten, bis der Jäger seinen Schuß gethan hatte, und ehe er wieder laden konnte, fielen sie über ihn her, und schlugen ihn todt. Es waren auf die Art wohl zwanzig Mann verschwunden, ehe man wußte wie. Sobald man es aber erfuhr, so gieng man auf die Angreifenden los, schlug sie, verbrannte ihre Karbets, ermordete ihre Weiber und Kinder; und was diesem Blutbad entgieng, verließ im Jahr 1658 Martinique, um sich nie wieder da sehen zu lassen.

XX.

Erste Arbeiten der Franzosen in Martinique.

Die Franzosen, die durch diesen Abzug die einzigen Herren auf der Insel geworden waren, besetzten ruhig alle Stellen, die ihnen für ihren Landbau am gelegensten waren. Sie bestanden damals aus zwey Klassen, zu der ersten gehörten diejenigen, die ihre Reise nach Amerika bezahlt hatten, und man nannte sie Einwohner. Die Regierung ertheilte ihnen Ländereyen, um sie unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe als ihr Eigenthum zu besitzen. Sie waren verbunden, jeder nach der Reihe Wachen zu thun, und nach Verhältniß ihrer Mittel das Ihrige zu allen zur gemeinen Sicherheit und Wohlfahrt erforderlichen Ausgaben beyzutragen. Unter ihren Befehlen standen eine Menge liederlicher Leute, die sie auf ihre Kosten aus Europa mitgebracht hatten, und Engagierte nannten. Ihr Zustand war eine Art von drey Jahre lang dauerender Sklaverey. Wenn diese Zeit vorbey war, so wurden die Engagierten durch Erhaltung ihrer Freyheit so gut als diejenigen, denen sie gedient hatten.

Beyderseits beschäftigten sie sich anfangs allein mit dem Toback und Baumwollenbau. Bald darauf kam noch Roku und Indigo hinzu. Der Zuckerbau fieng erst ums Jahr 1650 an. Benjamin Akosta, einer von den Juden, die ihren

Fleiß

Fleiß aus der Unterdrückung selbst schöpfen, worinn ihre Nation, nachdem sie selbst Unterdrückung ausgeübt hat, verfallen ist; pflanzte zehn Jahre nachher Kakaobäume. Sein Beyspiel wirkte erst im Jahr 1684 etwas, als die Schokolade im Hauptland ziemlich allgemein gebräuchlich ward. Alsdann ward der Kakao die Hülfe der meisten Kolonisten, die nicht Kapitalien genug hatten, um den Zuckerbau zu unternehmen. Eine von den Plagen, welche die Jahrszeiten bald über die Menschen, bald über die Pflanzen ausschütten, machte, daß im Jahr 1727 alle Kakaobäume ausstarben. Alle Einwohner auf Martinique waren über dieses Unglück ganz trostlos: es wurde ihnen der Kaffeebaum als ein Brett im Schiffbruch dargeboten.

Das französische Ministerium hatte von den Holländern zwey Stämme von diesem Baum zum Geschenk bekommen, die man sorgfältig im königlich botanischen Garten verwahrte. Man nahm zwey Senker davon. Herr Desclieux, der sie im Jahr 1726 nach Martinique bringen sollte, befand sich auf einem Schiff, wo das Wasser knapp zu werden anfieng. Er theilte das wenige, was er zu seinem Getränke erhielt, mit seinen Bäumchen, und durch dies edelmüthige Opfer gelang es ihm, die Hälfte des ihm anvertrauten kostbaren Pfandes zu retten. Seine Großmuth ward belohnt. Der Kaffee nahm mit außerordentlicher Geschwindigkeit und gutem Erfolg zu; und dieser tugendhafte Bürger hat bis ans Ende des Jahrs 1774 mit einer sanften Zufriedenheit das seltene Glück genoßen, eine

wichtige Kolonie, so zu sagen gerettet, und mit einem neuen Zweig von Arbeitsamkeit bereichert zu haben.

Diese Hülfe abgerechnet hatte Martinique natürliche Vortheile, die es in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Glück erheben zu müssen schienen. Unter allen französischen Besitzungen hat es die glücklichste Lage, in Ansehung der in den dortigen Meeren herrschenden Winde. Seine Häfen haben die unschätzbare Bequemlichkeit, einen sichern Zufluchtsort gegen die Orkane, womit diese Gewässer geplagt sind, darzubieten. Da seine Lage es zum Sitz der Regierung gemacht haben, so hat es mehr Gunst genossen, und ist auf eine erleuchtetere und nicht so betrügliche Art verwaltet worden. Der Feind hat die Tapferkeit der dortigen Einwohner immer gescheuet, und sie selten gereitzt, ohne Ursache zu finden, es zu bereuen. Seine innere Ruhe ist nie gestört worden, selbst nicht im Jahr 1717, als es durch ein allgemeines Mißvergnügen angetrieben, die vielleicht kühne, allein mit Klugheit ausgeführte Parthie ergriff, einen Statthalter und einen Intendanten, die es unter dem Despotismus ihres Geitzes seufzen ließen, nach Europa zurückzuschicken. Die Ordnung, die Ruhe, die Einigkeit, welche die Kolonisten während dieser Zeit der Anarchie beobachteten, zeigten mehr Haß gegen die Tyranney, als Abneigung gegen eine rechtmäßige Gewalt, und rechtfertigten einigermaßen in den Augen des Hauptlandes das Unregelmäßige, und den angenommenen Grundsätzen entgegen laufende, das in ihrem Verfahren lag.

Trotz

Troz aller dieser Mittel zum Flor war doch Martinique zu Ende des vorigen Jahrhunderts eben noch nicht weit gekommen; ob es gleich weiter war, als die übrigen französischen Kolonien. Im Jahr 1700 hatte diese Insel in allem nur 6597 Weisse. Die Anzahl der Wilden, der Mulatten und freyen Negern, Mann, Frau und Kind betrug nur 507. Man zählte nicht mehr als 14566 Sklaven. Alles dies zusammen genommen machte nicht mehr als 21640 Menschen aus. Die Heerden bestanden aus nicht mehr als 3668 Pferden oder Maulthieren, und 9217 Stück Hornvieh. Man baute eine große Menge Kakao, Toback, Baumwolle; und außerdem waren da neun Indig- und hundert drey und achtzig schwache Zuckerpflanzungen.

XXI.

Blühender Zustand von Martinique. Ursachen desselben.

Als die langwierigen und grausamen Kriege, welche über alle Länder und Seen der Welt Verwüstung brachten, gedämpft waren, und Frankreich Entwürfe zu Eroberungen und Regierungsgrundsäze, durch die es sich nur gar zu lange hatte irre leiten lassen, aufgegeben hatte, so erhob sich Martinique aus der Art von Ermattung, worein es durch alle diese Unglücke war versezt worden. In kurzer Zeit ward der Flor dieser Insel ansehnlich; sie ward der allgemeine Markt aller französischen Windinseln.

In ihren Häfen verkauften die benachbarten Inseln ihre Erzeugnisse, und in ihren Häfen kauften sie die Waaren aus dem Hauptland. Die französischen Seefahrer brachten und holten ihre Ladungen auch nur in diesen Häfen. Europa hörte nur von Martinique. Diese Insel wußte die Spekulanten als landbauende Kolonie, als eine Agentin der andern, als eine mit dem spanischen und mit dem nördlichen Amerika handelnde Besitzung zu beschäftigen.

Als landbauende Kolonie beschäftigte sie im Jahr 1736. 72,000 Sklaven auf einem meistentheils neu aufgebrochenen Boden, und welcher dem zufolge sehr ergiebigen Erndten lieferte.

Ihr Verkehr mit den andern Inseln brachte ihr die Kommission und die Transportkosten ein; denn sie allein hatte Fuhrwerk. Dieser Profit konnte auf den zehnten Theil der Erzeugnisse dieser Inseln angeschlagen werden, welche von Tag zu Tag beträchtlicher wurden. Dieses Schuldenkapital, das selten eingezogen wurde, ließ man ihnen, um ihren Landbau zu vermehren. Es ward noch durch Vorschüsse an Geld, an Sklaven, und an andern vornehmsten Nothwendigkeiten vermehrt, wodurch die andern Kolonien um so mehr von Martinique abhängig wurden, je mehr sie sich zu Schuldnern dieser Insel machten, ohne daß es ihnen doch zum Schaden gereicht wäre. Sie wurden alle durch ihre Hülfe reich, und der andern ihr Gewinnst gedeihte Martinique wieder zum Vortheil.

Sein Verkehr mit der Königsinsel, mit Kanada, mit Lousiana verschaften ihm den Abgang seines gemeinen Zuckers, seines schlechten Kaffees, des Syrups und Rums, den Frankreich nicht haben wollte. Martinique erhielt dagegen Stockfische, trockene Gemüse, Tannenholz, und etwas Mehl. Bey seinem Schleichhandel auf den spanischen Küsten, der ganz aus französischen Fabrikwaaren bestand, gewann es den Belang des Risiko, den der französische Kaufmann nicht tragen wollte. Dieser Handel, der seinem Gegenstand nach nicht so einträglich war als der erstere, brachte seinen Wirkungen nach viel mehr ein. Er warf der Insel einen Profit von achtzig bis neunzig Procent auf 3 oder 4 Millionen Liv. a) Werth an Waaren ab, die man jährlich nach Karaque und den benachbarten Kolonien brachte.

So viele glückliche Geschäfte hatten ein unermeßliches Geld nach Martinique gebracht. 12,000,000 Livres b) waren gewöhnlich da im lebhaftesten Umsatz. Es ist vielleicht das einzige Land auf der Erden, wo sich das Geld in so großer Menge befunden hat, daß es vollkommen einerley gewesen, ob man Geld oder Waaren hatte.

Die Größe der dortigen Geschäfte brachten jährlich zwey hundert Fahrzeuge aus Frankreich, vierzehn bis fünfzehn, die dies Land nach Guinea schickte, dreyßig aus Kanada, zehn bis zwölf aus der Margaretheninsel und Trinitad, in

a) Oder 1,375,000 fl. bis 1,833,333 fl. 20 kr.

b) — 5,500,000 fl.

ihre Hafen; ohne die englischen und holländischen Schiffe zu rechnen, die schleichweise hinkamen. Die besondere Schiffahrt nach den nördlichen Kolonien, nach dem spanischen festen Lande, nach den Windinseln beschäftigte hundert und dreyßig Boote von zwanzig bis zu sechszig Tonnen, die durch sechs hundert europäischen Matrosen von allen Nationen, und fünfzehn hundert von langer Zeit her zur Schiffahrt angelernten Sklaven geführt wurden.

XXII.

Die Art, wie der Handel in Martinique geführt wurde.

In der ersten Zeit landeten die Seefahrer, welche Martinique besuchten, in den Gegenden, wo die Waaren eingesammelt wurden. Dieser Gebrauch, der natürlich scheint, war voller Schwierigkeiten. Die Nord- und Nordostwinde, die an einem Theil der Küste herrschen, erhalten das Meer beständig in einer heftigen Bewegung. Die guten Rheden, deren es zwar viele giebt, sind doch theils von einander, theils von den meisten Wohnplätzen ziemlich weit entfernt. Die dazu bestimmten Schaluppen, da sie zwischen denselben hin und her segeln sollten, wurden oft durch schlimmes Wetter aufgehalten, oder gezwungen, nur die halbe Ladung aufzunehmen. Diese Widrigkeiten verzögerten die Ab- und Auf-

ladung

ladung des Schiffs. Aus diesen Zögerungen entstand ein großer Abgang bey dem Schiffsvolk, und eine Vermehrung von Kosten für den Käufer und Verkäufer.

Der Handel, der es unter die grösten Vortheile zu zählen hat, wenn er seine Geschäfte beschleunigen kann, verlor durch ein neues Hinderniß etwas von seiner Thätigkeit; und dies bestand in der Nothwendigkeit, worinn sich der Kaufmann befand, seine Ladungen selbst an den besten Stellen nur in kleinen Theilen zu verkaufen. Wenn irgend ein emsiger Mensch ihn dieser Weitläufigkeiten überhob, so vertheuerte sein Unternehmen den Kolonisten die Waaren. Der Profit des Kaufmanns richtet sich nach der Menge Waaren, die er verkauft. Je mehr er verkauft, je mehr kann er von dem Profit schwinden lassen, den einer, der wenig absetzt, haben muß.

Noch eine größere Ungelegenheit bestand darinn, daß gewiße europäische Waaren an einigen Orten in gar zu großer Menge vorhanden waren, indessen sie an andern fehlten. Der Kaufmann, der Schiffe spedirte, befand sich auch in der Unmöglichkeit, seine Rückladung gehörig zu sortiren. Die meisten Gegenden bothen ihm nicht alle Waaren, noch alle Sorten von einerley Waare dar. Dieser Mangel nöthigte ihn, an mehrern Stellen zu ankern, oder zu viel oder zu wenig von denen für den Hafen, wo er seine Rückfahrt hinzunehmen gedachte, schicklichen Waaren aufzuladen.

Der

Die Schiffe selbst geriethen in viele Verlegenheiten. Verschiedene mußten sich kalfatern lassen, der gröste Theil bedurfte wenigstens einiger Reparatur. Diese Hülfe mangelte in den Rheden, die wenig besucht wurden, wo sich die Arbeiter aus Furcht, sie möchten nicht Verdienst genug finden, nicht niederließen. Man mußte also zum Ausbessern nach gewißen Häfen hingehen, und wieder nach demjenigen hinsegeln, wo man seine Waaren verkauft hatte, um seine Ladung da einzunehmen. Dies Hin- und Herfahren nahm wenigstens drey bis vier Monate weg.

Diese und noch mehrere Ungelegenheiten machten, daß einige Einwohner und alle Seefahrer wünschten, es möchte wo eine Niederlage entstehen, da alle Waaren, welche die Kolonie mit dem Hauptland vertauschte, zusammen flößen. Die Natur schien das Fort Royal zu diesem Endzweck angelegt zu haben. Sein Hafen war einer der besten auf den Windinseln, und seine Sicherheit war so allgemein bekannt, daß, als er den holländischen Schiffen offen stand, so befahl die Republik, daß sie sich in den Monaten Junius, Julius und August dahin begeben sollten, um sich vor den in den dortigen Gewässern so häufigen und wüthenden Orkanen in Sicherheit zu setzen. Die Ländereyen im Lamentin, die nur eine Meile weit davon liegen, waren die fruchtbarsten und die reichsten in der Kolonie. Die zahlreichen Flüsse, die dieses fruchtbare Land wässerten, trugen bis in einer gewissen Weite von ihrer Mündung beladene Kähne. Der Schutz der Festungswerke machte, daß man so viele

Vor-

Vortheile ruhig genießen konnte. Aber sie wurden zum Theil durch ein morastiges und ungesundes Gebiet wieder aufgewogen. Außerdem war diese Hauptstadt der Aufenthalt der Kriegsseeleute, welche damals die handelnden Seeleute verachteten, ja sogar unterdrückten. Weil also Fort Royal der Mittelpunkt der Geschäfte nicht werden konnte, so wandten sie sich nach St. Peter.

Dieser Flecken enthält noch, trotz der Feuersbrünste, die ihn viermal in die Asche gelegt haben, 1800 Häuser: er liegt an der westlichen Küste der Insel, in einer beynahe zirkelförmigen Bucht oder Vertiefung. Ein Theil desselben ist längst dem Meer gleich an dem Ufer her gebaut, man nennt ihn den Landungsort. Es befinden sich die Schiffe und die Waarenlager daselbst. Der andere Theil des Fleckens liegt auf einem eben nicht hohen Hügel; er heißt das Fort, weil da ein kleines Werk liegt, welches im Jahr 1665 angelegt wurde, um den Empörungen der Einwohner gegen die Tyranney des Monopols Einhalt zu thun, das aber heut zu Tag dazu dient, die Rhede gegen fremde Feinde zu schützen. Diese beyde Theile des Fleckens sind durch einen Bach, oder einen durchwadbaren Fluß von einander getrennt.

Der Landungsort lehnt sich an einen ziemlich hohen und senkrecht herabgehenden Hügel. Durch diesen Hügel, so zu sagen, eingeschlossen, der ihm alle Ostwinde, die beständig in diesen Gegenden wehen, und am gesundesten sind, auffängt; von jedem kühlenden Lüftchen beraubt, den Strahlen

der

der Sonne, welche von dem Hügel, von dem Meer und von dem schwarzen Sand auf ihn zurück prallen, ausgesetzt, ist dieser Aufenthalt brennend heiß und immer ungesund. Zudem ist da kein Hafen, und die Schiffe, die es den Winter durch auf den dortigen Küsten nicht aushalten können, sind gezwungen, nach Fort Royal zu flüchten. Aber diese Nachtheile werden wieder gut gemacht, theils durch die leichten Mittel, welche die Rhede von St. Peter zur Auf- und Abladung der Waaren an die Hand giebt; theils durch die Freyheit, mit allen Winden alle Tage und zu allen Stunden abzufahren, die aus seiner Lage entspringt.

Dieser Flecken ward auf der ganzen Insel zuerst aufgerichtet, bewohnt und bebaut. Indessen hat er den Vortheil, der Verbindungspunkt zwischen der Kolonie und dem Hauptland geworden zu seyn, mehr seinen Bequemlichkeiten als seinem Alterthum zu verdanken. St. Peter empfieng anfangs die Waaren aus gewissen Gegenden, deren an stürmischen und beständig unzugänglichen Küsten lebenden Bewohner, ihre Einkäufe und Verkäufe, ohne in andere Reviere zu ziehen, nicht bequem verrichten konnten. Die Agenten dieser Kolonisten waren anfangs Oberschiffer auf Booten, die durch ihr beständiges Hin- und Herfahren auf der Insel bekannt geworden waren, und sich nachher durch den Reitz des Verdienstes entschlossen, sich auf beständig niederzulassen. Die blosse Ehrlichkeit war die Seele dieses Verkehrs. Die meisten dieser Kommissionäre konnten nicht lesen. Keiner hielt weder ein Buch noch ein Register.

Für

Für jeden Einwohner, dessen Angelegenheiten sie besorgten, hatten sie einen Sack in ihrem Kuffer, worinn sie das Einkommen aus dem Verkauf legten, und das nöthige Geld zu dem Einkauf herausnahmen. Wenn der Sack ledig war, so schickte der Kommissionär nichts mehr, und die Rechnung war abgethan. Dies Zutrauen, welches nach unsern Sitten, und in unsern Zeiten des Betrugs und des Sittenverderbens als ein Mährchen klingen muß, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch. Es leben noch Menschen, die diesen Handel getrieben haben, bey welchen nichts für die Treue bürgte, als blos der daraus entspringende Nutzen.

Diese arglosen Menschen wurden nach und nach durch einsichtsvollere Leute, die aus Europa kamen, ersetzt. Einige derselben waren nach der Kolonie gereiset, sobald diese aus den Händen der ausschließenden Gesellschaft gekommen war. Ihre Anzahl wuchs, so wie sich die Waaren vermehrten, und sie trugen selbst viel dazu bey, dem Landbau weitere Gränzen zu geben, durch den Vorschuß, den sie dem Einwohner thaten, dessen Arbeiten aus Mangel der Mittel bis dahin sehr gering gewesen waren. Dies Verfahren machte sie zu den nothwendigen Agenten ihrer Schuldner in der Kolonie, so wie sie es schon in Ansehung ihrer Kommittenten im Hauptlande waren. Selbst der Kolonist, der ihnen nichts schuldig war, ward, weil er sie einstens brauchen konnte, von ihnen abhängig. Wenn nur die Erndtezeit etwas länger ausbleibt; wenn ein Zuckerfeld abbrennt; wenn eine Mühle in Unordnung kommt;

kommt; wenn Gebäude einstürzen; wenn ein Sterben unter das Vieh oder unter die Sklaven kommt; wenn Dürre oder Regen alles verwüstet: wo soll man denn Mittel finden, die Pflanzung während dieser Unfälle zu erhalten, und dem Schaden, den sie verursachen, abzuhelfen? Die Mittel beruhen in zwanzig verschiedenen Händen, wenn nur eine ihren Beystand verweigert, so wird die Verwirrung, statt abzunehmen, noch größer. Diese Betrachtungen bewogen diejenigen, welche noch keinen Kredit verlangt hatten, denen Kommissionären zu St. Peter ihre Angelegenheiten zu übertragen, um auf den Unglücksfall einer Hülfe versichert zu seyn.

Die kleine Anzahl der reichen Einwohner, die durch ihr Vermögen vor solchen Bedürfnissen gesichert zu seyn schienen, waren gleichsam gezwungen, sich an dies Kontor zu wenden. Da die Befehlshaber auf den Kauffahrteyschiffen einen Hafen, wo sie, ohne aus ihren Waarenhäusern, ja ohne aus ihren Schiffen zu gehen, ihre Geschäfte mit Vortheil ausrichten konnten, so verließen sie Fort Royal, Trinite, und alle andere Orte, wo ihnen der Preis der Erzeugnisse fast willkührlich auferlegt wurde, und wo die Bezahlung langsam und ungewiß erfolgte. Durch diese Veränderung konnten die in ihren Pflanzungen, als welche eine unaufhörliche Aufsicht und tägliche Bemühungen erfordern, angefesselten Kolonisten ihren Waaren nicht mehr nachgehen. Sie wurden also genöthiget, sie klugen Leuten anzuvertrauen, die sich in dem einzigen besuchten Hafen niedergelassen hatten, und also im Stande waren,

waren, die günstigsten Gelegenheiten, um einzukaufen und zu verkaufen abzupassen; ein Vortheil, der sich in einem Lande, wo der Handel unaufhörlichen Abwechslungen unterworfen ist, gar nicht schätzen läßt. Guadaloupe und Granada folgten dem Beyspiel von Martinique. Gleiche Bedürfnisse nöthigten sie dazu.

Der Krieg vom Jahr 1744 hemmte den Lauf dieses Glück. Nicht als wenn Martinique sein eigenes Wohl vernachläßigt hätte. Seine unaufhörlich geübten Seeleute, die an die muthigen Thaten, welche die Behauptung eines Schleichhandels erfordert, gewohnt waren, befanden sich zum Gefecht völlig gebildet. In weniger, als in einem halben Jahr verbreiteten sich vierzig zu St. Peter ausgerüstete Kaper in den Gewässern der Antillen. Sie verrichteten Thaten, die der ehemaligen Flibustiere würdig waren. Jeden Tag sahe man sie triumphirend, und mit unermeßlicher Beute beladen zurückkommen. Mitten unter diesen Vortheilen erlebte die Kolonie, daß ihre Schiffahrt theils nach Kanada, theils nach den spanischen Küsten gänzlich unterbrochen, und ihre eigene Rhederey täglich beunruhigt ward. Die wenigen Schiffe, die aus Frankreich ankamen, verkauften sehr theuer, und kauften sehr wohlfeil ein, um sich für die Gefahren, die sie liefen, schadlos zu halten. Also verfielen die Erzeugnisse in den Unwerth. Die Länderenen wurden schlecht gebauet. Man vernachläßigte die Unterhaltung der Werkstätte. Die Sklaven kamen vor Mangel an Nahrung um. Alles lag darnieder; alles gieng zu Grund. Endlich brachte

der

der Friede zugleich mit der Handlungsfreyheit, die Hoffnung, den alten Flor wieder zu erlangen, zurück. Die Begebenheiten entsprachen den ersten Bemühungen, die man anwandte, nicht.

XXIII.

Verfall der Insel Martinique. Ursache desselben.

Kaum hatten die Feindseligkeiten seit beynahe zwey Jahren aufgehört, als die Kolonie den verbotenen Handel, den sie mit den amerikanischen Spaniern trieb, verlohr. Diese Veränderung war nicht eine Wirkung der Wachsamkeit der Küstenbewahrer. Da man immer mehr Vortheil dabey findet, sich ihnen zu widersetzen, als sie selbst davon haben, sich zu vertheidigen, so verachtet man Leute, die schlecht besoldet werden, um oft ungerechte Abgaben oder Verbote zu unterstützen. Daß man Registerschiffe statt der Flotten einführte, das war es, was den Unternehmungen der Schleichhändler sehr enge Schranken setzte. Nach der neuen Einrichtung war die Anzahl der Schiffe unbestimmt, und die Zeit ihrer Ankunft nicht gewiß; das verursachte ein Schwanken in dem Preis der Waaren, das noch nicht darinn gewesen war. Von der Zeit an hörte der Schleichhändler, den nichts zu seinem Geschäfte bewog, als die Gewißheit eines bestimmten und unausbleiblichen Verdienstes, auf, einem Weg nachzugehen, der ihm keine sichere Entschädigung für die Gefahr darbot, welcher er sich aussetzen mußte.

Aber

Aber dieser Verlust war der Kolonie doch so schmerzhaft nicht, als die Dinge, die ihr das Hauptland in den Weg legte. Eine Regierung, der es an Einsichten mangelte, verwickelte durch so viele Formalitäten den wechselseitigen und nothwendigen Verkehr zwischen den Inseln und dem nördlichen Amerika, daß Martinique im Jahr 1755 nur vier Boote nach Kanada schickte. Die Direktion der Kolonie, die ein Raub von habsüchtigen und fähigkeitslosen Unterbedienten war, ward gar bald herabgesetzt, beschimpft, und den Meistbietenden preis gegeben.

Indessen ward der französische Handel den Verfall von Martinique nicht gewahr. Er fand zu St. Peter Handelsleute, die ihm seine Ladungen gut abkauften, und ihm seine Schiffe geschwind und reich beladen zurückschickten; und er bekümmerte sich wenig darum, ob diese oder ob andere Kolonien verzehrten und erndteten. Selbst die Neger, die dahin gebracht wurden, giengen um einen guten Preis ab; allein es blieben wenig da. Der gröste Theil gieng nach Granada, nach Guadaloupe, ja sogar nach den neutralen Inseln: welche, ungeachtet der uneingeschränkten Handlungsfreyheit, die sie genoßen, lieber die Sklaven haben wollten, die ihnen die Franzosen brachten, als diejenigen, die ihnen die Engländer dem Anschein nach auf günstigere Bedingungen anboten. Man war durch eine ziemlich lange Erfahrung überzeugt, daß die ausgewählten Neger, die am theuersten waren, die Ländereyen verbesserten; da der Landbau hingegen unter den Händen der wohlfeil eingekauften Negern verfiel.

Aber diese Profite des Hauptlandes halfen nicht nur der Insel Martinique nichts, sondern schadeten ihr beynahe.

Sie war während des Friedens noch nicht wieder zu ihrem Schaden gekommen, noch hatte sie die Schulden, die sie wegen einer Menge auf einander folgender Unglücksfälle zu machen gezwungen worden, abgetragen, als sie die schröcklichste unter allen Plagen, nemlich den Krieg wieder entstehen sahe. Dieser war für Frankreich eine Reihe von Unfällen, durch welche von einer Schlappe zur andern, von einem Verlust zum andern Martinique endlich unter das Joch der Engländer gerieth. Es wurde im Julius im Jahr 1763 sechszehn Monate, nachdem es erobert worden, wieder zurück gegeben, aber man gab es aller Nebenmittel zum Flor, die es so zu einem Glanz erhoben hatten, entblößt zurück. Seit einigen Jahren hatte diese Insel den gröſten Theil seines Schleichhandels mit den spanischen Küsten verlohren. Die Abtrettung von Kanada und Louisiana benahm ihr alle Hoffnung, einen Verkehr wieder anzufangen, der nur wegen vergänglicher Versehen darnieder gelegen war. Sie konnte nicht mehr die Erzeugnisse von Granada, St. Vincent, Dominika, welches nunmehr englische Besitzungen waren, in ihren Häfen aufnehmen. Eine andere Einrichtung des Hauptlandes, die ihr allen Verkehr mit Guadaloupe untersagte, erlaubte ihr nicht mehr das geringste zu hoffen.

Die sich selbst überlassene Kolonie konnte also auf nichts, als ihren Bau rechnen. Unglücklicher

Weise

Weise zeigte sich in demjenigen Zeitpunkt, wo seine Einwohner anfangen konnten, sich nützlich damit zu beschäftigen, in ihrem Schooß eine Art Ameisen, die, bevor sie Barbados auf eine solche Art verheert hatten, daß man daselbst zu Rath gieng, ob es nicht zuträglicher sey, eine ehedem so blühende Kolonie zu verlassen, in Amerika unbekannt gewesen waren. Man weis nicht, ob dieses Insekt vom festen Land, oder von dieser Insel nach Martinique herüberkam. Das ist gewiß, daß es unaussprechliche Verheerung in allen Zuckerpflanzungen, wo es sich zeigte, anrichtete. Diese Plage, der man zu nachläßig begegnete, dauerte schon eilf Jahre, als die Kolonisten den 9ten März im Jahr 1775 beschloßen, demjenigen, der ein Mittel gegen diese verderbliche Plage entdecken würde, eine Belohnung von 666,000 Livres *) zu geben.

Dieses wichtige Geheimniß war durch einen Officier, Namens Desvouves bereits erdacht, und auf einem am stärksten mit Ameisen geplagten Feld in Ausübung gebracht worden. Dieser vortreffliche Pflanzer hatte die ergiebigsten Erndten gemacht, indem er die Bearbeitung, die Düngung, die Ausgätung verdoppelte; indem er das Stroh verbrannte, wohin dieses Insekt seine Zuflucht nimmt, indem er die Zuckerrohre nach jeder Erndte frisch anpflanzte, und so setzte, daß der Luftzug erleichtert wurde. Diesem Beyspiel folgten endlich die reichern Kolonisten. Die andern werden nach ihrem Vermögen nachfolgen, und

a) Oder 3,05250 fl.

man kann hoffen, daß mit der Zeit nur das Andenken dieses großen Unglücks noch übrig bleiben wird.

Dieses Unglück war noch in seiner grösten Stärke, als der Sturm vom Jahr 1766 der erschröcklichste, der jemals Martinique verheert hat, daselbst alle Lebensmittel, alle Erndten zerstörte, Bäume ausriß, selbst Gebäude umwarf. Die Zerstörung war so allgemein, daß kaum einige Einwohner übrig blieben, die im Stande waren, so viele Unglücklichen in ihrem Unglück zu trösten.

Der hohe Preis, auf welchen seit einiger Zeit der Kaffee gestiegen war, machte so vieles Unglück noch erträglich. Dieses Erzeugniß, das zu sehr vervielfältiget worden, verfiel aber in Unwerth, und es blieb den Anbauern nichts, als die Reue übrig, daß sie ihre Ländereyen einem Erzeugniß gewiedmet hatten, dessen Werth ihnen nicht mehr den Unterhalt verschaffte.

Zum grösten Unglück ließ auch noch das Hauptland seiner Kolonie die nöthigen Arme zum Anbau fehlen; vom Jahr 1764 an bis zum Jahr 1774 führte Frankreich nach Martinique jährlich nur 345 Sklaven ein. Die Einwohner waren gezwungen, ihre Güter mit dem Ausschuß der englischen Zufuhr, die heimlich eingeführt wurden, zu besetzen.

Ein aufgeklärtes Ministerium, dessen wachsame Sorgfalt sich über alle Theile des Reichs verbreitet

breitet hätte, würde das Schicksal einer großen Niederlassung, die so sehr angegriffen worden, gemildert haben. Dies geschah hier nicht. Neue Beschwerden nahmen in der Kolonie die Stelle der Hülfe ein, die man zu erwarten das Recht hatte.

In den französischen Kolonien der neuen Welt, und ohne Zweifel auch in der andern Nationen ihren wurden die Afrikaner sehr verdorben; dies kam daher, weil sie vor der Strafe sicher waren. Ihre Herren, durch ein blindes Interesse verleitet, übergaben die Verbrecher niemals der Gerechtigkeit. Um eine so große Unordnung zu heben, verordnete der schwarze Codex, daß der Werth eines jeden Sklaven, der zum Tod verurtheilt würde, nachdem ihn der Eigenthümer der Obrigkeit übergeben, von der Kolonie bezahlt werden sollte.

Man verrichtete zu diesem nützlichen Endzweck eine Kasse, aber es dauerte nicht lange, so schöpfte man auch zu andern Ausgaben wieder den Endzweck daraus. Die von Martinique war noch mehr als die andern mit diesen Ungerechtigkeiten beschwert, als sie im Jahr 1777 mit den Unkosten belastet wurde, welche die Feldbaukammer der Kolonie zur Bezahlung eines Abgeordneten, den ihr Rath unnützer Weise im Hauptland unterhielt, aufwandte.

Die Unterdrückung wurde noch weiter getrieben. Die Abgaben, welche die Regierung in Martinique erheben ließ, waren ursprünglich sehr leicht, und wurden nur mit Erzeugnissen bezahlt. Sie wurden in Geld verwandelt, als diese allgemeine

Handlungsagenten sich in der Insel vermehrt hatten. Gleichwohl war die Auflage bis zum Jahr 1763 gemäßigt. Alsdann wurde sie bis auf 800,000 Livres a) gebracht. Drey Jahre nachher mußte man sie vermindern. Aber diese Verminderung, welche die unglückliche Umstände veranlaßten, endigte sich im Jahr 1772. Der Tribut wurde im Jahr 1778 neuerdings auf die Summe von 666,000 Livres b) herabgesetzt, welches eine Million in den Inseln ausmachte. Sie wird durch eine Kopfsteuer auf die Weissen und auf die Schwarzen, mit einer Abgabe von eins vom hundert auf alle Waaren von Gewicht, die in der Kolonie eingeführt, und durch eine gleiche Abgabe auf alle Waaren, die ausgeführt werden, mit Ausnahme des Kaffees, der drey vom hundert bezahlt, erhoben.

XXIV.

Gegenwärtiger Zustand von Martinique.

Den ersten Jenner des Jahrs 1778 zählte Martinique 12000 Weisse von allem Alter und Geschlecht; 3000 Schwarze oder freye Mulatten. Mehr als 80000 Sklaven, obwohl ihre Zählung nur auf 60000 stieg.

Die

---

a) Oder 366,666 fl. 20 kr.

b) — 305,250 fl.

Die Heerden der Pflanzungen bestehen aus 8,200 Pferden oder Maulthieren; 9,700 Stück Hornvieh; 13,100 Schweinen, Schaafen oder Ziegen.

Ihre Zuckerpflanzungen waren an der Zahl 257, und nahmen 10,397 Quadrate Land ein. Sie baute 16,602,870 Kaffeestämme; 1,430,020 Kakaostämme; 1,648,550 Baumwollenstämme.

Im Jahr 1775 luden die französischen Seefahrer auf 122 Schiffen in Martinique auf: 244,438 Centner 58 Pfund rohen Zucker, welcher im Hauptland für 9,971,155 Liv. 3 Sols 7 Deniers a) verkauft wurde; 96,889 Centner 68 Pfund Kaffee, den man für 4,577,259 Liv. 16 Sols b) verkaufte; 1147 Centner 8 Pfund Indigo, der einen Werth von 975,018 Liv. c) ausmachte; 8655 Centner 63 Pfund Kakao, der am Werth 605,964 Livres 12 Sols d) betrug; 11,012 Centner Baumwolle, die für 2,753,100 Livres e) verkauft wurden; 919 Häute, die man für 8271 Liv. f) verkaufte; 29 Centner 10 Pfund Schildkrötenschaalen, die einen Werth von 29,100 Livres g) ausmachten; 1966 Centner 35 Pfund

---

a) Oder 4,570,112 fl. 45 kr.
b) — 2,097,910 fl. 44 kr.
c) — 446,883 fl. 15 kr.
d) — 277,733 fl. 46 kr.
e) — 1,261,837 fl. 30 kr.
f) — 3790 fl. 52 kr.
g) — 13,337 fl. 30 kr.

Cassia, die am Werth 52,980 Liv. h) betrug; 125 Centner Farbholz, daraus man 3125 Liv. i) erlößte. Dies machte in allem eine Summe von 18,975,974 Livres 1 Sols 10 Deniers k). Aber nicht die ganze Summe gehörte der Kolonie. Ein wenig mehr als der vierte Theil St. Lucia und Guadaloupe, die ihre Erzeugnisse dazu gelegt hatten.

XXV.

Kann Martinique hoffen, daß sein Zustand verbessert werde?

Alle diejenigen, die aus Gefühl, oder aus Pflicht, auf das Wohl des Vaterlandes denken, wünschen, daß sich die Erzeugnisse in Martinique vermehren möchten. Man weis zwar, daß das Innere der Insel voller abscheulichen Felsen, und zum Bau des Zuckers, des Kaffees, der Baumwolle gar nicht geschickt ist; daß eine zu große Nässe diesen Erzeugnissen da schaden würde; und daß, wenn sie auch da fortkämen, so würden die Versendungskosten über Berge und Abgründe hin diese guten Erndten unnütz machen. Aber man könnte in dieser großen Strecke vortreffliche Wiesen anlegen; und der Boden erwartet nur Begünstigung von Seiten der Regierung, um den Einwohnern jene Gat-

---

h) Oder 24,282 fl. 30 kr.
i) — 1431 fl. 17 kr.
k) — 8,697,321 fl. 27 kr.

Gattung von unerschöpflicher Fruchtbarkeit zu liefern, welche die zum Landbau und zum Lebensunterhalt so nöthigen Heerden hervorbringt. Die Insel hat andere Stellen, wo der Boden unfruchtbar ist; steile Gegenden, welche die Bergströme und die Regen ganz abgeschwemmt haben; sumpfige Gegenden, die es schwer oder vielleicht unmöglich ist, auszutrocknen; steinige Gegenden, die alle Arbeit verbieten. Gleichwohl stimmen die Beobachter, welche die Kolonie am besten kennen, überein, daß ihr Bau, und zwar um ein Drittel vermehrt werden könnte. Zu dieser Verbesserung würde man sogar ohne neue Urbarmachung nur durch eine bessere und eifrigere Bauart gelangen. Um aber diesen Zweck zu erreichen, würden eine größere Anzahl Sklaven erfordert. Es ist viel, daß die Einwohner ihre Güter bis auf unsere Tage in dem Zustand erhalten haben, in welchem sie selbige von ihren Vätern empfiengen. Wir glauben nicht, daß es in ihrer Macht steht, sie zu verbessern.

Die Ländereybesitzer in Martinique können in vier Klassen eingetheilt werden. Die erste besitzt hundert grosse Zuckerpflanzungen, die von zwölf tausend Negern betrieben werden. Die andere hundert und fünfzig, mit neun tausend Negern. Die dritte sechs und dreyßig, mit zwey tausend Negern. Die vierte, die sich blos auf den Kaffee- den Baumwollen- den Kakao- den Maniokbau legt, mag zwanzig tausend Neger in der Arbeit haben. Die übrigen Sklaven beyderley Geschlechts, die in der Kolonie sind, werden zum Hausdienst, zur Fischerey oder zur Schiffahrt

fahrt gebraucht, und sind noch in der Kindheit, oder in einem Zustand der Abnahme.

Die erste Klasse besteht aus lauter reichen Leuten. Ihr Landbau wird so vollkommen getrieben als möglich; und ihr Vermögen wird denselben ohne Mühe in dem blühenden Zustand erhalten, worein sie ihn gesetzt haben. Selbst die Unkosten, die sie zur Erzielung der künftigen Erndte machen müssen, sind nicht so beträchtlich, als bey den nicht so reichen Kolonisten, weil die Sklaven, die in ihren Pflanzungen gebohren werden, diejenigen ersetzen müssen, welche die Zeit und Arbeit aufreibt.

Die zweyte Klasse, die man die wohlhabenden Leute nennen kann, besitzt nur die Hälfte von den Sklaven, die sie brauchte, wenn sie das Vermögen der reichen Ländereybesitzer erlangen sollte. Hätten sie auch die Mittel, die ihnen mangelnden Sklaven zu kaufen, so hinderte sie doch eine erschröckliche Erfahrung, es zu thun. Nichts ist so verkehrt, als wenn man viele Neger auf einmal auf eine Pflanzung anstellt. Die Krankheiten, die aus der Veränderung der Himmelsluft und der Nahrung bey diesen Unglückseligen entstehen; die Mühe, sie zu einer Arbeit anzuführen, dazu sie weder gewohnt sind, noch Lust haben, kann nicht anders, als den Kolonisten durch die häufige und ermüdende Sorgfalt, die zu dieser Bildung der Menschen zum Landbau nöthig wäre, abschröcken. Der fleißigste Ländereybesitzer ist derjenige, der alle Jahre ein Sechstel Sklaven mehr in seiner Werkstätte anstellen kann.

Also

Also könnte die zweyte Klasse jährlich fünfzehn hundert Sklaven zukaufen, wenn es ihr der reine Ertrag ihres Landbaues erlaubte. Aber auf Kredit darf sie nicht rechnen. Die Kaufleute im Hauptlande scheinen, keine Lust zu haben, ihr welchen zu geben, und diejenigen, die ihre Kapitalien in der Kolonie anlegten, haben sie gleich nach Europa oder St. Domingo geschaft, so bald sie sahen, daß sie dort müßig oder in Gefahr waren.

Die dritte Klasse, die fast dürftig ist, kann sich durch kein aus der natürlichen Ordnung des Handels genommenes Mittel aus seinem Zustand erheben. Es ist viel, wenn sie für sich auskommen kann. Nur die wohlthätige Hand der Regierung kann ihr ein für den Staat nützliches Leben dadurch geben, daß sie ihr das nöthige Geld, um ihre Pflanzungen in gehörigen Stand zu setzen, ohne Zinsen vorstreckt. Die Rekrutirung der Neger kann da ohne Ungelegenheit von dem Verhältniß, das wir für die zweyte Klasse angegeben haben, abgehen: denn da jeder dieser Kolonisten weniger Sklaven unter seiner Aufsicht hat, so wird er im Stande seyn, mehr Fleiß auf die zu wenden, die er erkauft.

Die vierte Klasse, die sich auf einen nicht so wichtigen Landbau legt, als der Zuckerbau ist, braucht keine so mächtige Unterstützung, um wieder zu dem wohlhabenden Stande zu gelangen, aus welchem sie durch den Krieg, die Orkane, und andere Unglücksfälle herabgesunken ist. Für die beyden letztern Klassen wäre es genug, wenn sie alle Jahre fünfzehn hundert Sklaven zukaufen könn-

könnten, um auf den Gipfel des Flors zu gelangen, den die Natur ihrem Fleiß gestattet.

Also könnte Martinique hoffen, seinen danieder liegenden Landbau wieder zu beleben, und den vormaligen Glanz seines Fleißes wieder zu erhalten, wenn es jährlich zwey bis drey tausend Neger empfienge. Aber es ist außer Stand, diese Rekrutirung zu bezahlen, und die Ursachen seines Unvermögens sind bekannt. Man weis, daß es dem Hauptland an Handlungsschulden ungefähr eine Million Livres a) schuldig ist. Eine Reihe von Unglücksfällen hat es genöthiget, über vier Millionen Livres b) von den in dem Flecken St. Peter wohnhaften Handelsleuten zu borgen. Die Schulden, die es bey Gelegenheit der Theilungen in den Familien, und zum Erkauf einer Menge von Plantagen gemacht hat, haben es außer Stand gesetzt, sich schuldenfrey zu machen. Diese verzweifelte Lage gestattet ihr wenigstens lange Zeit nicht, die Glücksbahn, die ihr offen stand, zu erreichen.

XXVI.

Kann Martinique erobert werden?

Noch dazu ist diese Insel der Eroberung ausgesetzt. Aber obgleich hundert Stellen dem Feind die bequemste Landung anbieten, so wird er sie doch

a) Oder 458,333 fl. 20 kr.
b) — 1,833,333 fl. — —

doch daselbst nicht vornehmen. Sie wäre ihm, wegen der Unmöglichkeit, in einem erschröcklich durchschnittenen Lande seine Artillerie und Munitionen nach Fort Royal, worinn die ganze Vertheidigung der Kolonie besteht, zu schaffen, unnütz. Nach diesem Ufer allein wird er seine Segel richten.

Vor diesem Hauptort liegt ein berühmter Hafen, der sich an der Seite einer breiten Bay befindet, worein man nur, indem man Lagen aushält, welche das Schicksal eines jeden Schiffs, das gezwungen ist, dem Gefecht auszuweichen, entscheiden, hinein kommen kann. Wenn es unglücklicher Weise rhedelos geschossen wird, oder ein schlechter Segler ist, oder ihm ein Unglück von den Windstößen, Strömen oder Seestreifen zustoßt, so wird es in die Hände eines Feindes fallen, der glücklicher zu laviren weis. Ja; die Festung kann sogar der unnütze und schimpfliche Zeuge des Verlusts eines Geschwaders werden, wie sie hundertmal dem Wegnehmen von Kauffahrteyschiffen hat zusehen müssen.

Der innere Theil des Hafens ist schlechter geworden, seitdem man, um den Engländern in dem letzten Krieg einen Damm entgegen zu stellen, den Rumpf verschiedener Schiffe darein versenkt hat. Man hat diese Fahrzeuge herausgezogen. Allein es gehören noch grosse Kosten dazu, wenn man die Menge Sandes, die sich um dieselben her aufgethürmt hatte, wegschaffen, und die Dinge in den alten Stand setzen will. Diese Arbeit leidet doch nicht den geringsten Verschub;

da der Hafen, ob er gleich nur mäßig groß, doch der einzige ist, worinn die Schiffe vom grösten Rang auswintern können; der einzige, wo sie Mastbäume, Segel, Thauwerk, und sehr leichte Mittel finden, vortreffliches Wasser einzunehmen, welches über eine Stunde weit durch einen sehr wohl angelegten Kanal hergeleitet wird.

In der Nachbarschaft wird der Feind seine Landung verrichten, ohne daß es möglich sey, ihm dieses zu verwehren, man mag es anfangen, wie man will. Der Krieg im freyen Feld, den man ihm entgegen setzen könnte, würde nicht lange dauern, und man würde bald genöthiget seyn, sich in die Festungswerke zu vergraben.

Ehedem bestanden sie blos in den Werken, die zum Fort Royal gehörten, wo man aus Unwissenheit ein ganz rasendes Geld unter dem Feuer einer Kette von Bergen verwendet hatte. Die ganze Kunst geschickter Kriegsbaumeister hat Werken, die aufs gerathewohl mit aller möglichen Ungeschicklichkeit, ohne zusammenhängenden Entwurf gebaut worden waren, keine große Stärke verschaffen können. Man hat sich damit begnügen müssen, an den Stellen des Orts, wo es angieng, einen bedeckten Weg, einen Wall und Flanken anzulegen. Indessen ist die wichtigste Arbeit darinn bestanden, in den Felsen, der alles, was man will, sehr leicht aus sich machen läßt, lüftige und gesunde Gewölber zu hauen, wo man den Kriegs- und Mundvorrath, die Kranken, die Soldaten und diejenigen unter den Einwohnern, denen die Liebe zum Hauptland den Muth

ein-

einflößen möchte, die Kolonie zu vertheidigen, in Sicherheit stellen kann. Man hat geglaubt, daß Menschen, die, wenn sie erst den Gefahren auf den Wällen Trotz gebothen hätten, in diesen Gewölbern eine vollkommene Ruhe fänden, daselbst gar leicht ihre Mühseligkeiten vergessen, und sich den Angriffen des Feindes mit neuem Muth entgegen stellen würden. Dieser Gedanke ist glücklich und weise. Er kommt, wo nicht von einer patriotischen Regierung, doch wenigstens von einem durch Menschenliebe erleuchteten Staatsminister her.

Aber der Muth, der daher entspringen soll, war nicht hinreichend, um einen Platz, der von allen Seiten her mit Vortheil bestrichen wird, zu behaupten. Man hat also geglaubt, man müsse eine vortheilhaftere Lage aussuchen, und man hat sie auf dem Hügel Garnier gefunden, der um fünf und dreyßig bis vierzig Fuß höher ist, als die höchsten Punkte auf den Patate: den Tartanson: und den Cartouchebergen, die alle in das Fort Foyal hineinsehen.

Auf dieser Höhe ist ein Citadell, aus vier Bollwerken bestehend, erbauet worden. Die Bollwerke vor der Front, der bedeckte Weg, die Zisternen, die Pulvermagazine, alle diese Vertheidigungsmittel sind fertig, und es kann nicht lange währen, so ist es das übrige auch. Bald wird nichts mehr zu bauen seyn, als die Kasernen, und einige andere bürgerliche Gebäude. Alsdann, wenn auch die Redouten und die Batterien, die darum angelegt sind, um den Feind zu nöthigen, seine Ladung weiter weg vorzunehmen,

als in der Casebucht, wo er bey der letzten Eroberung ans Land stieg, nicht das leisteten, was man sich davon verspricht, so könnte doch die Kolonie einen Widerstand von ungefähr drey Monaten thun. Fünfzehn hundert Mann werden Garnier dreyßig bis sechs und dreyßig Tage lang gegen ein Heer von fünfzehn tausend Mann vertheidigen: und zwölf hundert Mann werden sich etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Tag in Fort Royal halten, das erst nach der Einnahme von Garnier angegriffen werden kann. Das ist alles, was man mit 10,000,000 Livres *) Unkosten erkauft hat.

So starke Kosten haben denjenigen, welche glauben, daß das Seewesen allein die Kolonien schützen soll, am unrechten Ort angebracht geschienen. In dem Unvermögen, worinn man sich befand, zu gleicher Zeit Festungswerke aufzuführen und Schiffe zu bauen, mußte man die vorzüglich nothwendigen Mittel der dieser nachstehenden Hülfe vorziehen. Wenn es zumal der französischen Nationalhitze gemäß ist, lieber anzugreifen, als sich zu vertheidigen, so muß sie Festungen zerstören, nicht einnehmen: oder vielmehr, es schickt sich für sie, jene Flügel habende und sich bewegende Wälle zu bauen, die den Krieg an feindliche Orte hinbringen, statt ihn zu erwarten. Jede Macht, die nach Handlung und nach Kolonien trachtet, muß Schiffe haben, welche Menschen und Reichthümer erzeugen, die Bevölkerung und den Umlauf vermehren: da hingegen Ba-

*) Oder 4,583,333 fl. 20 kr.

Basteyen und Soldaten nur Macht und Lebensmittel aufreiben. Alles, was der Hof zu Versailles sich von den auf Martinique verwandten Kosten versprechen kann, ist dies, daß, wenn diese Insel durch den einzigen furchtbaren Feind angegriffen wird, so hat man Zeit, ihr zu Hülfe zu kommen. Der Engländer Denkungsart macht, daß sie bey Belagerungen langsam gehen. Sie gehen immer nach den Regeln. Nichts hält sie ab, Werke, von denen die Sicherheit der Belagerer abhängt, zu vollenden. Das Leben der Soldaten ist ihnen kostbarer, als die Zeit. Vielleicht ist diese an sich so vernünftige Grundregel auf das aufzehrende amerikanische Klima nicht gehörig angewandt; aber es ist die Grundregel eines Volks, bey dem der Soldat ein Mensch in Diensten des Staats, nicht aber ein im Sold des Fürsten stehender Miethling ist. Doch laßt das künftige Schicksal Martiniques werden, was es will: es ist Zeit, den gegenwärtigen Zustand von Guadaloupe zu untersuchen.

XXVII.

Die Franzosen erobern Guadaloupe. Unglücksfälle, die sie daselbst erfahren.

Diese Insel, deren Gestalt nichts regelmäßiges an sich hat, mag etwa achtzig Meilen im Umkreise halten. Sie wird durch einen kleinen Arm der See, der etwa zwey Meilen lang, und fünfzehn bis vierzig Ruthen breit ist, in zwey Theile durchschnitten.

Dieser Kanal, welcher der salzige Fluß heißt, ist schiffbar, kann aber nur Fahrzeuge von fünfzig Tonnen führen.

Der Theil der Insel, von dem die ganze Kolonie den Namen bekommt, ist in der Mitte voll abscheulicher Felsen, wo eine ewige Kälte herrscht, welches nichts als Farrenkräuter und einige mit Moos bedeckten unnützen Bäume darauf wachsen läßt. Auf dem Gipfel dieser Felsen erhebt sich, unabsehlich in der mittlern Region der Luft ein Berg, der die Souphriere genannt wird. Er wirft aus gewißen Oefnungen einen dicken und schwarzen Dampf aus, der, wie man es bey nächtlicher Weile sehen kann, mit Funken vermischt ist. Von allen diesen Anhöhen fließen unzählbare Quellen herab, die nach den Ebnen, welche sie wässern, Fruchtbarkeit hinbringen, und die brennende Luft des Klima durch ein so frisches und berühmtes Wasser mäßigen; daß die Gallionen, die ehemals vor den Windinseln anlegten, Befehl hatten, ihren Vorrath mit diesem reinen und gesunden Wasser anzufrischen. So ist der Theil der Insel beschaffen, den man ganz eigentlich Guadaloupe nennt. Derjenige, der Grande-Terre heißt, ist von der Natur nicht so wohl begabt worden. Sein Boden ist nicht so fruchtbar, sein Klima nicht so gesund und nicht so angenehm. Er ist zwar nicht so durchschnitten und ebener, aber die Quellen und Flüsse fehlen ihm. Man sieht sogar keine Brunnen da. Wasserleitungen, die keine grosse Kosten erfordern würden, werden ohne Zweifel seiner Zeit den andern Theil der Kolonie diesen Vortheil genießen lassen.

Keine

Keine europäische Nation hatte diese Insel noch besetzt, als fünf hundert und fünfzig Franzosen unter Anführung von zwey Edelleuten, mit Namen Loline und Duplessis den 28ten Junius im Jahr 1635 von Dieppe daselbst anlangten. Ihre Zubereitungen waren nicht mit Klugheit gemacht worden. Ihre Lebensmittel waren so schlecht gewählt gewesen, daß sie schon auf der Fahrt verdarben; und man hatte so wenig aufgenommen, daß in zwey Monaten nichts davon übrig war. Das Hauptland schickte keine, St. Christoph wollte keine hergeben, entweder aus Mangel, oder weil es keine Lust dazu hatte; und die ersten Arbeiten zum Bau des Landes konnten noch nichts aufbringen. Es blieb der Kolonie keine andere Zuflucht als die Wilden; aber der Ueberfluß eines Volks, das wenig Früchte zog, und also nie einen Vorrath angelegt hatte, konnte nicht ansehnlich seyn. Man wollte nicht mit dem zufrieden seyn, was sie freywillig brachten. Der Entschluß ward gefaßt, sie auszuplündern, und die Feindseligkeiten giengen den 6ten Jenner 1636 an.

Die Karaiben glaubten nicht, im Stande zu seyn, einem Feind, der durch die vorzügliche Beschaffenheit seiner Waffen so viele Vortheile hatte, im Feld widerstehen zu können. Sie zerstörten daher ihre Lebensmittel, ihre Wohnsitze, und begaben sich auf Grande-Terre, oder auf die benachbarten Inseln. Von da aus setzten die wüthendsten wieder nach der Insel, woraus man sie vertrieben hatte, über, und verbargen sich da in den dicksten Wäldern. Am Tag schoßen sie mit

vergifteten Pfeilen, oder schlugen mit ihren Keulen alle Franzosen tod, die sich von den andern, um zu Jagen oder Fischen absonderten. Des Nachts verbrannten sie die Hütten und verwüsteten die Pflanzungen ihrer ungerechten Räuber.

Eine erschröckliche Hungersnoth war der Erfolg dieser Art Krieg zu führen. Die Kolonisten sahen sich genöthiget, das Gras zu fressen, ihre eigenen Exkremente, die Leichnahme ihrer Gefährten, die sie ausgruben, zu verzehren. Verschiedene, die zu Algier in der Sklaverey gewesen waren, verfluchten die Hand, die ihnen ihre Fesseln abgenommen hatte; alle verwünschten ihr Leben. So büßten sie für das Verbrechen ihrer Eroberung, bis Aubert zur Statthalterschaft kam, der im Jahr 1640 mit den Wilden Frieden schloß. Wenn man an die Ungerechtigkeit der Feindseligkeiten gedenkt, welche die Europäer in ganz Amerika begangen haben, so hat man fast Lust, sich über ihre Unglücksfälle und über alle die Plagen, die diesen wilden Unterdrückern auf dem Fuß nachfolgen, zu freuen. Die Menschlichkeit zerschlägt alsdann alle Bande des Bluts und des Vaterlandes, die uns an die Einwohner unsers Welttheils binden, verändert die Verbindung, und schließt jenseits der Meere mit den wilden Indiern eine Verwandtschaft, die alle Menschen verbindet, nemlich diejenige, welche durch Unglück und Mitleiden erzeugt wird.

XXVIII.

Guadaloupe reißt sich allgemach aus dem Elend; aber wird erst eine blühende Kolonie, nachdem sie von den Engländern erobert worden ist.

Indessen trieb das Andenken des Elendes, das man auf dieser geraubten Insel erlitten hatte, mächtig an, die höchst nothwendigen Dinge zu bauen; da man dann hernach darauf dachte, das zu bauen, was die Ueppigkeit des Hauptlandes verlangte. Die kleine Anzahl Einwohner, die dem Jammer, den sie wohl verdient hatten, entgangen waren, ward bald durch einige Kolonisten aus St. Christoph, die mit ihrem Zustand nicht zufrieden waren; durch Europäer, die nach neuen Dingen verlangten; durch Matrosen, denen die Seefahrt entleidet war; durch Schiffsbefehlshaber vermehrt, welche aus Klugheit, die von den Kaprizen des Oceans geretteten Reichthümer dem Schooß eines ergiebigen Bodens anvertrauen wollten. Aber Guadaloupes Flor ward durch Hindernisse aufgehalten und gehemmt, die aus dessen Lage entsprangen.

Die Leichtigkeit, womit die Seeräuber auf den benachbarten Inseln dieser ihre Heerden, ihre Sklaven, selbst ihre Erndten wegnehmen konnten, versetzte sie oftmals in sehr verderbliche Nöthen. Innere Unruhen, die aus Begierde

nach Gewalt entsprangen, bewogen ihre Bewohner, oft die Waffen gegen einander zu ergreifen. Die Abentheurer, die nach den Windinseln zogen, verachteten ein Land, das sich mehr zum Landbau, als um Schiffe darauf zu rüsten schickte, une ließen sich nach Martinique durch die Menge und die Bequemlichkeit der dortigen Rheden locken. Der Schutz dieser furchtlosen Seeräuber brachte alle Kaufleute, die sich schmeichelten, den Raub des Feindes um einen geringen Preis kaufen zu können, und alle Ackersleute, welche glaubten, sie könnten sich da ohne Sorgen auf friedlichen Arbeiten legen, dahin. Diese schleunige Bevölkerung mußte den ganzen Kriegs- und Civiletat der Antillen nach Martinique hin versetzen. Alsbald dachte das Ministerium des Hauptlandes mehr auf diese, als auf die übrigen Kolonien, die nicht so sehr unter seiner Hand standen; und weil es nur von dieser Insel reden hörte, so ertheilte es ihr auch mehr Aufmunterungen.

Dieser Vorzug machte, daß im Jahr 1700 die ganze Menschenzahl auf Guadaloupe aus 3825 Weissen, 325 Wilden und freyen Negern oder Mulatten, und 6725 Sklaven, unter welchen eine große Anzahl Karaiben war, bestand. Sein Landbau bestand in sechzig kleinen Zuckerpflanzungen, in sechs und sechzig Indigpflanzungen, in etwas Kakao und viel Baumwolle. Diese Insel besaß noch 1620 Stück kleines Vieh, und 3699 Stück Hornvieh. Das war die Frucht von sechzigjährigen Bemühungen.

Die

Die Kolonie machte bis nach dem Utrechterfrieden keine merkliche Fortschritte. Man zählte daselbst 9643 Weissen, und 41140 Sklaven, und Vieh und Lebensmittel nach Verhältniß dieser Bevölkerung, als sie im Monat April des Jahrs 1759 durch die großbritannischen Waffen erobert wurde.

Frankreich bedauerte diesen Verlust; aber die Kolonie hatte Ursache, sich über ein so scheinbares Unglück zu trösten. Während einer drey monatlichen Belagerung hatte sie erlebt, daß ihre Pflanzungen zerstört, die zu ihren Fabriken dienlichen Gebäude verbrannt, und ein Theil ihrer Sklaven weggeführt wurde. Wenn der Feind nach allen diesen Verwüstungen gezwungen worden wäre, abzuziehen, so wäre keine Rettung für diese Insel gewesen. Der Hülfe des Hauptlandes beraubt, das nicht die Kräfte hatte, ihm beyzustehen, und weil es aus Mangel von Waaren, die es hätte hergeben können, von den Holländern, welche die Neutralität in ihre Rheden führte, nichts erwarten durfte, hätte es nicht bis zur Zeit einer neuen Erndte zu leben gehabt.

Die Eroberer erlößten sie von dieser Unruhe. Zwar sind die Engländer in ihren Kolonien keine Kaufleute. Die Länderenbesitzer leben grösstentheils in Europa, schicken ihren Verwaltern, was sie brauchen, und empfangen durch das zurückkehrende Schiff die ganze Erndte ihrer Grundstücke. Ein in irgend einem Hafen Großbritanniens wohnhafter Kommissionär trägt Sorge, daß die Pflanzung mit allem Nöthigen versehen

werde, und empfängt das Einkommende aus derselben. Dies Verfahren konnte auf Guadaloupe nicht beobachtet werden. Der Sieger mußte hierinn die Gewohnheit des Besiegten annehmen. Die Engländer voll von den Vortheilen, welche Frankreich aus seinem Handel mit seinen Kolonien zog, versandten geschwinde, so wie diese Nation, Schiffe nach der eroberten Insel, und thaten so viel Speditionen dahin, daß, da die Konkurrenz um ein großes die Nachfrage überstieg, alle europäischen Waaren auf erstaunlich schlechten Preis fielen. Der Kolonist bekam sie, so zu sagen, umsonst, und erhielt diesem Ueberfluß zufolge langen Aufschub zur Bezahlung.

Zu diesem erzwungenen Kredit kam noch gar bald ein Spekulationskredit hinzu, der die Kolonie in den Stand setzte, ihre Schulden zu bezahlen. Die siegende Nation brachte 18721 Sklaven mit der Hoffnung dahin, dereinst grosse Vortheile aus ihren Arbeiten zu ziehen. Aber ihr Stolz wurde betrogen, und die Kolonie wurde im Julius des Jahrs 1763 seinem alten Besitzer wieder zurückgegeben.

XXIX.

Veränderungen des französischen Ministeriums in der Regierung von Guadaloupe.

Der blühende Zustand, worein Guadaloupe von den Engländern versetzt worden war, erregte das Erstaunen der ganzen Welt, als sie diese Insel zurück-

zurückgaben. Man faßte die Achtung für dieselbige, die heut zu Tag durch Reichthümer erregt wird. Das Hauptland betrachtete sie mit einer Art von Ehrfurcht. Bis dahin war sie der Insel Martinique untergeordnet gewesen, so wie alle Windinseln. Man befreyte sie von dieser Abhängigkeit, welche sie schimpflich fand, indem man ihr eine unabhängige Verwaltung gab. Diese Ordnung dauerte bis ins Jahr 1768. In diesem Zeitpunkt wurde sie wieder unter das alte Joch gebracht. Man riß sie im Jahr 1772 abermals heraus, um sie sechs Monate hernach wieder hinein zu stürzen. Im Jahr 1775 verwilligte man ihr neuerdings eigene Statthalter; und man muß hoffen, daß es der Hof von Versailles nach so vielen Veränderungen bey dieser Einrichtung belassen wird, der einzigen, die den Grundsätzen einer aufgeklärten Staatskunst angemessen sind. Wenn je das Ministerium sich von diesem glücklichen Plan entfernen würde, so würde es die Statthalter und Intendanten ihre Sorgfalt, ihren Kredit, ihre Zuneigung auf die Hauptinsel verwenden sehen, die unmittelbar ihrer Aufsicht anvertraut sind, während daß die ihr unterworfene Insel nur an Unterbedienten, ohne Kräften, ohne Nachdenken, und folglich auch ohne einige Macht, ohne einigen Willen Gutes zu bewirken, überlassen seyn würde.

Die Kriegsleute, deren Meynung für die Vereinigung beyder Kolonien unter ein Oberhaupt gieng, gründeten sich auf den Vortheil, der daraus entspringen würde, wenn zwey Inseln zu ihrer wechselseitigen Vertheidigung ihre Kräfte

vereinigen könnten: Aber dachten sie wohl daran, daß sich zwischen Martinique und Guadaloupe in einer gleichen Entfernung Dominique befindet, das eine englische Kolonie ist, die man nicht vermeiden kann, und die beyde Kanäle, welche sie von den französischen Besitzungen trennen, unter seiner Aufsicht hat? Wenn ihr an Seemacht schwächer seyd, so ist alle Verbindung unmöglich, weil alle wesentliche Hülfe ganz richtig aufgefangen würde. Seyd ihr an Macht überlegen, so ist die Verbindung unnütz, weil kein Einfall zu befürchten ist. In beyden Fällen ist das entworfene System eine bloße Träumerey?

Ganz anders wäre es beschaffen, wenn es nur um Vertheidigungsentwürfe zu thun wäre. Die Vereinigung der Mittel, die jeder Insel dienlich wäre, könnte nützlich seyn, ja in gewißen Umständen nothwendig werden. Alsdann würde man die Befehlshaberstelle einem der Statthalter anvertrauen, und sein Vorrecht würde nach der entworfenen Unternehmung wieder aufhören.

Aber ist es dienlich, die Vermischungen der Landeserzeugnisse einer Kolonie in die andere frey zu lassen? Bis zur Eroberung von Guadaloupe durch die Engländer hat ihre ungehinderte Verbindung mit den französischen Seehäfen sich jährlich auf sechs oder sieben Schiffe eingeschränkt. Ihre Waaren nahmen meistens aus mehr oder weniger durchgedachten Gründen den Weg nach Martinique. Als nach der Zurückgabe die Verwaltung beyder Inseln getrennt wurde, so trennte man auch ihren Handel. Die Verbindungen sind

seitdem

seitdem wieder eröffnet worden, und sind zur Zeit, da wir schreiben, noch erlaubt. Diese Ordnung der Dinge fand Tadler in Frankreich; diese Kolonien müßten, sagten sie mit Bitterkeit, ihre Bestimmung erfüllen, das ist, viele Waaren aus dem Hauptland gebrauchen, und ihm einen großen Ueberfluß an Erzeugnissen zurücksenden. Nun wird selbst mit den besten Hülfsmitteln, diese doppelte Verbindlichkeit zu erfüllen, Guadaloupe weder das eine, noch das andere thun, so lange ihr erlaubt bleiben wird, ihre Waaren nach Martinique zu bringen. Diese Verbindung wird allzeit die Ursache, oder die Gelegenheit zu einem unermeßlichen Ausfluß auf fremde Märkte, vorzüglich nach Dominique seyn. Nur durch Abschneidung der Verbindungsbrücke wird man diesem Schleichhandel Einhalt thun, und die Gewohnheit desselben ausrotten können.

Diese Vernunftsschlüsse, die aus dem Privatinteresse genommen sind, dürfen nicht hindern, daß Guadaloupe und Martinique in den Verbindungen, die sie gemacht haben, bestätiget werden. Die Freyheit ist der Wunsch aller Menschen, und das natürliche Recht eines jeden Eigenthümers ist, die Erzeugnisse seines Bodens, an wen er will, und so theuer er kann, zu verkaufen. Zu Gunsten des Hauptlandes ist man von diesem Grundsatz jeder wohl geordneten Gesellschaft abgewichen, und vielleicht mußte man es bey dem gegenwärtigen Zustand der Sachen thun. Aber das Verbot, das der Kolonist fühlt, weiter treiben zu wollen; ihn der Bequemlichkeiten und der Vortheile, die er in einer

fort:

fortgesetzten oder zufälligen Verbindung mit seinen Mitbürgern finden kann, berauben zu wollen, dies ist eine tyrannische Handlung, über dessen Begehren die Handlung Frankreichs eines Tags erröthen wird, und die nur ein unwissendes, verdorbenes, oder niederträchtiges Ministerium bewilligen kann. Wenn, wie man vorgiebt, die zwischen beyden Inseln gegenwärtig erlaubte Schifffahrt einen Theil ihrer Waaren listigen und habsüchtigen Nebenbuhlern in die Hände spielt, so wird die Regierung erlaubte Mittel finden, um die Landesreichthümer von Guadaloupe und der kleinen davon abhängenden Inseln in den Schooß des Königreichs fließen zu machen.

XXX.

Was hängt von Guadaloupe ab?

Desirade, das vier bis fünf Meilen von Guadaloupe liegt, ist eine dieser Inseln. Ihr Boden, der außerordentlich dürr ist, und zehn Meilen im Umfang hat, zählt sehr wenige Einwohner, die alle mit dem Bau einiger Kaffee- und einiger Baumwollenstauden beschäftiget sind. Man weis nicht genau, zu welcher Zeit diese Niederlassung angefangen hat, aber sie ist nicht alt.

Die Heiligen, welche drey Meilen von Guadaloupe liegen, sind zwey sehr kleine Inseln, die mit noch einem Inselchen ein Dreyeck bilden, und einen ziemlich guten Hafen ausmachen. Dreyßig Franzosen, die man im Jahr 1648 dahin geschickt hatte, wurden gar bald durch eine außerordent-

ordentliche Dürre, welche die einzige Quelle, wo man Wasser schöpfen konnte, noch ehe man Zeit hatte, Zisternen anzulegen, austrocknete, gezwungen, sie zu räumen. Im Jahr 1652 zogen sie wieder dahin, und legten einen dauerhaften Landbau an, der heut zu Tag 50,000 Pfund Kaffee, und 100,000 Pfund Baumwolle einbringt.

Sechs Meilen von Guadaloupe ist Marie Galante, die fünfzehn Meilen im Umfang hat. Die zahlreichen Wilden, die sie besetzt hatten, wurden im Jahr 1648 durch die Franzosen verjagt, die hitzigen und häufigen Angriffe auszuhalten hatten, um ihre gewalsame Eroberung zu erhalten. Sie hat einen vortrefflichen Boden, auf welchem nach und nach eine Bevölkerung von 7 bis 800 Weissen, und von 6 bis 7000 Schwarzen entstanden ist, die meistens mit dem Zuckerbau beschäftiget sind.

St. Martin und St. Bartholomä*) hängen auch von Guadaloupe ab, ob sie schon 45 bis 50 Meilen davon entfernt sind. Von der ersten dieser Inseln hat man in der Geschichte der holländischen Besitzungen gesprochen. Es bleibt uns nur übrig, etwas von der zweyten zu sagen.

Man rechnet sie zehn bis eilf Meilen im Umfang. Ihre Berge sind nichts als Felsen, und ihre Thäler nichts als Sand, die niemals von Quellen oder Flüssen benetzt werden, und zu selten von den Himmelswassern. Es mangelt ihr sogar die Bequemlichkeit eines guten Hafens, obwohl

*) Seit Jahr und Tag hat Frankreich die Insel St. Bartholomä an Schweden unter gewissen Bedingnissen, besonders gegen grosse Vortheile in dem Hafen von Gothenburg überlassen.

obwohl ihr alle Weltbeschreiber das Kompliment wegen dieses Vortheils gemacht haben. Im Jahr 1646 wurden fünfzig Franzosen von St. Christoph dahin gesandt. Nachdem sie im Jahr 1656 von den Karaiben ermordet worden, wurden sie erst drey Jahre hernach wieder ersetzt. Die Dürre ihres Bodens hieß sie ihre Zuflucht zum Franzosenholz nehmen, das ihr neues Vaterland bedeckte, und aus welchem sie kleine Arbeiten machten, die ziemlich gesucht wurden. Diese Zuflucht dauerte eine gewiße Zeit, und die Sorge für einiges Vieh, das den benachbarten Inseln zur Nahrung diente, trat an dessen Stelle. Der Baumwollenbau folgte bald nach, und die Erndte derselben beträgt 50 bis 60,000 Pfund, wenn nicht, wie es oft geschieht, anhaltende Dürre im Wege steht. Bis auf die letzte Zeit sind die Arbeiten alle von Weissen verrichtet worden, und es ist noch die einzige der europäischen Kolonien in der neuen Welt, wo die freyen Menschen die Feldbauarbeiten mit ihren Sklaven theilen. Die Anzahl der einen ist nicht über 427, und der andern nicht über 345. Die Insel würde auch zur einträglichsten Zeit schwerlich viel mehrere ernähren.

Das Elend ihrer Einwohner ist so allgemein bekannt, daß die feindlichen Freybeuter, die sehr oft da eingelaufen sind, immer die wenigen Erfrischungen, die man ihnen geben konnte, getreulich bezahlt haben, ob man sie gleich nicht dazu hätte zwingen können. Also findet noch Mitleiden selbst unter Feinden und in der Seele von Seeräubern statt. Also machen nur Furcht und

Eigen-

Eigennutz den Menschen bösartig. Er ist nie umsonst grausam. Der bewaffnete Seeräuber, der ein reich beladenes Schiff plündert, hat noch Billigkeit und Gefühl für Inselbewohner, welche die Natur ohne Hülfe und ohne Vertheidigung gelassen hat.

XXXI.

Gegenwärtige Lage von Guadaloupe, und der kleinen ihr unterworfenen Inseln.

Am ersten Jenner 1777 zählte Guadaloupe mit Inbegriff der mehr oder weniger fruchtbaren Inseln, die mit unter ihrer Regierung begriffen sind, 12700 Weisse von allem Alter und Geschlecht, 1350 Schwarze oder freye Mulatten, und 100000 Sklaven, obwohl sich bey ihrer Abzählung nur 84100 fanden.

Ihre Heerden bestanden aus 9220 Pferden oder Mauleseln, 15740 Stück Hornvieh, und 25400 Schaafen, Schweinen oder Ziegen.

Zu ihrem Ackerbau hatte sie 449622 Kakaobäume; 11,974,046 Baumwollenstauden; 18,799,680 Kaffeestauden, 388 Zuckerpflanzungen, welche 26088 Quadrate Landes einnehmen.

Ihre Regierung, ihre Steuer und ihre Auflagen sind die gleichen, wie in Martinique.

Wenn diese häufige Berechnungen müßige Leser ermüden, so hoft man, daß die politischen Rechner, welche in der Bevölkerung und dem Erzeugniß des Bodens das richtige Maaß der Stärke eines Staats finden, sie schon weniger langweilig finden, und besser die natürlichen Quellen der verschiedenen Nationen daraus herleiten werden. Nur durch ein wohlgeordnetes Verzeichniß dieser Art kann man von dem gegenwärtigen Zustand der See- und Handelsmächte, welche Kolonien in der neuen Welt haben, mit einiger Genauigkeit urtheilen. Hier macht die Genauigkeit das Verdienst des Werks aus, und man muß dem Verfasser das Angenehme, das ihm mangelt, in Ansehung des Nutzens, der es ersetzt, zu gut halten. Zu viel mit Beredsamkeit geschmückte Gemählde, zu viel sinnreiche Schilderungen vergnügen und betrügen den großen Haufen in Ansehung entfernter Länder. Es ist Zeit, die Wahrheit, das wesentliche ihrer Geschichtezu schützen, und weniger zu wissen, was sie gewesen sind, als was sie wirklich sind; denn die Geschichte des Vergangenen, insonderheit auf die Art, wie sie geschrieben worden ist, taugt nicht mehr für das Jahrhundert, worinn wir leben, als die Geschichte der Zukunft. Noch einmal, man verwundere sich nicht, eine Berechnung der Neger, der Thiere, der Ländereyen und der Erzeugnisse so oft wiederholt zu sehen; mit einem Wort, die genauen Umstände, welche ungeachtet ihrer Trockenheit für den Verstand, gleichwohl die physischen Grundstüze der Gesellschaft sind.

Guadaloupe muß von seinem Feldbau eine beträchtliche Menge Erzeugnisse, ja selbst eine stärkere, als Martinique erhalten. Sie hat viel mehrere Sklaven, sie braucht weniger davon zu ihrer Schiffahrt und zu ihrem Handel; sie hat deren eine große Anzahl auf einem schlechtern Boden, als der ihrer Nebenbuhlerin ist, angestellt, der aber, da er meistens frischer Anbau ist, ergiebigere Erndte liefert, als die Ländereyen, die durch langen Bau erschöpft sind. Auch ist es erwiesen, daß ihre Pflanzungen, welche die Ameisen nicht verzehrt haben, ihr ein weit vortrefflicheres Einkommen liefern, als die von Martinique. Gleichwohl führten im Jahr 1775 81 Schiffe aus dem Hauptlande aus dieser Insel nicht mehr fort, als 188386 Centner 6 Pfund rohen Zucker, der in Europa 7,137,930 Liv. 16 Sols a) galt; 63029 Centner 2 Pfund Kaffee, der 2,993,860 Liv. 19 Sols b) Werth hatte; 1438 Centner 27 Pfund Indigo, der 1,222,529 Liv. 10 S. c) ausmachte; 1023 Centner 59 Pfund Kakao, den man für 71,651 Liv. 6 Sols d) verkaufte; 5193 Centner 75 Pfund Baumwolle, die 1,298,437 Liv. 10 Sols e) eintrugen; 727 Stück Häute, die 6973 Liv. f) ausmachten; 16 Cent. 56 Pfund Schildkrötenschaalen, welche für 16560 Livres g)

---

a) Oder 3,271,551 fl. 36 kr.
b) — 1,372,186 fl. 16 kr.
c) — 560,326 fl. — —
d) — 32,840 fl. 10 kr.
e) — 595,117 fl. 11 kr.
f) — 3195 fl. 57 kr.
g) — 7590 fl. — —

verkauft wurden; 12 Centner 62 Pfund Kassia, die 336 Liv. 15 Sols 10 Den. a) Werth halten; und 125 Centner Färbholz, das 3125 Livres b) eintrug; diese Summen belaufen sich zusammen auf 12,751,404 Liv. 16 S. 10 Den. c).

Einige Erzeugnisse aus der Kolonie giengen nach Martinique. Ihren Syrup und einige andere Waaren lieferte sie den Amerikanern, von welchen sie Holz, Vieh, Mehl und Stockfische erhielt; ihre Baumwolle nach Domingo, das ihr Sklaven lieferte; ihren Zucker nach St. Eustachius, das in baarem Geld, oder in Wechselbriefen, oder mit ostindischen Waaren zahlte.

Die Wachsamkeit der letztern Statthalter hat diesem Schleichhandel einige Gränzen gesetzt. Sogleich haben sich die französischen zur Ausfuhr der Waaren bestimmten Schiffe vermehrt. Die Gewohnheit hat deren viele nach dem eigentlichen Guadaloupe, nach St. Karl in Basse Terre, wo ehemals alle Ladungen geschahen, geführt, obwohl dies nur eine ungebrauchte Rhede war, deren Anfahrt schwer, und deren Aufenthalt gefährlich ist; eine größere Anzahl derselben kamen nach Point a Pitre.

Dies ist ein ziemlich tiefer und sicherer Hafen, der an einen Rand der Grande Terre liegt. Er wurde von den Engländern in der Zeit, als sie Herren

---

a) Oder 154 fl. 21 kr.
b) — 1432 fl. 17 —
c) — 5,844,393 fl. 53 —

Herren von der Kolonie waren, entdeckt, und sie beschäftigten sich mit der Sorge, ihm eine gesunde Lage zu geben, als der Friede ihnen ihre Beute raubte.

Der Hof zu Versailles verfolgte diesen Gedanken eines aufgeklärten Siegers, und ließ ohne Verzug den Plan zu einer Stadt entwerfen, die sehr schnell anwuchs. Die Natur, die Winde, die ganze Lage der Küste, alles will, daß beynahe der ganze Handel einer so schönen Besitzung seine Niederlage hier beysammen habe. Es kann zu St. Karl nichts bleiben, als die Zusammenkunft des schönen Zuckers der drey Flüsse und des Kaffees, der in den Quartieren des Statthalters, von Des Hayes, von Bouillante, und Pointe Noire wächst. Indessen wird diese Stadt beständig der Sitz der Regierung bleiben, weil hier die meiste Stärke und die Festungswerke sind.

Wenn man einigen Beobachtern glauben sollte, so wäre die Kolonie ihrem Untergang nahe. Derjenige Theil, der unter dem Namen Guadaloupe bekannt, und seit langer Zeit angebaut ist, sagen sie, ist keiner großen Verbesserung fähig. Sie versichern anderer Seits, daß Grande Terre sich nicht in dem blühenden Zustand, in welchen sie ein blindes Ungefähr gesetzt hat, erhalten wird. Dieser große Raum, der vor siebenzehn oder achtzehn Jahren fast nur mit Dornen besetzt war, und der heut zu Tag Dreyfünftel der reichen Landeseinkünfte liefert, hat keinen guten Grund. Der Zucker ist daselbst von sehr schlechter Beschaffenheit. Der Wälder, des Thaues und der

Flüsse beraubt ist er häufiger Trockenheit ausgesetzt, die sein Vieh und seine Erzeugnisse zerstöret. Mit der Zeit kann dieses Unglück noch größer werden.

Wir sind weit entfernt, diesen Besorgnissen Beyfall zu geben, und man mag von den Ursachen unsrer Sicherheit urtheilen. Die Plagen eines unglücklichen Krieges hatten Guadaloupe beynahe gänzlich vernichtet. Aber kaum war es im Jahr 1759 unter ein fremdes Joch gekommen, als seine Pflanzer eilten, ihre zerstörten Manufakturen wieder empor zu bringen, um den hohen Preis, den der Eroberer auf ihre Erzeugnisse legte, zu benützen. Die drey folgenden Jahre nach der Zurückgabe wurden zu Wiederaufbauung der Gebäude benützt, die man nur flüchtig hergestellt hatte. In den Jahren 1767 und 1768 wurden alle Wege der Kolonie wieder hergestellt, und man eröffnete eine leichte Verbindung zwischen Guadaloupe und Grande Terre durch Hülfe zwey erhöhter Wege von drey hundert Ruthen jeden, welche man durch die Moräste anbrachte. Vor und nach diesem Zeitpunkt wurden beträchtliche Festungswerke angelegt, und mehr als hundert Batterien an den Küsten errichtet. Diese Arbeiten haben lange Zeit das Land einer Anzahl Arme beraubt, die zu seiner Befruchtung bestimmt waren. Jetzt, da die Sklaven alle wieder in ihren Arbeitsplätzen sind, ist es nicht eine glückliche Nothwendigkeit, daß die Erzeugnisse sich vermehren?

Die

Die Kolonie hat noch andere Ursachen, um einen schnellen Zuwachs zu verhoffen. Es bleiben ihr ungebaute Länder übrig, und diejenigen, die schon angebaut sind, sind einer Verbesserung fähig. Mit wenigen Bedürfnissen, durch welche die Niederlassungen oder die Reichthümer ihren Geschmack und ihre Wünsche seit langer Zeit vermehrt haben, kann sie noch mehr auf den Fortgang ihres Baues verwenden. Die englischen Kolonien werden fortfahren, ihr Sklaven zu liefern, wenn die französischen Seefahrer sich allzeit dahin einschränken, ihr jährlich nur fünf bis sechs hundert, wie sie bisher gethan haben, zu liefern. Die Verbindung dieser Umstände läßt muthmaßen, daß Guadaloupe bald durch sich selbst den Punkt seines Wohlstandes, ohne die Hülfe und ungeachtet der Hindernisse der Regierung erreichen wird.

XXXII.

Maaßregeln, welche der französische Hof zur Vertheidigung von Guadaloupe getroffen hat.

Aber kann Frankreich hoffen, diese Besitzung lange und ruhig zu behalten? Wenn der Feind, der die Kolonie angriffe, nur Grande Terre verheeren, Sklaven und Vieh davon wegführen wollte, so wäre es unmöglich, ihn daran zu hindern, oder ihn nur deswegen zu züchtigen, man müßte ihm dann eine Armee entgegen stellen. Das Fort Louis,

das diesen Theil des Pflanzorts vertheidigt, ist nur eine elende Sternschanze, die gar nicht fähig ist, einen im geringsten hartnäckigen Widerstand zu thun. Alles, was man sich davon versprechen könnte, wäre, daß es hinderte, daß die Verheerung nicht weiter getrieben würde. Die Beschaffenheit des Landes bietet verschiedene Stellen an, davon eine immer besser ist, als die andere, um einen angreifenden Feind, so muthig, so stark er auch sey, sicher abzuhalten. Er würde sich also wieder auf seine Schiffe begeben müssen, um das eigentliche sogenannte Guadaloupe anzugreifen.

Seine Landungen könnten nur in der Bay der Drey Flüsse, oder in der Amtmannsbay geschehen; oder vielmehr diese beyden Orte wären die gelegensten zu seiner Unternehmung, weil er da näher, als an allen andern von dem Fort St. Charles de la Basse Terre wäre, und er am wenigsten Hindernisse zu übersteigen fände.

Er mag von diesen beyden Küsten, welche er will, vorziehen, so findet er beym Landen nichts, als eine mit Holz bedeckte, mit Flüssen, Hohlwegen, engen Pässen, und steilen Anhöhen durchschnittene Gegend, durch die er unter dem Feuer der französischen Kommandos marschiren muß. Wenn er durch seine überlegene Macht diese Hindernisse überwunden hat, so wird ihn die Anhöhe, das große Lager genannt, aufhalten. Das ist eine geräumige Anhöhe, welche die Natur mit dem Fluß Galion, und mit schröcklichen Schluchten umgeben hat. Die Kunst hat noch Brustwehre, Flanken, Batterien, wo man über Bank

schießt,

schießt, andere mit Schießscharten hinzugefügt, um der dahin gestellten Artillerie die möglich beste Richtung zu geben. Diese Verschanzung, ob sie schon furchtbar ist, wird überstiegen werden. Es ist nicht glaublich, daß ein kluger Anführer sich jemals entschließen könnte, einen so beschaffenen Posten hinter sich zu lassen: seine Transporte wären in gar zu großer Gefahr, und er könnte sich schwerlich alles zu der Belagerung des Fort St. Charles nöthige verschaffen.

Wenn diejenigen, die zuerst den Auftrag bekamen, Guadaloupe zu befestigen, Kriegsverständige, oder auch nur blos Ingenieurs gewesen wären, so hätten sie nicht ermangelt, die Stelle, die sich zwischen dem Cense- und dem Galionfluß findet, zu ihrem Befestigungsplatz zu erwählen. Die Festung hätte von der Meerseite eine Front gehabt, die ein Becken, das wohl etliche und vierzig Schiffe enthalten kann, in sich gefaßt, und die Schiffe des Feindes in der offenbaren See beunruhiget hätte, selbst aber von aller Besorgniß frey gewesen wäre. Die Fronten nach dem Cense- und nach dem Galionfluß wären so gewesen, daß man ihnen gar nicht hätte beykommen können, denn sie wären beyde auf dem Gipfel sehr steiler Anhöhen gelegen gewesen. Also hätte die vierte Front allein angegriffen werden können, und die konnte man leicht so stark machen, als man wollte.

Da man sich für die gegenwärtige Lage des Fort St. Charles entschlossen hat, so hätten die dort erbauten Werke einander doch wenigstens

flankiren, und vor dem Enfiliren von Seiten des Meeres und der Anhöhen schützen sollen. Aber man handelte den guten Grundsätzen so sehr entgegen, daß das Feuer der Festungswerke eine ganz falsche Richtung bekam; daß man von allen Seiten in die Werke hinein sah; daß man die Futtermauer bis am Fuße sehen konnte.

So war das Fort Charles beschaffen, als man im Jahr 1764 sich mit der Sorge, es in wehrhaften Stand zu setzen, abgab. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte es abgetragen, um neue Festungswerke auf der oben bemeldten Stelle anzulegen. Man begnügte sich damit, das durch ungeschickte Hände schlecht gebaute Fort mit Aussenwerken zu umgeben, die aus folgenden Werken bestehen, nemlich zwey Bollwerke auf der Seeseite; eine gute Kontreskarpe, die rings um das Kastel läuft, mit einer theils abgeschnitten, theils allmählig ins Feld laufenden Brustwehr; zwey grosse Waffenplätze in den einspringenden Winkeln, davon jeder ein gutes Reduit, und dahinter gute Tenaillen mit Kaponieren und Kommunikationspforten nach dem Hauptwall hat; zwey Redouten, die eine auf die verlängerte Kapitale des einen Waffenplatzes, und die andere am Ende einer vortrefflichen längst des Galionflußes angelegten Verschanzung, deren Wallgang von dem Kanonenfeuer aus einer, auf der Spitze der am jenseitigen Ufer desselben Flußes liegenden Anhöhe, verfertigten Verschanzung vertheidigt wird; tiefe und breite Graben. Man hat auch noch eine Zisterne, und ein Pulvermagazin, beydes bombenfrey; und Kasematten, worinn ungefähr der dritte Theil

der

der Besatzung liegen kann, hinzugefügt. Alle diese wohlangelegten Werke werden einen thätigen und erfahrnen Kommendanten in den Stand setzen, mit einer Besatzung von zwey tausend Mann, eine zwey monatliche und vielleicht längere Belagerung auszuhalten. Doch mag es sich mit der Vertheidigung, die Guadaloupe dem Angrif seiner Feinde entgegen setzen wird, verhalten wie es will, so ist es Zeit, von San-Domingo zu reden.

XXXIII.

Kurze Beschreibung von St. Domingo.

Diese Insel ist hundert und sechzig Meilen lang. Die mittlere Breite beträgt etwa dreyßig, und und der Umfang drey hundert und fünfzig, oder auch sechs hundert Meilen, wenn man in allen Buchten herumfährt. Sie ist ihrer ganzen von Osten nach Westen laufenden Länge nach von einer Kette von Bergen durchschnitten, aus welchen man Gold zog, bevor das feste Land von Amerika unendlich reichere Bergwerke darbot.

Der Seefahrer, der sich dem spanischen Antheil nähert, entdeckt nichts, als unordentlich aufeinander gehäufte Erdhaufen, die mit Bäumen bedeckt, und an der Seeseite von Buchten und Vorgebirgen durchschnitten sind; aber er wird wegen dieser wenig reitzenden Aussicht, durch den herrlichen Geruch der Acacien, der Pomeranzen oder Zitronenbäume, welchen ihm die Landwinde Morgens und Abends aus den tiefen Wäldern zuwehen, entschädigt.

Die

Die französische Küste, ob sie schon angebaut ist, zeigt einen nicht viel lachendern Anblick. Es ist immer der gleiche Horizont; überall die nemlichen Umstände, der nemliche Bau, die nemlichen Farben, die nemlichen Gebäude. Das ermüdete Auge kann auf keiner Gegend ruhen, ohne das wieder zu finden, was es verlassen hat, ohne das wieder zu sehen, was es gesehen hat. Nur der nördliche Theil, der mit reichen Pflanzungen, vom Ocean bis an die Gipfel der Hügel angefüllt ist, zeigt einen Anblick, welcher der Aufmerksamkeit würdig ist. Diese Landschaft ist einzig in der Insel, ohne mit denen von Europa verglichen werden zu können, wo die Natur und die Kunst weit fruchtbarer in reitzenden Schönheiten sind.

In den Ebenen ist die Hitze allzeit groß. Obwohl die Mäßigung der Luft in den Thälern, zum Theil von ihrer Oeffnung gegen Osten oder Westen abhängt, so kann man doch allgemein sagen, daß die Luft, die vor Aufgang und nach Untergang der Sonne feucht und frisch ist, den Tag durch brennend ist. Der Unterschied der Himmelsluft ist nur auf den Bergen merklich. Der Thermometer steigt auf siebenzehn Grade daselbst im Schatten, wenn er in der gleichen Lage in der Ebene auf fünf und zwanzig steigt.

XXXIV.

Französische Abentheurer flüchten sich auf die Insel St. Domingo.

Spanien besaß, ungenutzt sowohl als ungetheilt, dieses große Land, als Engländer und Franzosen, die von St. Christoph verjagt worden, im Jahr 1630 dahin flüchteten. Obgleich die nördliche Küste, wo sie sich anfangs niedergelassen hatten, gleichsam verlassen war, so sahen sie doch ein, weil sie von ihrem gemeinschaftlichen Feind beunruhigt werden könnten, daß sie sich einen sichern Ort zu ihrer Retirade auslesen müßten. Man warf das Augenmerk auf die Schildkröteninsel, ein kleines zwey Meilen von der großen liegenden Insel; und fünf und zwanzig Spanier, die es besetzt hatten, zogen sich bey der ersten Aufforderung zurück.

Die Abentheurer der beyden Nationen waren nun Herren einer Insel, die acht Meilen lang, und zwey breit ist, wo sie eine reine Luft, aber keinen Fluß und wenig Quellen fanden. Köstliche Holzungen deckten die Berge; fruchtbare Ebenen verlangten Ackersleute. Der nördlichen Küste schien man gar nicht ankommen zu können; an der südlichen war eine vortreffliche, von einem Felsen bestrichene Rhede, wo nur eine Batterie von Kanonen erforderlich war, um den Eingang der Insel zu vertheidigen.

Diese glückliche Lage lockte gar bald eine Menge solcher Leute nach der Schildkröteninsel, welche Glück oder Freyheit suchen. Die mäßigst gesinnten legten sich auf den Tobacksbau, der gar bald in Ruf kam. Die thätigsten giengen nach San-Domingo, Ochsen zu jagen, deren Häute sie an die Holländer verkauften. Die unerschrockensten rüsteten Schiffe zum Kapern aus, und verrichteten Thaten von einer glänzenden Kühnheit, deren Andenken lange dauern wird.

Diese Niederlassung machte den Hof zu Madrid besorgt. Er schloß nach dem Schaden, den er schon litt, auf das Unglück, das ihn noch bedrohte, und befahl daher, man sollte die neue Kolonie zerstören. Der General der Gallionen wählte zur Ausführung seines Auftrags den Augenblick, wo die meisten Einwohner der Schildkröteninsel in See oder auf der Jagd waren. Er ließ mit der damals bey seiner Nation so üblichen Grausamkeit alle die, welche er einzeln in ihren Wohnungen fand, hängen, oder über die Klinge springen, und begab sich weg, ohne eine Besatzung zurückzulassen, in der Ueberzeugung, daß die Rache, die er genommen hätte, diese Vorsicht unnöthig machte. Aber er mußte erfahren, daß die Grausamkeit nicht die beste Gewährleistung der Gewalt sey.

Die Abentheurer, die von dem, was auf der Schildkröteninsel vorgegangen war, und zu gleicher Zeit davon, daß man auf San-Domingo ein Korps von fünf hundert Mann zu dem Ende zusammengebracht hätte, um sie zu beunruhigen,

Nach-

Nachricht erhalten hatten, sahen wohl ein, daß sie ihrem Untergang nicht anders entgehen könnten, als wenn sie nicht mehr länger fortführen, in der Anarchie zu leben. Alsbald opferten sie die individuelle Freyheit der gesellschaftlichen Sicherheit auf, und setzten den Willis, einen Engländer, der sich in hundert Gelegenheiten durch seine Klugheit und durch seinen Muth hervorgethan hatte, an ihre Spitze. Unter Anführung dieses Oberhaupts nahm man gegen Ende des Jahrs 1638 wiederum Besitz von einer Insel, die man acht Jahre inne gehabt hatte; und um nicht wieder daraus vertrieben zu werden, befestigte man sie.

Die Franzosen empfanden gar bald die Partheylichkeit des Nationalgeistes. Nachdem Willis eine hinreichende Menge seiner Landsleute herbey gelockt hatte, um im Stand zu seyn, Gesetze vorzuschreiben, so behandelte er die andern als Unterthanen. Das ist der natürliche Fortgang der Oberherrschaft. So sind die meisten Monarchien entstanden. Gefährten in der Verweisung, im Krieg, oder in der Seeräuberey erwählen sich einen Anführer, aber es währt nicht lange, so wirft sich dieser zum Gebieter auf. Anfangs theilt er die Macht und den Raub mit den Stärkern, bis der durch die geringere Anzahl zu Boden gedrückte große Haufen den Anführer dreust genug macht, die ganze Gewalt an sich zu reißen; und alsdann ist die Monarchie nichts weiter als ein Despotismus. Aber es gehören Jahrhunderte und grosse Staaten dazu, wenn diese Folge von Veränderungen ihren vollen Lauf haben soll. Eine Insel von sechszehn Meilen ins Gevierte ist nicht

dazu

dazu geschaffen, um Sklaven zu enthalten. Der Comthur von Poinci, General-Gouverneur aller Windinseln schickte auf erhaltene Nachricht von des Willis Tyranney den Augenblick vierzig Franzosen von St. Christoph ab, welche noch fünfzig von der Küste von San-Domingo mitnahmen. Sie landeten auf der Schildkröteninsel, stießen zu den dortigen französischen Einwohnern, und verlangten zusammen von den Engländern, sie sollten sich wegbegeben. Durch so ein muthiges Verfahren bestürzt, zweifelten letztere nicht, daß so viel Uebermuth von einer ansehnlichern Macht, als wirklich da war, unterstützt wäre, und räumten darauf die Insel auf ewig.

Der Spanier bezeugte sich hartnäckiger. Die Seeräuber, die täglich aus der Schildkröteninsel ausliefen, verursachten ihm einen so beträchtlichen Schaden, daß er glaubte, seine Ruhe, seine Ehre, sein Vortheil verlangten gleich stark von ihm, daß er sie wieder unter seine Bothmäßigkeit brächte. Dreymal setzte er sich wieder in den Besitz derselben, und dreymal ward er daraus verjagt. Endlich blieb sie im Jahr 1659 den Franzosen, welche sie wieder verließen, als sie in St. Domingo festen Fuß gefaßt hatten, jedoch ohne ihren Anspruch aufzugeben. Die Regierung hat allzeit daraus das nöthige Bauholz, das Holz zum Dienst seiner Artillerie und seiner Truppen gezogen, bis ein habsüchtiger Minister sie der Schatzkammer entrissen hat, um das Erbtheil seiner Familie damit zu vermehren.

Indessen

Indessen war der Fortgang dieser Abentheurer langsam, und zog nicht eher, als im Jahr 1665 die Augen des Hauptlandes auf sich. Nicht als wenn man von einer Insel zur andern nicht genug Jäger und Seeräuber hätte herum streifen sehen; aber die Anzahl der Ackersleute, welche eigentlich die einzigen Kolonisten ausmachten, war ungemein eingeschränkt. Man fühlte, wie nöthig es sey, sie zu vermehren, und man vertraute die Besorgung einer so schweren Angelegenheit einem aus Anjou gebürtigen Edelmann, mit Namen Bertram Dogeron.

XXXV.

Diese unternehmende Menschen werden von dem Hof von Versailles anerkannt, als ihre Lage eine Festigkeit gewann, und ihnen wird ein Statthalter gegeben.

Dieser Mann, den die Natur dazu gebildet hatte, um durch sich selbst groß zu seyn, ohne Hülfe oder trotz der Hindernisse des Glücks hatte fünfzehn Jahr unter einem Seeregiment gedient, als er im Jahr 1656 nach der neuen Welt segelte. Bey den besten Maaßregeln wollten ihm seine ersten Unternehmungen nicht glücken; aber die Standhaftigkeit, die er in seinem Unglück zeigte, gab seiner Tugend einen größern Glanz; und die Mittel, die er sich zu verschaffen die Geschicklichkeit besaß, vermehrte noch die gute Meynung, die

die man von seinem Kopf hegte. Die Hochachtung und die Ergebenheit, welche die Franzosen auf San-Domingo und auf der Schildkrötenisel für ihn hegten, bewogen die Regierung, ihm aufzutragen, die dort befindliche Kolonie zu regieren, oder vielmehr zu errichten.

Die Ausführung dieses Vorhabens war voller Schwierigkeiten. Es war darum zu thun, die gesellschaftliche Ordnung auf die Ruinen einer wilden Anarchie zu gründen; die unabhängige Räuberey unter die geheiligte und strenge Ordnung der Gesetze zu bringen; menschliche Gesinnungen in Seelen, die durch das Laster erhärtet waren, wieder zu erwecken, an die Stelle der zerstörenden Mordwaffen, die unschuldigen Werkzeuge des Ackerbaues zu bringen. Barbaren, die an den Müßiggang, den Gefährten der Raubbegierde gewöhnt waren, zu einem arbeitsamen Leben entschließen zu machen; heftigen Menschen Geduld einzuflößen; den langsamen Früchten einer hartnäckigen Arbeit, über den schnellen Genuß, der mit einem Schlag erhalten wird, den Vorzug verschaffen; den Geschmack am Frieden dem Blutdurst vorzuziehen, demjenigen die Furcht vor Gefahr einzuflößen, der Vergnügen daran fand, sie zu suchen, und die Achtung für das Leben demjenigen, der es verachtete; endlich Achtung für das Privilegium einer ausschließenden Gesellschaft, die im Jahr 1664 für alle französische Kolonien errichtet wurde, demjenigen beyzubringen, die für nichts keine Achtung gehabt hatten, und die in dem Besitz standen, mit allen Nationen frey zu handeln. Wenn man nun alle diese

Opfer

Opfer erhalten hatte, so mußte man noch durch den Reitz einer beliebten Gewalt neue Einwohner in ein Land locken, dessen Himmelsluft eben so verrufen, als dessen Fruchtbarkeit unbekannt war.

Dogeron hofte, der Meynung der ganzen Welt zuwider, daß es ihm gelingen sollte. Die Gewohnheit, mit den Menschen zu leben, die er regieren sollte, hatte ihn die geschicktesten Mittel, um sie zu gewinnen, gelehrt, und seine Einsichten flößten seinem rechtschaffenen Gemüth nur edle und gerechte Mittel ein. Die Flibustiere waren entschlossen, vortheilhaftere Küsten aufzusuchen; er hielt sie dadurch zurück, daß er ihnen den Antheil schenkte, den er seiner Stelle nach von ihrer Beute haben sollte; daß er ihnen Patente von Portugal verschafte, um die Spanier, selbst, nachdem sie mit Frankreich Frieden gemacht hatten, anzufallen. Das war das einzige Mittel, Menschen dem Vaterlande zu erhalten, die lieber seine Feinde geworden wären, als daß sie dem Raub entsagt hätten. Die Boucaniers oder Jäger, die nur Mittel wünschten, um Plantagen anzulegen, fanden entweder in seiner Börse einen Vorschuß ohne Zinse, oder erhielten welchen auf seinen Kredit. Was die Ackersleute betraf, die er vorzüglich vor allen andern Kolonisten werth hielte, so half er ihnen auf alle seiner erfinderischen Thätigkeit nur mögliche Weise.

Diese glücklichen Veränderungen durften nur Stätigkeit gewinnen. Der weise Statthalter kam auf den Gedanken, Weibsleute könnten allein die Glückseligkeit der Mannspersonen und

den Flor der Kolonie durch die süßen Vergnügungen, welche die Menschenvermehrung nach sich ziehen, auf ewig befestigen. Dieser Gedanke war natürlich; aber was für Weibspersonen sollten diese seyn, von denen man sich solche angenehme Wirkungen versprechen konnte? Frauen von rechtschaffenen Eltern gebohren und wohl erzogen; kluge und arbeitsame Weiber; Weiber, die eines Tags würdige Gattinnen und zärtliche Mütter werden konnten. Der gänzliche Mangel des andern Geschlechts zwang den andern zum ledigen Stand. Dogeron sann auf Mittel, dieser Art Mangel, der am härtesten zu ertragen ist, und welcher den Menschen in die Melancholie und die Abneigung für ein Leben stürzt, welchem für ihn der mächtigste Reitz mangelt, abzuhelfen. Das Hauptland schickte ihm fünfzig junge Personen, die man eifrig um einen sehr hohen Preis zu bekommen suchte. Kurz darauf bekam er wieder eine gleiche Anzahl, die man noch höher im Preis hinauf trieb. Sie wurden wie Sklavinnen verkauft, und wie eine andere Waare eingehandelt. Das Geld war es, und nicht die Wahl ihrer Herzen, das über ihr Schicksal entschied. Was konnte man von solchen Verbindungen erwarten? Gleichwohl war dieses das einzige Mittel, der heftigsten Leidenschaft ein Genüge zu leisten, ohne Streitigkeiten zu erregen, und Menschen zu erzielen, ohne welche umzubringen. Alle Einwohner hofften Gesellinnen, die ihr Schicksal versüßen und theilen sollten, aus ihrem Vaterland kommen zu sehen. Sie wurden in dieser Hoffnung betrogen. Man schickte ihnen nichts weiter, als feile Dirnen, elende und verächtliche Kreaturen, die

sich

sich mit allen Lastern der Seele und des Körpers einschifften, die mit einem solchen verworfenen Stand verbunden waren, über den sie zu erröthen weit entfernt waren, weil sie gar keinen Widerstand zeigten, sich auf drey Jahre bey Mannspersonen in Dienste zu begeben. Diese Art, das Hauptland zu reinigen, indem man die Kolonie ansteckte, zog so grosse Unordnungen nach sich, daß man ein so schröckliches Mittel einstellte, ohne aber für das Bedürfniß, das dadurch befriediget werden sollte, Rath zu schaffen. Durch diese Nachläßigkeit verlohr San-Domingo eine große Menge braver Leute, die es aus Unruhe verließen, und eine Vermehrung von Menschen, die es von den darauf bleibenden Kolonisten hätte bekommen können. Die Kolonie hat einen solchen Hauptfehler lange empfunden, und empfindet ihn vielleicht noch.

Dies Versehen hinderte den Dogeron nicht, die Anzahl der Ackersleute, deren er vier hundert angetroffen hatte, in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren auf fünfzehn hundert zu bringen. Der gute Fortgang seiner Bemühungen wuchs täglich, als sie im Jahr 1670 durch einen Aufruhr, der über die ganze Kolonie entbrannte, gehemmt wurden. Niemand schrieb ihm das Unglück einer Begebenheit zu, woran er auch in der That nicht den geringsten Antheil hatte.

Als dieser tugendhafte Mann von dem französischen Hof zur Befehlhabersstelle auf der Schildkröteninsel und auf San-Domingo ernannt wurde, so konnte er die Einwohner nicht anders dazu

bewegen, sein Ansehen anzuerkennen, als daß er ihnen Hoffnung machte, die Häfen, die unter ihm stehen sollten, würden den Fremden nicht verschlossen werden. Indessen führte er doch durch die Gewalt, die er sich über die Gemüther erwarb, das ausschließende Privilegium der Gesellschaft ein, welche endlich ohne Mitwerber handeln konnte. Aber ihr Glück machte sie so ungerecht, daß sie ihre Waaren um zwey Drittel theurer verkaufte, als man sie bis dahin den Holländern bezahlt hatte. Ein so verderblicher Alleinhandel brachte die Einwohner zum Aufstand. Sie ergriffen die Waffen, und legten sie nach Unruhen, die ein Jahr lang dauerten, nicht anders nieder, als unter der Bedingung, daß es allen französischen Schiffen erlaubt seyn sollte, mit ihnen zu handeln, wenn sie der Gesellschaft fünf Procent für die Ein- und für die Ausfuhr bezahlten. Dogeron, welcher der Urheber des Vertrags war, ergriff diese Gelegenheit, um sich zwey Schiffe zuzulegen, die dem Anschein nach dazu bestimmt seyn sollten, seine Erndte nach Europa zu schaffen, die aber im Grunde mehr seinen Kolonisten, als ihm zugehörten. Jeder brachte seine Waaren um eine mäßige Fracht darauf. Wenn sie zurückkamen, ließ der großmüthige Statthalter die Ladung öffentlich ausstellen. Da nahm jeder, was er brauchte, nicht nur um den Preis, wofür es eingekauft war, sondern auf Kredit, ohne Zinse, ja sogar ohne Schuldschein. Dogeron hatte gemeynt, er würde ihnen Rechtschaffenheit, Hoheit der Seele beybringen, wenn er sich, statt aller Sicherheit, an ihrer mündlichen Versprechung begnügte. Er zeigte

durch

durch diese Aufführung, daß ihm das menschliche Herz sehr gut bekannt sey. Derjenige, den ihr in seinen eigenen Augen durch Mißtrauen erniedrigt habt, wird sich, da er in eurer Gesinnung gegen ihn nichts zu verlieren hat, keinen Skrupel daraus machen, sich bey Gelegenheit als Betrüger, Niederträchtiger, Verräther, Verführer, so wie er ist, oder vielleicht so, wie er es nicht ist, aber so, wie ihr ihn beurtheilt habt, zu zeigen, während daß derjenige, dem ihr Hochachtung bezeugt habt, sich, wenn er sie verdiente, nicht herab setzen wird, oder wenn er sie nicht verdiente, ihn der Ehrgeitz anspornen wird. Menschen für tugendhaft oder lasterhaft zu halten, ist oft ein Mittel, sie darzu zu bilden. Der Tod überraschte den Dogeron mitten in seinen väterlichen Bemühungen.

Minister und Verwalter des königlichen Ansehens laßt anstatt der langen und unnützen Verhaltungsbefehle, die durch Schreiber entworfen werden, die eben so unwissend, als habsüchtig sind, und denjenigen zugestellt werden, denen ihr die Verwaltung der Kolonie übergebt, und die sie nur eröffnen, um sie zu verachten, laßt, sage ich, zu ihrem Gebrauch das Leben des Dogeron schreiben, und es mit diesen Worten endigen: **Besitzet die Tugenden dieses Mannes, und bildet eure Aufführung nach der seinigen.**

O Dogeron, deine nicht genug geehrte Asche ruhe in welchem vielleicht unbekannten Ort von St. Domingo oder der Schildkröteninsel, wo sie wolle! Aber wenn dein Andenken in diesen

Gegenden erloschen seyn sollte; wenn dein Name von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzt sich daselbst nicht mit Rührung ausspricht, so sind die Enkel der Kolonisten, die du durch deine Talente, durch dein uneigennütziges Betragen, deine Herzhaftigkeit, deine Geduld und deine Bemühungen glücklich gemacht hast, Undankbare, die keinen andern Statthalter verdienen, als jene meistens sind, die ihnen gesandt werden.

Dogeron hinterließ zur ganzen Erbschaft patriotische Beyspiele, um sie zu befolgen; menschliche und gesellige Tugenden, um sie fortzupflanzen. Pouancey war sein Nachfolger; allein mit allen Eigenschaften seines Onkels war er nicht so groß, als dieser, weil er seinen Fußstapfen mehr aus Nachahmung, als aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit folgte. Indessen schenkte der große Haufen, der keinen solchen Unterschied macht, dem einen fast so viel Zutrauen, als dem andern; und sie hatten beyde den Ruhm und das Glück, der Kolonie, ohne Gesetze und ohne Soldaten eine Gestalt und eine Festigkeit zu geben. Ihr bekannter natürlicher gesunder Verstand und aufrichtiger Sinn schlichteten zu eines jeden Zufriedenheit die Streitigkeiten, die sich unter den dortigen Leuten erhoben; und die öffentliche Ruhe ward durch das Ansehen erhalten, welches das persönliche Verdienst von Natur gewinnt.

Eine so weise Verfassung konnte nicht fortdauern. Es gehörte zu viel Tugend dazu, um sie immer zu erhalten. Man bemerkte im Jahr 1684, daß alle Bande anfiengen nachzugeben;

und

und man schickte von Martinique aus, wo die Polizey schon gute Wurzeln geschlagen hatte, zwey Aufseher, mit dem Auftrag, Ordnung und Gehorsam in San-Domingo einzuführen. Diese Gesetzgeber befestigten das Werk der gesellschaftlichen Verfassung auf eine unumstößliche Weise durch die Errichtung von Gerichtshöfen in verschiedenen Gegenden, unter der Revision eines höchsten Richterstuhls, der zu Petit Goave aufgestellt wurde. Da diese Gerichtsbarkeit sich mit der Zeit zu weit erstreckte, so errichtete man im Jahr 1701 einen ähnlichen Gerichtshof zu Kap Francois für den nördlichen Theil der Insel.

Alle diese Neuerungen konnten Schwierigkeiten ausgesetzt seyn. Es war zu befürchten, daß die Jäger und die Seeräuber, die den grösten Theil der Einwohner ausmachten, und dem Zügel, den man ihrer ausgelassenen Freyheit anlegen wollte, feind waren, zu den Spaniern oder nach Jamaika sich hinbegeben würden, wo sie das verführerische Anerbieten grosser Vortheile hinzulocken schien. Die Ackersleute selbst wurden auch dazu durch den Verdruß, den ihnen der geringe Preis ihrer Erzeugnisse machte, gleichsam gereitzt, da der Handel derselben mit einem beständigen Zwang belegt war. Man gewann jene durch viele Liebkosungen, und diese durch die Aussicht einer Veränderung in ihrem Zustande, der in der That verzweiflungsvoll war.

Die Häute, das einzige Einkommen der Streifereyen der Boucaniers war der erste Artikel der Ausfuhr auf San-Domingo gewesen. Durch

den Ackerbau kam nachher der Toback hinzu, der bey allen Nationen guten Abgang fand. Er ward bald durch eine ausschließende Gesellschaft unter einen Zwang gebracht. Diese hob man zwar auf, allein dem Verkauf des Tobacks half es nichts, denn er ward verpachtet. Die Einwohner, in der Hoffnung, daß ihnen die Regierung für ihren Gehorsam einige Gunst angedeihen lassen würde, erboten sich, daß sie dem König den vierten Theil des ganzen Tobacks, den sie nach Frankreich schicken würden, kostenfrey, auch so gar frachtfrey liefern wollten, wenn sie nur mit den drey übrigen Theilen anfangen könnten, was sie für gut hielten. Sie bewiesen, daß die königliche Kammer dadurch mehr gewönne, als 40 Sols von 100 Livres a), die sie von dem Pächter bekäme. Privatinteresse machte, daß man ein so vernünftiges Anerbieten ausschlug. In diesen Umständen bewundere ich allzeit die Geduld der Unterdrückten. Ich frage mich allzeit, warum sie sich nicht alle versammeln, und indem sie sich zu dem Mann des Ministeriums begeben, der sie beherrscht, ihm nicht sagen: „ Wir sind „ eines Ansehens müde, das uns plagt. Entfernt „ euch aus unsrer Gegend, und sagt demjenigen, „ dessen Person ihr hier vorstellt, daß wir keine „ Rebellen sind, weil man sich wider einen gu„ ten König empört, und wir nur das Recht „ haben, uns gegen einen Tyrannen zu empören, „ fügt noch bey, daß wenn es ihm darum zu „ thun ist, ein ödes Land zu besitzen, so könnte „ er bald zufrieden gestellt werden, denn wir sind „ alle

a) Oder 55 kr. von 45 fl. 50 kr.

„ alle entschlossen, eher umzukommen, als länger „ unglücklich unter einer ungerechten Verwaltung „ zu leben.“ Der Kolonist ergriff diesen Weg der Verzweiflung nicht, aber in seinem Unwillen wandte er glücklich seine Thätigkeit auf den Bau des Indigos und Kakaos. Die Baumwolle reitzte ihn durch die Schätze, die diese Pflanze den Spaniern in den ersten Zeiten verschaft hatte; aber er ward ihrer, man weis nicht aus welcher Ursache, gar bald überdrüßig, und vernachläßigte sie dermaßen, daß man einige Jahre darauf keine einzige Baumwollenstaude mehr fand.

Bis dahin waren die Arbeiten durch die in Dienst genommenen und durch die ärmsten Einwohner verrichtet worden. Glückliche Unternehmungen in das Gebiet der Spanier lieferten einige Neger. Ihre Anzahl ward durch zwey bis drey französische Schiffe vermehrt; noch weit stärker aber durch die Schiffe, die man den Engländern in dem Krieg vom Jahr 1688 wegnahm, und durch eine Landung auf Jamaika, wo man im Jahr 1694 drey tausend Schwarze wegführte. Das waren Werkzeuge, ohne die man den Zuckerbau nicht vornehmen konnte; aber sie waren nicht hinreichend. Es gehörte viel Geld dazu, um die nöthigen Gebäude aufzuführen, um sich Geräthschaft anzuschaffen. Der Verdienst, den einige Einwohner von den Flibustiern, deren Unternehmungen immer glücklich ausfielen, hatten, setzte sie in den Stand, Sklaven gebrauchen zu können. Man legte sich also auf den Bau jener Röhre, die das Gold aus Mexiko in die Hände der Nationen bringt, welche statt Bergwerke nur fruchtbare Ländereyen besitzen.

XXXVI.

XXXVI.

Das Ministerium errichtet eine Gesellschaft für den südlichen Theil von St. Domingo.

Indessen war die Kolonie, die, ob sie schon Europäer verloren hatte, und ungeachtet der vor dem Ryswiker-Frieden eingetrettenen Verheerungen einigen Zuwachs nach Norden und nach Westen hin genommen hatte, doch nach Süden hin gar nichts. Diese Seite, welche eine fünfzig Meilen lange Küste ausmacht, enthielt nicht hundert Einwohner, die alle unter Hütten wohnten, und davon der eine immer elender als der andere war. Die Regierung wußte kein besseres Mittel zu ersinnen, um einigen Vortheil von einem so großen und so schönen Strich Landes zu ziehen, als daß sie das Eigenthum desselben im Jahr 1698 einer ausschließenden Gesellschaft, die den Namen der St. Ludwigs-Gesellschaft führte, auf fünfzig Jahre ertheilte. Sie verpflichtete sich unter der Bedrohung, ihre Vergünstigung vernichtet zu sehen, eine Kasse von 1200,000 Liv.*) zu errichten, und in den ersten Jahren auf den Umfang des ihren bewilligten Platzes 1500 Weisse und 2500 Schwarze zu bringen. Dann hundert der erstern, und zwey hundert der andern, jedes der folgenden Jahre. Man trug ihr auf, Ländereyen an alle, die sie verlangten, auszutheilen.

Ein

*) Oder 5,50000 fl.

Ein jeder erhielt nach seinem Bedürfnisse und nach seiner Geschicklichkeit Sklaven auf einen dreyjährigen Kredit, einen jeden männlichen Geschlechts zu 600 Liv. a), die Weiber aber zu 450 Liv. b). Ein gleicher Kredit ward für die Waaren ertheilt.

Unter diesen Bedingungen sicherte das Privilegium der neuen Gesellschaft das Recht zu, in dem ganzen ihr übertragenen Gebiet ausschließend zu kaufen und zu verkaufen, aber nur in dem in den andern Quartieren der Insel festgesetzten Preis. Ueberdem war dieser dem Kolonisten beschwerliche Zwang noch durch die Freyheit erleichtert, alles, woran man es ihm mangeln lassen würde, woher er wollte, zu nehmen, und alles, was er auf die Art eingekauft hätte, mit seinen Erzeugnissen zu bezahlen.

Das Monopol richtet sich durch seine eigene Gierigkeit zu Grunde. Es ist ein Strom, der durch die Abgründe verschlungen wird, die er selbst gräbt. Die St. Ludwigs-Gesellschaft ist ein zu hundert andern hinzugekommener praktischer Beweis, um das Fehlerhafte und die Mißbräuche dieser Privatgesellschaften zu bestätigen. Sie wurde durch die Betrügereyen und die Verschwendungen ihrer Bedienten zu Grunde gerichtet, ohne daß das ihrer Vorsorge anvertraute Gebiet aus so vielem Schaden den geringsten Nutzen gezogen hätte. Was an Landbau und an Menschen vorhanden war, als sie im Jahr 1720 ihre Rechte der Regierung übertrug, war grösstentheils ein Recht des Schleichhandels.

XXXVII.

---

a) Oder 275 fl. b) Oder 206 fl. 15 kr.

XXXVII.

Aller ausgestandenen Unglücksfälle ungeachtet wird die Kolonie von St. Domingo die schönste Niederlassung in der neuen Welt.

Dieser gute Anfang war während des langen und blutigen um die spanische Erbfolge erhobnen Kriegs entstanden. Es schien, als wenn er durch die Ruhe, die der Utrechter-Friedensschluß den Nationen wieder schenkte, einen schleunigen Fortgang haben sollte. Allein eine von den Plagen, welche die Menschen nicht vorher sehen können, entfernte so schöne Hoffnungen. Alle Kakaobäume starben im Jahr 1715 in der ganzen Kolonie aus. Dogeron hatte die ersten im Jahr 1665 gepflanzt. Mit der Zeit hatten sie sich, zumal in Thälern der nach Westen hin liegenden Gebirge vermehrt. Man sah Pflanzungen, wo ihrer über zwanzig tausend standen, so daß der Kakao, ob er gleich nur das Pfund für 5 Sols *) verkauft wurde, doch eine ergiebige Quelle von Reichthümern geworden war.

Wichtigere Erzeugnisse ersetzten schon diesen Verlust mit Profit, als einer der betrübtesten Auftritte die ganze Kolonie in Bestürzung setzte. Eine ziemliche Anzahl der dortigen Einwohner, die zwanzig Jahre lang unter einem brennenden Himmel gearbeitet hatten, um sich ein glückliches

Alter

*) Oder 7 kr.

Alter im Hauptland zu verschaffen, waren mit einem hinreichenden Vermögen hingereiset, um ihre Schulden zu bezahlen, und Güter zu kaufen. Ihre Waaren wurden ihnen mit Bankzetteln bezahlt, die in ihren Händen zu nichts wurden. Dieser schröckliche Streich zwang sie, arm in eine Insel zurückzukehren, aus welcher sie reich gezogen waren, und in einem hohen Alter um Arbeit bey eben den Leuten nachzusuchen, die ehedem in ihren Diensten gestanden waren. Der Anblick so vieler Unglückseligen flößte einen großen Widerwillen gegen die ostindische Gesellschaft ein, der man diese Unglücksfälle zur Last legte. Dieser aus dem bloßen Mitleiden entsprungene Widerwillen schlug bald in einen tiefen Haß aus, und dies nicht ohne triftige Beweggründe.

Die französische Kolonie erhielt seit ihrem Anfang ihre Sklaven aus den Händen des Monopols, und erhielt also deren sehr wenige und in einem übertriebenen Preis. Im Jahr 1713 in die Unmöglichkeit versetzt, ihre trägen Geschäfte fortzusetzen, vergesellschaftete das Privilegium selbst mit seinem Handel Privatkaufleute unter der Bedingung, daß sie ihnen 15 Livres a) für jeden Schwarzen, den sie nach den Windinseln bringen würden, und 30 Livres b) für diejenigen, die sie nach St. Domingo einführen würden, bezahlen sollten. Diese neue Verbindung wurde von solcher Thätigkeit begleitet, daß endlich die Regierung im Jahr 1716 anfieng, sich von dem ausschließenden Handel loszumachen, indem sie den Handel nach Guinea

a Oder 6 fl. 52 kr. b) Oder 16 fl. 30 kr.

Guinea den Seehäfen von Rouen, Bourdeaux, Nantes, und la Rochelle auftrug. Jeder Sklave, der in Amerika ankommen würde, sollte sie zwey Pistolen *) kosten; aber die Waaren, die von dem Verkauf dieser Unglücklichen herkamen, waren um die Hälfte von den Abgaben befreyt, denen die andern Erzeugnisse unterworfen waren.

Man fieng an, das Gute zu empfinden, das eine solche Freyheit hervorbrachte, wie unvollkommen sie auch noch war, weil sie sich auf vier Rheden einschränkte, als St. Domingo noch gezwungen war, seine Pflanzer von der ostindischen Gesellschaft zu erhalten, die sogar nur jährlich zwey tausend zu liefern verbunden war. Man weis in Wahrheit nicht, worüber man bey dem wechselseitigen Lauf der Begebenheiten in der neuen Welt mehr erstaunen soll, ob über die rasende Wuth der ersten Eroberer, die es verheerten, oder über die Dummheit der Regierungen, die durch eine Reihe unsinniger Verordnungen sich vorgenommen zu haben scheinen, entweder ihr Elend zu verewigen, oder sie wieder in dem Augenblick hineinzustürzen, in welchem sie heraus zu kommen hoffen.

Im Jahr 1722 langten die Bedienten einer gehäßigen Gesellschaft in der Kolonie an. Die Gebäude, die zu ihren Geschäften dienten, wurden in die Asche gelegt. Die für sie aus Afrika angekommenen Schiffe wurden entweder nicht in den Häfen aufgenommen, oder erhielten die Erlaubniß nicht, ihre Ladungen zu verkaufen. Der General-Gouverneur, der sich einer durch den Miß-

*) Oder 22 fl.

Mißbrauch der Gewalt entstandenen Ausgelassenheit widersetzen wollte, mußte sehen, daß seine Befehle, die nicht mit der Gewalt unterstützt waren, verachtet wurden; er ward sogar in Verhaft genommen. Alle Theile der Insel erschallten vom Geschrey des Aufruhrs und vom Geräusch der Waffen. Man weis nicht, wie weit die Ausschweifungen gegangen wären, wenn nicht die Regierung so mäßig gesinnt gewesen und nachgegeben hätte. Diesmal wurden die Völker nicht für die Phantasien desjenigen, der sie regierte, gestraft, und der Herzog von Orleans zeigte bey diesen Umständen sehr gut, daß er kein gewöhnlicher Mensch sey, indem er sich selbst wegen einer Rebellion, die durch eine falsche Einrichtung erregt worden war, und die unter einem weniger aufgeklärten und weniger mäßigen Regierungsverwalter mit Strenge bestraft worden wäre, als schuldig bekannte. Nach zweyjähriger Unruhe bewogen endlich die Ungelegenheiten, welche die Anarchie nach sich zieht, die Gemüther wiederum zum Frieden, und die Ruhe ward ohne die gewaltsamen Mittel der Strenge wieder hergestellt.

Seit diesem Zeitpunkt hat nie eine Kolonie ihre Zeit so wohl benützt, als San-Domingo. Ihre Schritte zum Flor sind Riesenschritte gewesen. Die beyden unglücklichen Kriege, die ihre Gewässer beunruhiget, haben nur ihre Kraft vermehrt. Sie ist nach dem Ende der Feindseligkeiten nur desto hinreißender geworden. Eine Wunde ist bald geheilt, wenn die Leibesbeschaffenheit noch im guten Stande ist. Viele Krankheiten sind im Staat und im thierischen Körper Arten von Mitteln, die

meine

einem starken Körper neue Kraft geben, indem sie die schädlichen Säfte vertreiben. Die nachtheiligen Anfälle für den einen und für den andern, sind diejenigen, wenn sie schleichend sind, sie in einer angewohnten Uebelkeit erhalten, und unmerklich zum Grab führen. Aber nachdem diejenigen, die lebhaft sind, eine heftige Erschütterung hervorgebracht haben, so hört die Phantasie auf, die Schwachheit geht vorüber, und bey Wiedererlangung der Kräfte stellt sich eine einförmige und regelmäßige Bewegung wieder her, die der Maschine eine lange Dauer verspricht. So scheint der Krieg den Nationalcharakter bey verschiedenen europäischen Völkern zu verstärken und zu erhalten, den der Flor des Handels und die Lüste der Ueppigkeit entnerven und verderben könnten. Der ungeheure Verlust, den Sieger und Besiegte fast in gleichem Maaße leiden, macht dem Fleiß Platz und belebt den Arbeitstrieb. Die Nationen blühen, wenn die Regierung nur lieber ihrem Hange nachhelfen, als ihren Gang leiten will. Dieser Grundsatz läßt sich besonders auf Frankreich anwenden, welches, um zu blühen, nur ein freyes Feld für die Thätigkeit seiner Bewohner verlangt. Ueberall, wo ihnen die Natur einen freyen Lauf läßt, wissen sie ihr ihre ganze Kraft zu geben. San-Domingo hat besonders erfahren, was eine glücklicher Boden und eine vortheilhafte Lage in den Händen der Franzosen vermögen.

XXXVIII.

Niederlassung im südlichen Theil von St. Domingo.

Der südliche Theil, den diese Nation inne hat, erstreckt sich gegenwärtig von Point a Pitre bis an das Kap Tiburon. Die Spanier hatten da zur Zeit ihrer Eroberungen in der neuen Welt zwey grosse Flecken angelegt, die sie bey ihrem Verfall verließen. Die Stelle, die sie ledig ließen, ward nicht gleich von den Franzosen besetzt, weil sich diese vor der Nachbarschaft von San-Domingo fürchten mußten, wo die gröste Macht der Nation, auf deren Ruinen sie sich erhoben, beysammen war. Ihre Seeräuber, die sich gemeiniglich auf der kleinen Kuhinsel versammelten, um die Spanier anzugreifen, und ihre Beute dort zu theilen, ermunterten einige Ackersleute, im Jahr 1673 einen kleinen Pflanzort auf der benachbarten Küste anzulegen. Allein er ward fast gleich darauf zerstört, und erst ziemliche Zeit nachher wieder errichtet. Die, um ihn festzusetzen und zu erweitern bestellte Gesellschaft erfüllte ihre Verbindlichkeiten schlecht, aber hauptsächlich erhielt er seinen Fortgang von den Engländern auf Jamaika, und den Holländern auf Curazao, die sich fast allein entschlossen hatten, Sklaven hinzuschaffen, und daher die Erzeugnisse eines Landes, das sie allein bauen halfen, auch allein erhielten. Die Handelsleute in dem Haupt-

lande haben endlich die Augen aufgethan, und seit im Jahr 1740 besuchen sie diesen entferntesten Theil der Kolonie, trotz der Winde, welche die Herausfahrt auf derselben oft langsam und beschwerlich machen.

Das Quartier, das allen übrigen gegen Morgen liegt, heißt Jacmel. Es besteht aus drey Dorfschaften, die 36 Meilen von der Länge der Küste, und eine mittelmäßige und ungleiche Breite einnehmen. Dieser weite Raum ist mit 160 Kaffee- 62 Indigo- und 60 Baumwollenstauden-Pflanzungen besetzt. Der gröste Theil ihrer Pflanzer ist arm, und wird auch niemals sehr reich werden. Ein Boden, der insgemein sehr bergig, steinig, und der Trockenheit ausgesetzt ist, verbeut ihnen Reichthum zu erwarten. Dieser Stolz ist nur denen erlaubt, welche die Ebene von Jacmel unter sich theilen. Es sind zwanzig sehr weitläufige Höfe vorhanden, deren nur zehn Wasser haben, obwohl alle dieses Vortheils fähig sind; hier in einem benutzten Boden baut man Indigo, der einen ungebrauchten Boden nöthig hätte. Wenn die Arme und die übrige Mittel zu einem großen Anbau nicht mehr fehlen werden, so wird man den Zucker an seine Stelle setzen, welcher so gut, als man es nur wünschen kann, in der einzigen Pflanzung, wo man ihn zu bauen angefangen hat, fortkommt.

Aquin ist fünfzehn Meilen lang an der Meeresküste, und drey, vier, bisweilen sechs Meilen weit in das Land hinein. Diese Niederlassung zählt 40 Indigo, 20 Kaffee, und 9 Baumwollen-

lenpflanzungen. Seine Gebirge, die weniger hoch, als die benachbarten sind, haben aus dieser Ursache weniger Quellen, weniger Regen, und versprechen nur eine große Menge Baumwolle, die man ohne Zweifel eines Tags davon ziehen wird. Was seine Ebenen anbetrift, so waren sie ehedem blühend genug; aber die Trockenheit, welche in dem Maaße zugenommen, als das Land mehr entblößt wurde, haben je länger je mehr die Menge und guten Eigenschaften des Indigo vermindert, der ihren ganzen Reichthum ausmachte. Diese Pflanze, die beynahe unaufhörlich das Land der brennenden Sonnenhitze aussetzt, wird durch den Zucker ersetzt werden, der es achtzehn Monate hintereinander bedeckt halten, und lange Zeit die geringste Kühlung zurückhalten wird. Schon haben vier der wohlhabensten Einwohner diese Veränderung in ihren Pflanzungen vorgenommen. Die Natur des Bodens erlaubt 25 Kolonisten diesem Beyspiel zu folgen, und sie werden sich ohne Zweifel dazu entschließen, wenn sie die Mittel dazu besitzen, und die Wasser des Schlangenflußes weislich ausgetheilt seyn werden. Bey der gegenwärtigen Lage der Dinge kommen alle Erzeugnisse in einem einzigen Dorf, das sehr tief im Lande liegt, zusammen. Die Unmöglichkeit, sie zur Regenzeit an die Küste zu bringen, die unvermeidlichen Kosten, daselbst sogar in der günstigsten Zeit Fuhrwerk zu gebrauchen, hatten den Einfall zuwegen gebracht, diese Niederlage am Rande einer tiefen Bucht anzulegen, wo die Waaren eingeladen werden. Aber diese Lage zeigt keinen Morgen Landes, den man anbauen kann, man findet kein trinkbares Wasser

daselbst, die stehenden Meereswasser verderben da die Luft. Diese Ursachen haben einen Gegenstand verlieren machen, dessen Unbequemlichkeiten die Vortheile überstiegen.

St. Ludwig ist eine Art von Dorf, welches, ob es wohl schon zu Anfang des Jahrhunderts gebaut ist, nur etwa fünfzig Häuser hat. Ein sehr guter Hafen, selbst für Linienschiffe entschied für diese Niederlassung. Man errichtete beträchtliche Festungswerke auf einer kleinen Insel, die an der Einfahrt der Rhede liegt, welche die Engländer im Jahr 1748 zerstörten, und die seitdem nicht wieder hergestellt worden sind. Der Boden dieses Quartiers erstreckt sich auf fünf bis sechs Meilen an der Küste. Seine Berge, die noch mit Anakardienbäumen bedeckt sind, sind meistens baufähig; seine ungleiche Ebene zeigt öfters einen fruchtbaren Boden, und seine zahlreichen Moräste können ausgetrocknet werden. Man zählt nur 20 Kaffee, 15 Indigo, 6 Baumwollen: und 2 Zuckerpflanzungen daselbst. Dies letztere Erzeugniß würde auf zehn oder zwölf Pflanzungen gut fortkommen, sonderheitlich wenn sie, wie man es sehr thunlich glaubt, von den Wassern des St. Ludwigesflußes benetzt würden.

Kavaillon nimmt nur drey Meilen an der Seeküste ein. Es ist ein enges Thal, das sich acht bis neun Meilen ins Land hinein erstreckt. Es wird durch einen ziemlich starken Fluß getheilt, der unglücklicher Weise bey starkem Regen sich weit und breit ergießt, und vieles Unheil anrichtet. Zwey Meilen von seiner Mündung ist

ein

ein kleines Dorf, wo die Schiffe ankommen, und die Waaren einladen, welche 20 Kaffee, 10 Indigo, 6 Baumwollen- und 17 Zuckerpflanzungen liefern. Die Zahl der letztern könnte leicht in einer Ebene verdoppelt werden, die fünf bis sechs tausend Quadrate Ausdehnung hat. Aber drey der blühendsten von denen, die vorhanden sind, haben kaum noch die Hälfte ihres möglichen Baues erreicht, und die andern liefern nur noch ein schwaches und schlecht beschaffenes Erzeugniß. Die Berge, ob sie wohl mit einer vortrefflichen Erde bedeckt sind, füllen das Leere nicht aus. Die von der Regierung verwilligten Gründe werden so lange ungebaut bleiben, bis man Straßen zur Ausfuhr der Waaren erbaut hat. Diese Unternehmung, welche das Vermögen der Einwohner übersteigt, sollte durch die Soldaten ausgeführt werden. Der Müßiggang und ansteckende Moräste haben bisher die Soldaten verschlungen, und sie an den Meerufern getödtet. Die Kühle der erhöhten Oerter, die reine Luft, die man da einathmet, eine mäßige Arbeit, die Bequemlichkeit, die man sie billig müßte genießen lassen, würden nicht alle diese vereinigten Ursachen sie bey ihren natürlichen Kräften schützen, und ihre Erhaltung sichern?

Die Ebene in der Tiefe der Kuhinsel enthält 25,000 Quadrate von einem vortrefflichen Boden, einige Theile ausgenommen, welche die Bergströme mit Sand bedeckt haben, und einer kleinen Anzahl Sümpfe, deren Austrocknung nicht schwer wäre. Nach und nach sind daselbst 83 Zuckerpflanzungen entstanden, und man kann deren noch

ungefähr fünfzig anlegen. Diejenigen, die vorhanden sind, haben nicht viel mehr, als ein Drittel ihrer Besitzungen im Bau, und liefern gleichwohl eine unermeßliche Menge rohen Zucker. Man urtheile daraus, was das ganze Land liefern könnte, wenn es gehörig bearbeitet würde. Man könnte auf ein um so richtigeres Erzeugniß zählen, als die Regen in diesem Quartier weniger, als in den andern fehlen, und drey Flüsse, die da ihren Lauf haben, gleichsam von selbst zur Wässerung aller Pflanzen sich anbieten.

Der Zucker und der Indigo, die in der Ebene wachsen; der Kaffee und die Baumwolle, die von den Bergen kommen, alles wird in die Stadt Cayes gebracht, die beynahe aus vier hundert Häusern besteht, die alle in ein sumpfiges Erdreich versenkt und meistens mit faulenden Wassern umgeben sind. Der Luft, die man in diesem Ort einathmet, mangelt es eben so sehr an Schnellkraft, als an gesunder Eigenschaft.

Diese Niederlage ist gleichsam ohne alles Nachdenken in den Grunde einer Rhede hingeworfen worden, die nur drey Pässe hat, deren an sich unzulängliche Tiefe noch täglich abnimmt. Der Ankergrund ist dort so enge und in der Zeit der Nachtgleichen so gefährlich, daß die Schiffe, die sich alsdann dort befinden, oft zu Grunde gehen. Die große Menge Schlamms, welche das Wasser aus einem engen Thale, der Südfluß genannt, hinschafft, wächst dermaßen, daß man in zehn Jahren nicht mehr wird hinein kommen können. Der durch die Nachbarschaft der Kuhinsel entstehende

stehende Kanal hindert nur das Auslaufen der Schiffe. Ihre Buchten sind der Aufenthalt der Kaper aus Jamaika. Da kreuzen sie ohne Segel, und sehen, ohne gesehen zu werden, daher sie immer Fahrzeugen, denen die Gewalt und der unveränderliche Strom der Winde nicht erlauben, oberhalb der Insel zu segeln, den Wind abgewinnen. Wenn Kriegsschiffe gezwungen wären, in diesen schlechten Hafen einzulaufen, so würde sie die Unmöglichkeit, dies Hinderniß und die Ströme zu überwinden, um der Insel windwärts zu gelangen, zwingen, eben den Weg, als die Kauffahrteyschiffe zu nehmen. Sie müßten also die Spitze von Labacou eins nach dem andern wegen der Untiefen umsegeln; und da sie dann zwischen dem Ufer und dem Feuer des Feindes, und noch dazu unter dem Winde sich befänden, so müßten sie unfehlbar durch ein geringeres Geschwader in den Grund gebohrt werden.

Die schlechte Luftbeschaffenheit der Stadt, und die Fehler ihrer Rhede haben bey dem Hof von Versailles oft den Wunsch erregt, daß die Geschäfte, die dort verrichtet werden, sich nach St. Ludwig ziehen möchten. Seine Bemühungen sind fruchtlos gewesen, und mußten es auch seyn, weil es ganz natürlich ist, daß der Austausch an demjenigen Ort geschieht, der mehr erzeugt und mehr verbraucht. Dieser von der Natur vorgeschriebenen Ordnung der Dinge sich widersetzen und ihr entgegen arbeiten wollen, hieß, den Fortgang einer guten Kolonie mit wahrem Verlust verzögern, selbst der Eigensinn des Fleißes verdient von der Regierung einige Nachsicht.

Die geringste Unruhe des Kaufmanns verleitet ihn zum Mißtrauen. Die politischen und militärischen Vernunftgründe wirken nicht auf die des Eigennutzes. Der Handel geht nur in der Gegend gut, die er sich selbst erwählt hat. Alle Art von Zwang aber macht ihn schüchtern.

Alles, was sich das französische Ministerium vernünftiger Weise vorsetzen kann, ist, die Gerichtshöfe von St. Ludwig, welches nichts ist, und niemals nichts werden wird, wegzuziehen, und nach Kayes zu verlegen, wo die Bevölkerung und die Erzeugnisse, die schon beträchtlich sind, sich noch um vieles vermehren können; einem Regenbach, dessen abscheuliche Ueberschwemmung oft unausbleibliche Verheerungen anrichtet, ein Bett zu graben, die Stadt zu reinigen, und ein wenig zu befestigen. Beydes würde dadurch geschehen, wenn man um die Stadt herum einen Graben zöge, mit dessen Erde man die innerhalb liegenden Lachen ausfüllen könnte. Der durch diese Arbeit erhöhte Boden würde von selbst austrocknen, das Flußwasser, das durch einen natürlichen Fall in diesen tiefen Graben geleitet würde, könnte die Stadt mit Hülfe einiger Festungswerke vor den Anfällen der Freybeuter in Sicherheit setzen, würde selbst eine kurze Vertheidigung gestatten, welche die Mittel vor einem schwachen Geschwader zu kapituliren an die Hand geben würde.

Man kann und muß noch weiter gehen. Warum sollte man nicht einer wichtigen Niederlage, deren Einfahrt bald versperrt seyn wird, einen

durch

durch Kunst gemachten Hafen geben? Die Kauffahrteyschiffe, die eine Zuflucht in der Bucht der Flammländer suchen, die zwey Meilen unter dem Wind von der Bucht von Cayes entfernt ist, schienen zuvor den Hafen bezeichnet zu haben, dessen die Stadt benöthiget ist. Dieser Hafen kann eine große Anzahl Schiffe, selbst Kriegsschiffe vor allen Winden gesichert halten; er bietet ihnen verschiedene Plätze zum Kalfatern dar; er erlaubt ihnen, die Kuhinsel unter dem Wind zu umfahren, und für die Stadt eine Küstenfahrt zu unterhalten, welche durch wohl ausgetheilte Batterien unterstützt, von allen Freybeutern müßte gefürchtet werden. Eine einzige Unbequemlichkeit vermindert diese günstige Lage. Es ist die Beschaffenheit des Grunds und die Stille des Meeres, welche daselbst den Wurmstich häufiger und gefährlicher für die Schiffe, als an andern Orten machen.

Abaku ist eine Halbinsel, welche der Ueberfluß und die Güte ihres Indigo ehedem blühend machte. Seitdem aber diese auszehrende Pflanze allen Wachsthumstrieb auf den sehr häufigen Hügeln dieses Quartiers zerstört hat, so baut man nur die Ufer des Meeres mit einigem Erfolg, auf welche die Erde von den Anhöhen abgeschwemmt ist. Diese Abnahme hat eine ziemliche Anzahl Kolonisten dahin gebracht, sich mit ihrem Fleiß anderswohin zu wenden. Diejenigen, die aus Gewohnheit oder mit Grund in ihren Pflanzungen verblieben sind, haben sich in den besten Wohlstand versetzt. Sie erhalten sich noch, indem sie einen Theil ihrer Besitzung ruhen lassen, während daß der andere angebaut ist. Aber die:

dieses Hülfsmittel ist hier nicht das, was es in Europa seyn würde. Dies ist die Meynung der Einwohner selbst, die, so weit es ihnen ihre Glücksumstände und ihr Kredit erlauben, ihren Fleiß auf den Zucker wenden.

Auf diesen angebauten und erschöpften Anhöhen dieses Quartiers könnte man die Heerden vermehren. Die Regierung hat sich geirrt, als sie die Berge unter der Bedingung überlassen hat, daß man sie mit Hornvieh bedecken soll. Nicht zu gedenken, daß es nicht klug war, einen Neubau, den man für den Staat ergiebiger nützen konnte, zur Viehweyde zu unterlegen, so war es unmöglich zu erwarten, daß unternehmende Menschen Hirten werden würden, so lange sie bessern Nutzen aus ihren Höfen ziehen konnten, zu welchem Bau sie auch solche angewandt hätten. Man kann sogar versichern, daß das Vieh immer in St. Domingo, selbst in denjenigen Gegenden sehr rar seyn wird, die zu nichts anders bestimmt werden können, so lange der Schleichhandel der Fleischhauerbänke in der Kolonie dauern wird.

Die Coteaux nehmen ungefähr zehn Meilen von der Küste ein, und haben eine Breite von zwey bis fünf Meilen. Ueberall findet man kleine Buchten, wo die Landung leicht ist, ohne daß eine einen sichern Schutz gegen Stürme gewähren könnte. Dies Quartier enthält 24 Kaffee, 3 Baumwollen, und 66 Indigopflanzungen. Dies letztere Erzeugniß hat da sowohl weniger an der Menge abgenommen, als weniger an der Güte

ver-

verlohren, denn anderswo, ein Vortheil, welcher der Natur des Bodens und seiner Lage zugeschrieben werden kann. Indessen scheint die Zeit nicht fern zu seyn, wo die Meeresufer vierzehn oder fünfzehn Zuckerpflanzungen auf den Trümmern des alten Baues emporkommen sehen werden; die Gewohnheit und die Leichtigkeit, Sklaven durch Schleichhandel zu erhalten, werden die Veränderung sehr leicht machen.

Tiburon, das zwölf Meilen an den Küsten einnimmt, und zwey, drey auch vier Meilen breit ist, schließt diese Seite der Küste. Die Rhede dieses Vorgebirgs giebt gegen die Stürme nicht hinlänglichen Schutz, aber wohl eingerichtete Batterien können daraus einen Zufluchts- und Schutzort für französische Schiffe machen, die an diesen Ufern zur Kriegszeit verfolgt werden. Diese Kolonie hat 4 Baumwollen, 30 Indigo, und 37 Kaffeepflanzungen. Seit dem Frieden sind 4 Zuckerpflanzungen darauf entstanden, deren Anzahl sich bis auf 16 vermehren kann.

XXXIX.

Mittel, welche den Bau in den südlichen Kolonien verbessern könnten.

Alle diese Niederlassungen, die wir so eben durchgegangen sind, schmachten in einem mindern oder größern Elend. Auch geschehen die Käufe und die Verkäufe daselbst nicht mit baarem Geld,

wie

wie auf der nördlichen und westlichen Seite der Kolonie. Im südlichen vertauschte man die europäischen Waaren gegen die amerikanischen Erzeugnisse. Es entspringen aus dieser wilden Gewohnheit ewige Zänkereyen, unzählige Betrügereyen, schädliche Verzögerungen, welche die Seefahrer und vorzüglich diejenigen entfernen, die sich mit dem Sklavenhandel abgeben.

Es ist eine genugsam erwiesene Wahrheit, daß der jährliche Verlust der Neger natürlicher Weise auf den 20sten steigt, und daß besondere Zufälle ihn bis auf den 15ten steigen machen. Aus dieser Erfahrung folgt, daß die Gegend, von der wir sprechen, und die mehr als 40000 Sklaven enthält, deren in zehn Jahren 25000 hat sterben sehen. 8134 Afrikaner, welche die französischen Seefahrer vom Jahr 1763 bis 1773 eingeführt, haben diese große Lücke nicht ausgefüllt. Wie wäre also das Schicksal dieser Niederlassungen beschaffen gewesen, wenn nicht der Schleichhandel zum Ersatz geholfen hätte? Dies ist nicht alles.

Der südliche Theil von St. Domingo hat etwas sehr nachtheiliges. Seine Gebirge berauben es so, wie die westliche Seite ungefähr sechs Monate lang der nördlichen und nordöstlichen Regen, welche die mitternächtlichen Ländereyen befruchten. Er wird also ungebaut oder übel gebaut liegen bleiben, bis daß die Gewässer des Himmels durch Flußwasser ersetzt worden sind. Diese Arbeit aber, welche die Erzeugnisse dreyfach vermehren würden, erfordert grosse Kapitalien

und

und viele Sklaven. Der französische Handel, es sey aus Unvermögen oder aus Mißtrauen, liefert sie nicht.

Welche Parthie soll die Regierung ergreifen? Diese, daß sie zehn oder zwölf Jahre lang diesen Theil ihrer Kolonie allen Fremden öffnet. Die Engländer werden Neger dahin bringen; die Holländer werden Geld mit einem Interesse vorstrecken, welches der Feldbau in der neuen Welt sehr leicht ertragen kann. Der Erfolg ist unfehlbar, wenn man nur sichere und gewiße Gesetze macht, welche den Gläubigern beyder Nationen anständig sind.

Die Häfen des Hauptlandes werden sich anfangs mit Heftigkeit gegen diese Neuerung erheben. Aber wenn ihnen der Schleichhandel wird zurückgegeben seyn; wenn sie ausschließlich die Früchte des unermeßlichen Wachsthums, welchen die Schiffahrt, die Verkäufe und die Einkäufe erhalten, genießen werden, so werden sie die herzhafte Hand segnen, die ihr Wohlergehen zubereitet hat.

XL.

Westliche Niederlassungen von St. Domingo.

Die Westseite der Kolonie ist von der südlichen sehr verschieden. Die erste Niederlassung, die man da erblickt, und die einiger Aufmerksamkeit würdig ist, ist Jeremias oder die große Bucht.

Sie

Sie nimmt zwanzig Meilen Küstenlänge ein, von Tiburon bis Petit-Trou, und geht vier bis sechs Meilen ins Land. Da dieses Quartier noch in seinem Entstehen ist, so sind meistens nur die Ufer der Küste bewohnt, und auch dies noch sehr wenig. Indessen werden alle Erzeugnisse, welche das übrige der Insel bereichern, auch dort gebaut. Ein Erzeugniß, das ihm eigen ist, und davon es jährlich 150,000 Pfund einerndtet, ist der Kakao, der in mehr entblößten Gegenden nicht fortkommen würde. Der Vereinigungspunkt ist ein artiges Dorf, das auf eine Anhöhe gebaut ist, wo sehr gesunde Luft herrscht. Mit der Zeit muß dieser Marktplatz beträchtlich werden. Unglücklicher Weise ist seine Rhede schlecht. Sobald der Nordwind mit einiger Gewalt bläßt, so sind die Schiffe gezwungen, an das Kap Donne Marie zu flüchten, wo man keine Maaßregeln genommen hat, um ihnen einen Schutz zu versichern, oder sie müßten die Kaymiteninsel suchen, wo sie aber den Unternehmungen der Kaper ausgesetzt sind.

Petit Goave war ehedem in sehr glänzendem Zustand, und hatte dieses einem Hafen zu verdanken, in dem Schiffe von aller Größe einen herrlichen Grund, Bequemlichkeit zum Abtackeln, und einen Schutz gegen alle Winde fanden. Es war der dienlichste Zufluchtsort für Abentheurer, die sich nur die Beute von den spanischen Seefahrern zueignen wollten. Seitdem aber der Feldbau an die Stelle der Seeräuberey getretten ist, so hat dieser Ort viel von seinem Ruhm verloren. Was ihm noch von Ansehen übrig bleibt, hat

er

er den Reichthümern seines Bodens, die sich auf 15 Zucker, 20 Kaffee und 12 Indigo oder Baumwollenpflanzungen einschränken, noch mehr aber den Erzeugnissen von 24 Zucker, 50 Indigo, 67 Kaffee und 34 Baumwollenpflanzungen zu danken, welche die Kirchspiele Petit Trou, Lance a Veaux, St. Michel und Grand Goave in diese Niederlage bringen. Der Ort ist ungesund, und wird es so lange seyn, bis man so glücklich ist, dem Fluß Abaret, dessen faulende Wasser ansteckende Moräste bilden, Abhang zu geben.

Das Gebiet von Leogane hat einen großen Umfang. Man zählt darinn 20 Höfe, die dem Indigo, 40, die dem Kaffee, 10, die dem Baumwollen, und 52, die dem Zuckerbau gewiedmet sind. Vor dem Erdbeben vom Jahr 1770, das alles zerstörte, hatte die Stadt 15 nach der Schnur gezogene Straßen, und 400 Gebäude von Steinen, die jetzt nur von Holz sind. Ihre Lage in einer engen, fruchtbaren, wohlbenetzten Gegend würde nicht viel zu wünschen übrig lassen, wenn ein schiffbarer Kanal ihr eine leichte Verbindung mit ihrer Rhede verschafte, die nur eine Meile davon entfernt ist.

Wenn es vernünftig wäre, an der westlichen Küste eine Festung anzulegen, so verdiente Leogane dazu erwählt zu werden. Es liegt in einer ebenen Gegend; kein kommandirendes Feuer hat es zu befürchten; und die Schiffe können ihm auch nichts anhaben. Aber um es vor einem schleunigen Angriff sicher zu stellen, müßte man einen Wall von Erde und einen tiefen Graben,

der ohne die geringsten Kosten voller Wasser träte, umherziehen. Diese Arbeit würde bey weitem so viel nicht kosten, als diejenigen, die man zu Port-au-Prince unternommen hat.

Die erste Seite der Insel, welche die Franzosen besetzten, war die westliche, weil es die von der spanischen Macht, vor der man sich damals fürchtete, am weitesten entfernt war. Da sie in der Mitte der Küsten, welche sie an sich rissen, lag, so legten sie den Sitz der Regierung dahin. Anfangs versetzte man sie nach Petit Goave, seitdem hat man sie nach Leogane verlegt, und seit dem Jahr 1750 ist sie zu Port-au-Prince.

Die Gegend dieses Quartiers enthält 40 Zucker, 12 Indigo, 50 Kaffee- und 15 Baumwollenpflanzungen. Diese Erzeugnisse werden durch andere weit beträchtlichere vermehrt, die von den reichen Ebenen des Cul-de-sack, von Arkahaye, und den Gebirgen von Mirbalais kommen. In diesem Betracht ist Porto-au-Prince eine wichtige Niederlage, welcher man einen hinlänglichen Schutz gewähren sollte, um einen Ueberfall zu verhindern, und den Einwohnern den Zurückzug zu versichern. Aber war es wohl gethan, daß man daselbst die bürgerliche und militärische Regierung, die Gerichtshöfe, die Truppen, den Vorrath, die Lebensmittel, das Zeughaus, alles, was eine Kolonie unterstützen kann, zusammen zog? Man mag davon urtheilen.

Eine Bucht, die nach der Schnur gemessen, ungefähr vierzehn hundert Ruthen in der Breite hält,

hält, und von zwey Seiten her bestrichen werden kann, macht den Platz aus, den man zu der neuen Hauptstadt gewählt hat. Zwey durch Inseln gebildete Hafen haben einen Vorwand zu dieser schlechten Wahl abgegeben. Der Kaufmannshafen ist halb gefüllt, und ohne Gefahr können keine Kriegsschiffe mehr hineinlaufen; und der große Hafen, der für dieselben bestimmt ist, wird durch die aus den Inseln aufsteigenden Dünste eben so ungesund gemacht, als der andere, hat keine Vertheidigung, und kann gegen einen überlegenen Feind keine bekommen.

Ein schwächeres Geschwader könnte sogar das stärkere in einer so nachtheiligen Lage eingeschlossen halten. Die Gonave, welche die Bay in zwey Theile theilt, würde dem kleinen Geschwader eine freye und sichere Kreuzstelle lassen. Der Seewinde wegen könnte man ihm nicht beykommen; die Landwinde würden zwar den Schiffen, die man ihm entgegen stellte, das Auslaufen aus den Hafen leicht machen; setzten sie aber auch in den Stand, unter den beyden Pässen von St. Marc oder Leogane zu wählen, in welchen sie zurückziehen wollten. Bey gleich geschickter Regierung der Schiffe hätte es immer den Vortheil, die Gonave zwischen sich und dem französischen Geschwader zu stellen.

Und was wäre es, wenn letzteres sich schwächer befände? Rhedelos gemacht, verfolgt, könnte es einen so tief hineinliegenden Zufluchtsort, als Port-au-Prince nicht geschwinde genug erreichen, daß der Sieger sich seines Vortheils nicht

sollte bedienen können. Wenn die geschlagenen Schiffe aber auch dahin kämen, so würde kein Werk den Feind verhindern, sie fast in Schlachtordnung zu verfolgen, und bis in den Königshafen zu dringen, wohin sie sich retten würden.

Die glücklichste Lage zu einem Kreutzposten ist diejenige, wo man das Gefecht annehmen, oder vermeiden kann; wo man nur einen kleinen Strich zu beobachten hat; wo man alles aus einem Hauptpunkte entdecken kann; wo man bey jedem Schlag einen sichern Ankergrund findet; wo man sich in der Nähe verbergen; wo man Wasser und Holz nach Gefallen holen kann; wo man in schönen Gewässern segelt, in welchen man nichts, als Windstöße zu besorgen hat. Dies sind die Vortheile, die ein feindliches Geschwader immer gegen die bey Port-au-Prince liegende französische Schiffe haben wird. Eine einzige Fregatte könnte ohne Gefahr ihnen Trotz bieten. Sie wäre hinreichend, um alle Kaufahrteyschiffe, die ohne Begleitung segelten, bey dem Ein- oder Auslaufen wegzunehmen.

Indessen ist so ein nachtheiliger Hafen der Beweggrund zum Bau der Stadt gewesen. Sie enthält längs des Ufers hin eine Strecke von zwölf hundert Ruthen, das heißt, fast die ganze Bucht, welche die See mitten in der westlichen Küste gebildet hat. In diesem großen Strich, der ungefähr zwey hundert und achtzig Ruthen tief ins Land hinein geht, liegen gleichsam als verloren, fünf hundert acht und fünfzig Häuser oder Hütten in neun und zwanzig Straßen abgetheilt.

Der

Der Ausfluß der Wasserrisse, die von den Höhen herunterkommen, unterhalten da eine immerwährende und ungesunde Feuchtigkeit. Man füge zu dieser Unbequemlichkeit noch hinzu, wie wenig dieser Ort, der von der Landseite kommandirt wird, und dem man von der Seeseite überall ankommen kann, sicher ist. Selbst die Inseln, welche die Abtheilung der beyden Häfen ausmachen, würden nicht nur gegen eine Landung nicht schützen, sondern dazu dienen, sie zu decken.

So ist der Platz beschaffen, welchen das Privatinteresse unglücklicher Weise erwählen hieß, um die Hauptstadt von St. Domingo dahin zu bauen. Ein Erdbeben, das im Jahr 1770 sich ereignete, hat sie von Grund aus zerstört. Dies war der Zeitpunkt der Reue. Man hätte sie um so eher erwarten sollen, weil man allen Umständen nach glauben mußte, daß die neue Stadt auf dem Gewölbe des Vulkans gebaut sey. Vergebliche Hoffnung. Die Privathäuser, die öffentlichen Gebäude, alles wurde wieder hergestellt.

Unsinniger Dominganer, schlafe also, weil du so unerschrocken bist, schlafe also auf dem zerbrechlichen und dünnen Lager, das dich von dem Abgrund des Feuers trennt, das unter deinem Hauptküssen kocht. Wisse die Gefahr nicht, die dir drohet, weil deine Unruhe alle Augenblicke deines Lebens vergiften, und dich doch für nichts sicher stellen würde. Wisse nicht, wie erbettelt dein Daseyn ist. Wisse nicht, daß es von dem zufälligen Sturz eines Bachs, oder von dem

Durchseigen einer kleinen Menge Wassers, das schon anrückt, und das in den unterirrdischen Kessel fällt, zu dessen Deckel man deine Wohnung zu machen beliebt hat, abhängt. Wenn du einen Augenblick aus deiner Betäubung erwachest, was würde aus dir werden? Du würdest den Tod unter deinen Füßen umher laufen sehen. Das dumpfe Getöse der Schwefelbäche, zur Aufkochung gebracht, würde dein Ohr einnehmen. Du würdest die Decke, die dich trägt, sich hin und her bewegen fühlen. Du würdest sie mit Krachen öffnen fühlen. Du würdest dich aus deinem Haus stürzen. Du würdest bestürzt durch die Straßen laufen. Du würdest glauben, daß die Mauern deiner Wohnungen und deiner Gebäude schwanken, und daß du mitten in ihre Ruinen, mitten in den ausgehöhlten Grund, wo nicht du selbst, doch wenigstens deine unglücklichen Nachkommen, vergraben seyn werdest. Die Erfüllung des Unglücks, das sie erwartet, wird kürzer, als meine Erzählung seyn. Aber wenn eine Gerechtigkeit ist, welche die grossen Frevelthaten rächt; wenn es eine Hölle giebt, so hoffe ich, daß, da die Verräther, welche durch eigennützige Absichten geblendet, den Thron hintergangen haben, und deren traurige Rathschläge das Denkmal der Unwissenheit und der Dummheit, das du bewohnest, und das vielleicht nur noch einen Augenblick dauern wird, in den Flammen, die niemals erlöschen, beseufzen werden.

St. Mark, das nur zwey hundert Häuser enthält, die aber artig gebaut sind, zeigt sich im Grund einer Bucht, die ganz mit hinter einander auf-

aufsteigenden Hügeln bedeckt ist, die viele Bausteine enthalten. Zwey Bäche durchstreichen die Stadt, und die Luft, die man daselbst einathmet, ist rein. Man zählt auf ihrem Boden nur 10 Zucker, 32 Indigo, 100 Kaffee- und 12 Baumwollenpflanzungen. Indessen zieht doch ihre Rhede, ob sie schon schlimm ist, eine große Menge Seefahrer herbey, und diesen Vortheil hat sie den Reichthümern von Artibonite zu danken.

Dies ist eine vortreffliche Ebene, fünfzehn Meilen lang, und von ungleicher Breite von vier bis neun Meilen. Sie wird durch den Fluß, der ihr den Namen giebt, und der schnell auf seinem Bette läuft, nachdem er einige spanische Besitzungen und Mirbalais durchlaufen, in zwey Theile getheilt. Die Höhe dieser Wasser hat zu deren Vertheilung Anlaß gegeben. Geometrische Untersuchungen haben die Möglichkeit gezeigt; so sehr haben unterrichtete Nationen Macht über die Natur. Aber ein Entwurf, der in seinem Grund auf mathematische Kenntnisse sich stützt, erfordert in der Ausführung alle Vorsicht.

In dem gegenwärtigen Zustand der Dinge sind die Pflanzungen, die an dem rechten Ufer des Flußes angelegt sind, häufiger Trockenheit ausgesetzt, welche oft die bestgegründeten Hoffnungen vereitelt. Die am linken Ufer, die merklich tiefer liegen, werden gut benetzt, und sind durch diesen Vortheil auf den höchsten Grad ihres Baues gekommen. Die Eigenthümer der erstern betreiben die Vertheilung der Wasser, die andern verwehren sie aus Besorgniß, ihre Pflanzungen überschwemmt zu sehen.

Wenn man, wie allgemein gesagt wird, sichere Mittel hat, einen Theil fruchtbar zu machen, ohne dem andern deswegen die Fruchtbarkeit zu benehmen, warum verzögert man eine Arbeit, die eine Vermehrung von zehn bis zwölf Millionen Pfund Zucker zuwegen bringen kann? Dieser Zuwachs würde noch beträchtlicher werden, wenn es möglich wäre, gänzlich den Theil der Küste auszutrocknen, der durch die Gewässer des Artibonite überschwemmt wird. So kann der gesittete Mensch, indem er den Lauf der Flüsse ändert, die Erde seinem Gebrauch unterwerfen. Die Fruchtbarkeit, die er darauf verbreitet, kann seine Eroberungen allein vertheidigen, wenn je die Kunst und der Fleiß, die Gesetze und die Tugenden mit der Zeit die Ungerechtigkeit der Einnahme wiedererseßen.

Die Gegend von Goanive ist eben, ziemlich gleich und sehr trocken. Sie hat 2 Zucker, 10 Kaffee, 6 Indigo: und 30 Baumwollenpflanzungen. Dies leßte Erzeugniß könnte leicht auf einer großen Sandebene, die gegenwärtig zu nichts, als zu diesem Bau dienlich scheint, vermehrt werden. Wenn aber die Wasser des Artibonite niemals mit Sorgfalt vertheilt werden, so wird ein beträchtlicher Theil dieses großen Quartiers sicher mit Zuckerrohren bedeckt werden. Alsdann wird man vielleicht einsehen, daß in diesem vortrefflichen und leicht zu befestigendem Hafen der Siß der Regierung hätte errichtet werden sollen. Ein anderer Vortheil muß diese Gegend wichtig machen. Es finden sich Sauerbrunnen daselbst. Man vernachläßigte sie lange Zeit in einer Kolonie, die

immer

immer mit Wiedergenesenden und Kranken angefüllt ist. Endlich erbaute man im Jahr 1772 Bäder, Gesundbrunnen, einige bequeme Wohnungen, und ein Spital für die Soldaten und Matrosen daselbst.

XLI.

Bemerkungen über den geringen Antheil, welche die Hauptländer und die Kolonien an einander nehmen.

Die Kolonien geben uns einige widersprechende Anzeigen, die unmöglich zu leugnen sind, und die sich doch schwer vereinigen lassen.

Schätzen wir wohl die Erzeugnisse der Kolonien sehr hoch? Ich glaube, daß man daran nicht zweifeln darf. Warum nehmen wir dann so wenig Antheil an dem Wohlergehen und an der Erhaltung der Kolonisten. Es mag die Wuth eines Orkans tausend dieser Unglücklichen unter die Ruinen ihrer Wohnungen, und die Verheerung ihrer Besitzungen vergraben haben. Wir bekümmern uns weniger darum, als über einen Zweykampf oder einen Mord, der vor unsrer Thüre begangen wird. Es mag eine entfernte Gegend dieses festen Landes durch eine ansteckende Krankheit verheert werden. Man unterhält sich hier kaltblütiger davon, als von der ungewissen Wiederkehr eingepropfter Pocken. Es mag eine schröckliche Hungersnoth die Einwohner von St.

Domingo oder Martinique nöthigen, ihre Nahrung im Felde zu suchen, oder einer den andern zu verzehren, wir nehmen weniger Antheil daran, als an dem Schaden eines Hagels, der die Erndte eines unsrer Dörfer niedergeschlagen hat. Es ist ganz natürlich zu denken, daß diese Gleichgültigkeit eine Wirkung der Entfernung ist, und daß die Kolonisten nicht gerührter über unser Unglück, als wir über das ihrige sind.

Aber erwiedert man, unsere Städte und unsere Landgüter hängen zusammen. Wir haben das Elend ihrer Bewohner stäts vor Augen. Wir wünschen nicht weniger häufige Erndten aller Art, und gleichwohl kann man die Verachtung zur Aufmunterung, zur Vermehrung und zur Erhaltung des Pflanzers nicht höher treiben. Woher entspringt dieser erstaunliche Widerspruch? Daher, daß wir in der Art, wie wir mit unsern Kolonisten handeln, toll sind, und unmenschlich und toll in unserm Betragen gegen unsere Bauern, weil wir in der Nähe und in der Ferne die Sache wollen, und weder in der Nähe, noch in der Ferne wollen wir die Mittel dazu.

Aber wie geht es zu, daß dieser Widerspruch des Pöbels auch der Fehler der Regierungen ist? Weil nach aller Wahrscheinlichkeit, sowohl bey der Erlangung, als bey der Erhaltung dergleichen entfernten Eigenthums mehr Eifersucht, als wahres Interesse herrscht; weil die Regenten die Kolonisten nicht leicht unter ihre Unterthanen zählen; Soll ich es sagen? Ja ich werde es sagen, weil ich es denke; weil ein Einbruch des Meeres,

der

der diesen Theil ihrer Herrschaft verschlänge, sie weniger betrüben würde, als der Verlust, den sie durch den Einfall einer eifersüchtigen Macht erleiden würden. Es liegt ihnen wenig daran, ob diese Leute sterben oder leben, wenn sie nur nicht einem andern zugehören.

Ich werde mich also zuerst an die Regenten wenden, ich werde ihnen sagen: entweder überlaßt diese Menschen ihrem Schicksal, oder unterstützet sie; dann an die Kolonisten, und werde ihnen sagen: erflehet den Beystand des Hauptlandes, dem ihr unterworfen seyd, und wenn ihr abschlägige Antwort erhaltet, so brecht mit ihm. Es ist zuviel, auf einmal das Elend, die Gleichgültigkeit und die Sklaverey zu erdulden.

Aber warum sind die Kolonien unter denjenigen Mächten, zu deren Stärke und Glanz sie am nothwendigsten sind, am schlechtesten verwaltet, und noch unglücklicher? Weil diese Mächte noch toller sind, als wir. Weil, wenn sie stärkern Handel haben, der Geist der Verwaltung nur desto grausamer ist. Weil sie gleich einem Pachter, der sich keinen neuen Pacht versprechen kann, eine Erde ausziehen, die von einem Jahr zum andern in andere Hände kommen kann. Wenn die Provinzen eines Staats an einander stoßen, so werden die nächsten Nachbarn an der Gränze am meisten geschont. In den Kolonien ist es gerade das Gegentheil. Man reißt sie aus der bloßen Furcht auf, daß die Nachsicht, die man für sie gehabt haben würde, bey einem gefährlichen Zeitpunkt für verloren zu achten sey.

XLII.

Nördliche Niederlassungen auf St. Domingo.

Der westliche Theil von St. Domingo wird von dem nördlichen durch den Molo St. Nikolas, der beyden Küsten gehört, abgesondert. Am Ende dieses Vorgebirgs liegt ein eben so schöner als sicherer und bequemer Hafen. Die Natur scheint ihn, da sie ihn der Maisi-Spitze auf der Insel Kuba gegen über anlegte, dazu bestimmt zu haben, in Ansehung der Vortheile der Schiffahrt der wichtigste Posten in Amerika zu werden. Seine Bay enthält 1450 Ruthen in der Breite, die Rhede führt in den Hafen, und der Hafen in die Anfurt. Diese ganze große Vertiefung ist gesund, ob das Meer schon da gleichsam stehend ist. Die Anfurt, die man dafür ansehen sollte, daß sie mit Fleiß zum Kalfatern gemacht wäre, hat nicht den Fehler der andern eingeschlossenen Hafen: er steht den West- und Nordwinden offen, doch so, daß ihre Gewalt keine einzige der innern Bewegungen oder Arbeiten stören oder verzögern kann. Die Halbinsel, wo der Hafen liegt, erhebt sich allmählig bis an die Ebene, welche erstaunlich hoch liegt. Es ist gleichsam ein Berg, dessen breiter und flacher Gipfel sich in einer sanften Abdachung mit der übrigen Insel verbindet.

Der Molo St. Nikolas ward von den Einwohnern auf San-Domingo lange Zeit vernachläßigt. Kahle Höhen und flache Felsen hatten

nichts

nichts reitzendes für ihre Habsucht. Der Gebrauch, den die Engländer aus dieser Gegend während des letzten Kriegs vom Jahr 1756 gemacht haben, hat sie gleichsam aus dem Nichts hervorgezogen. Das durch seine eigene Feinde klug gemachte französische Ministerium legte daselbst im Jahr 1767 eine Niederlage an, wo fremde Seefahrer frey ihr Holz und ihr Vieh, die der Kolonie mangelten, gegen ihren Syrup und Zuckerbrandtenwein, welche das Hauptland nicht wollte, vertauschen konnten. Diese Verbindung, welche eine billige Nachsicht und ein emsiger Betrug auch auf andere Gegenstände ausdehnten, gab zur Anlage einer Stadt Anlaß, die gegenwärtig aus ungefähr drey hundert hölzernen Häusern gebaut ist, die alle ganz gemacht aus Neu England gebracht worden.

In einiger Entfernung vom Hafen, aber immer noch im Gebiet des Molo ist das Dorf Bombardopolis. Die Akadier und die Teutschen, die man 1763 dahin gebracht hatte, kamen da gleich mit einer schröcklichen Schnelligkeit um. Das ist das unvermeidliche Schicksal aller neuen zwischen den Wendezirkeln angelegter Besitzungen. Die wenigen dieser Unglücklichen, die den schröcklichen Wirkungen des Klima, des Verdrußes und des Elendes entgangen waren, dachten auf nichts, als sich von einem so unfruchtbaren Boden zu entfernen, als die Verbindungen, die in ihrer Nachbarschaft gemacht wurden, ihre Hoffnungen ein wenig belebten. Sie bauen Lebensmittel, Früchte, Hülsenfrüchte, die sie auf die Schiffe oder den Einwohnern des Hafens verkaufen, und ein wenig Kaffee und Baumwolle für Europa.

Nach

Nach dem Molo St. Nikolas ist der erste Pflanzort, den man an der nördlichen Küste findet, Port-de-Paix. Die Nachbarschaft der Schildkröteninsel, deren Einwohner sich dahin retteten, so wie sie jene Insel verließen, veranlaßte seine Anlage. Weil diese Revier schon seit sehr langen Zeiten urbar gemacht worden, so ist sie eine der gesundesten auf San-Domingo; und seit langer Zeit hat sie den Grad von Reichthum und von Bevölkerung erlangt, zu dem sie gelangen konnte. Aber beydes ist etwas geringes, ob der Fleiß schon so weit gegangen ist, Berge zu durchbohren, um das Wasser zu leiten, und die Ländereyen zu wässern. Die Schwierigkeit, die man von allen Seiten findet, nach Port-de-Paix hinzukommen, hat es, so zu sagen, von der übrigen Kolonie abgesondert.

Der kleine St. Louis, Borgne, der Hafen Margot, Limbe, Lacul sind auch ohne Verbindung unter sich. Diese Quartiere sind durch Flüsse, welche ihre besten Ländereyen überschwemmen und verheeren, getrennt. Auch sind sie insgesammt zu kalt, als daß die Zuckerrohre darinn fortkommen könnten. Man sollte die Wasser dieser Ströme in breiten und tiefen Betten erhalten können. Nach diesen Bemühungen würde es leicht seyn, Brücken anzubringen, welche den Einwohnern die Zusammenkunft erleichterten, es ihnen möglich machten, ihre Einsichten einander mitzutheilen, und sie die Vortheile einer gut geordneten Gesellschaft genießen ließen. Alsdann würden sich die Indigopflanzungen verbessern, und die Zuckerpflanzungen vermehren, ohne daß der Kaffee

deß-

deßwegen verlassen würde. Man betrachtet ihn als den besten der Kolonie. Limbe allein erndtet 2000,000 Pfund davon ein, der dem von Martinique an Güte gleich ist.

XLIII.

Wichtigkeit der Stadt vom Kap Francois, das an der nördlichen Küste von St. Domingo liegt.

Obiges ist wenig, wenn es ja etwas ist, in Vergleichung mit den Erzeugnissen der Ebene des Kap, welches vierzig Meilen lang und ungefähr vier breit ist. Wenig Gegenden sind so gut gewässert; aber es befindet sich darinn kein einziger Fluß, auf dem eine Schaluppe höher, als drey Meilen hinauf fahren könnte. Diese ganze Strecke ist von vierzig Fuß breiten nach der Schnur gezogenen Wegen durchschnitten, die alle mit Citronenhecken besetzt sind, die nichts zu wünschen übrig ließen, wenn sich mit solchen hohen Bäumen besetzt wären, welche den Reisenden einen köstlichen Schatten geben, und dem Mangel an Holz, worüber man schon klagt, vorbeugen könnten. Es ist dasjenige Land von Amerika, das den meisten und besten Zucker hervorbringt. Die Ebene ist mit einer Kette von Bergen umgeben, die auf vier bis acht Stunden weit entfernt sind. Die meisten sind nicht sehr hoch. Verschiedene können bis auf ihren Gipfel angebaut werden.

Alle

Alle werden durch Thäler getrennt, die mit einer erstaunlichen Menge Kaffee, und sehr schönen Indigopflanzungen angefüllt sind. Obgleich die Franzosen den Werth eines Strich Landes, dessen Fruchtbarkeit alle Vorstellung übersteigt, frühzeitig erkannt haben, so fiengen sie doch erst im Jahr 1670 an, ihn zu bauen, zu welcher Zeit sie aufhörten, wegen der Einfälle der Spanier besorgt zu seyn, die bis dahin in der Nachbarschaft mächtig waren.

Es war einer von den Menschen, welche die geistliche Intoleranz in ihrem Vaterlande zu verfolgen anfieng. Ein Kalvinist, mit Namen Gobin legte die erste Pflanzung auf Kap Francois an. Die Häuser vermehrten sich, so wie mehr Land gereutet wurde; und zwanzig Jahre hernach war sie eine genugsam blühende Stadt, um Neid zu erregen. Die vereinigte englische und spanische Macht griff sie im Jahr 1695 an, nahm sie ein, plünderte sie aus, und legte sie in die Asche.

Man konnte aus diesem Unfall einen großen Vortheil ziehen. In einer Rhede, die drey Meilen im Umkreise hält, hatte der Eigennutz gemacht, daß man zur Anlage des Orts den Fuß eines Berges gewählt hatte, weil es ein der gewöhnlichen Ankerstelle am besten zur Hand liegender Ort war. Es wäre dienlich gewesen, eine gesündere, bequemere, und geräumigere Lage zu erwählen. In einem Abgrund, der niemals von dem sanften Blasen der Landwinde abgekühlt wird, und wo die Hitze der Sonnenstrahlen noch

durch

durch das Zurückprellen von den Bergen vermehrt wird, wurde die Stadt wiederum erbauet, die man nie da hätte anlegen sollen. Indessen hat der Reichthum der benachbarten Felder diesen Hafen immerfort durch neue und immer anmuthigere Gebäude erweitert.

Neun und zwanzig nach der Schnur gezogene Straßen durchschneiden heut zu Tag das Kap in zwey hundert fünf und zwanzig mit neun hundert Häusern besetzte Plätze. Aber diese zu engen, und, obschon der Fußboden gewölbt ist, keinen Abzug habende Straßen sind immer voller Schlamm, weil sie nur in der Mitten gepflastert sind, und die Rinnen an den Seiten keinen gleichen Fall haben, welche daher Pfützen machen, anstatt daß sie zum Ablauf des Wassers dienen sollten.

Der alte Platz von unser lieben Frauen, und die an dessen Ende liegende Kirche, wozu die Steine aus Europa herbey gebracht worden, der neue Clugny-Platz, wo ein Markt errichtet ist; die Brunnen, welche das eine und das andere dieser Denkmäler zieren; das Gouvernementhaus, die Kasernen, das Komödienhaus; keines dieser öffentlichen Gebäude würde die Aufmerksamkeit eines neugierigen Reisenden auf sich ziehen, der einige gute Grundsätze der Baukunst inne hätte, eher würde er seine Blicke von den meisten abwenden. Wenn ihn aber die Natur empfindsam geschaffen hätte, so würde sein Herz bey dem bloßen Namen die Providenzhäuser gerührt werden.

Die

Die meisten Abentheurer, die in der Kolonie ankommen, besitzen weder Mittel, noch Fähigkeiten. Ehe sie genug Geschicklichkeit erlangt haben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sind sie fast alle, oft tödlichen Krankheiten ausgesetzt. Ein menschlich gesinnter und edelmüthiger Bürger stiftete in Kap Francois für diese Unglücklichen ohne Vermögen zwey Häuser, wo Manns- und Frauensleute, jede für sich alle Hülfe finden, deren sie in ihrer Verfassung benöthiget sind. Diese schöne Stiftung, die einzige in ihrer Art in der neuen Welt, und welche durch die Regierung nicht genug beschützt, durch Vermächtnisse der Bürger nicht genug bereichert werden konnte, sahe nach und nach ihre Einkünfte durch die Untreue ihrer Verwalter nnd die Gleichgültigkeit der Regierung auf nichts heruntergesetzt.

Nichts kann also unter den Menschen bestehen! Der Reiche wird den Armen immer, selbst bis in seinen Zufluchtsort verfolgen, wenn die Gegenwart des Galgens ihn nicht davon zurückhält! Unglückliche! ihr seht das Abscheuliche eures Betragens nicht ein. Wenn man einen eures gleichen vor euch führte, der überzeugt wäre, daß er einen Vorbeyreisenden in der Nacht bey der Gurgel ergriffen, und ihm die Pistole auf die Brust gesetzt hätte, um seinen Geldbeutel zu haben, zu welcher Strafe würdet ihr ihn verdammen? Wer er auch sey, so verdient ihr eine größere. Ihr verbindet mit der Niederträchtigkeit die Unmenschlichkeit, die Treulosigkeit mit dem Diebstahl, und mit welcher Art des Diebstahls? Ihr entreißt demjenigen, der Hungers

stirbt,

stirbt, das Brod, das man euch für ihn anvertraut hat. Ihr beraubt das Elend, das eurem Trost überlassen ist. Ihr beraubt es heimlich und ohne Gefahr. Ich breite den Fluch, den ich gegen euch ausstoße, auf alle ungetreuen Verwalter der Hospitäler aus. Aus welcher Gegend sie auch seyen, wären sie auch aus der meinigen. Ich breite ihn auf alle nachläßige Minister aus, denen sie ihre Schandthaten verbergen, oder welche sie dulden. Mögen Schande, mögen die Strafen, die nur den abscheulichsten Missethätern vorbehalten sind, auf das verwünschte Haupt der Verbrecher fallen, die fähig sind, ein so abscheuliches Laster gegen die Menschlichkeit zu begehen, ein Vergehen, daß der gesunden Staatskunst so sehr zuwider ist; und wenn es geschieht, daß sie der Beschimpfung und der Strafe entgehen, so mag das Ministerium, dem dieses Uebermaaß des Verderbens unbekannt geblieben, oder das ihn geduldet, ein Gegenstand des Abscheues für alle Nationen und für alle Jahrhunderte seyn.

Ungeachtet der Unordnung, in welche die Providenzhäuser, die der Erhaltung des menschlichen Geschlechts so vortheilhaft sind, gefallen waren, so stirbt doch, nach dem Verhältniß auf dem Kap weniger Volk, als in keiner andern Seestadt der Kolonie. Man muß diesen Vortheil der gänzlichen Urbarmachung des Landes, den vielen benachbarten Abführungskanälen, der Verschwendung, den Bequemlichkeiten, der Thätigkeit, den Unterstützungen aller Art, die man unter einer zahlreichen und thätigen Gesellschaft vereinigt

findet, zuschreiben. Die Luft wird alle gute Beschaffenheit erhalten, welche die Natur der Dinge erlaubt, wenn man die Sümpfe der kleinen Bucht, welche bey großer Trockenheit einen ansteckenden Geruch verbreiten, ausgetrocknet haben wird.

Der Hafen ist der Stadt würdig. Er liegt vortrefflich, um die aus Europa ankommenden Schiffe aufzunehmen. Alle von jeder Größe finden daselbst Bequemlichkeit und Sicherheit. Da er nur den Nordwestwinden offen ist, so kann er keinen Schaden davon leiden, indem sein Eingang mit Schutzwehren angefüllt ist, welche die Ungestümme der Wellen brechen.

In dieser berühmten Niederlage werden mehr als die Hälfte der Waaren der ganzen Insel gebracht. Sie kommen von den Bergen, von den Thälern, und vorzüglich von den Ebenen dahin. Die Dorfschaften, welche die wichtigsten liefern, sind unter dem Namen der nördlichen Ebene, der kleinen Bucht, des großen Flußes, Morin, Limonade, Trou, Terrierrouge, Fort Dauphin, Quanaminthe, das an den Fluß Massakre stößt, bekannt. Das Quartier Marin, und die kleine Insel Limonade sind die vorzüglichsten vor den andern Pflanzungen in Ansehung der Menge und der Güte ihres Zuckers.

XLIV.

Beschaffenheit und Menge der Erzeugnisse, welche Frankreich jährlich aus der Kolonie von St. Domingo erhält.

Alle Erzeugnisse von St. Domingo schränkten sich im Jahr 1720 auf 21,000,000 Pfund rohen Zucker; auf 1,400,000 Pfund weissen Zucker und auf 1,200,000 Pfund Indigo ein. Diese Waaren bekamen einen schnellen und erstaunlichen Zuwachs. Gegen das Jahr 1737 fügte man noch den Kaffee und die Baumwolle bey. Ja selbst der Bau des Kakao wurde, obwohl ein wenig spater, wieder vorgenommen.

Im Jahr 1775 erhielt Frankreich auf 353 Schiffen 1,230,673 Centner, 70 Pfund Zucker, der einen Werth von 44,738,139 Liv. 2 Sols 2 Deniers a) ausmachte. 459,339 Centner, 41 Pfund Kaffee, welcher 21,818,621 Liv. 19 Sols 6 Deniers b) galt. 18086 Centner, 29 Pfund Indigo, der 15,373,346 Liv. 10 Sols c) betrug. 5787 Centner, 64 Pfund Kakao, welcher für 405,134 Livres 16 Sols d) verkauft wurde.

a) Oder 20,504,980 fl. 25 kr.
b) — 10,000,201 fl. 44 —
c) — 7,046,116 fl. 28 —
d) — 185,686 fl. 47 —

518 Centner, 61 Pfund Roku oder Orlean, den man für 32,663 Liv. 2 Sols 6 Den. e) absetzte. 26,892 Centner 82 Pfund Baumwolle, welche einen Werth von 6,723,205 Livres f) ausmachte. 14,124 Stück Häute, welche 164,657 Livres g) galten. 43 Centner, 46 Pfund Schildkrötenschaalen, welche 43,460 Liv. h) betrugen. 90 Centner 19 Pfund Kassia, welche für 2435 Liv. 11 Den. i) verkauft wurden. 92,746 Centner, 92 Pfund Farbholz, das einen Werth von 908,368 Liv. 3 Sols 8 Deniers k) ausmachte. An geringern Erzeugnissen, deren einige den andern Kolonien zugehörten, für 1,352,148 Liv. l), und endlich an Silber für 2,600,000 Liv. m). Vereinigt alle diese Summen, und ihr werdet ein Einkommen von 94,162,178 Liv. 16 Sols 9 Den. n) herausbringen.

Wenn ihr dieser Summe aller Erzeugnisse von St. Domingo noch 488,598 Liv. 3 Sols 3 Den. o) für Erzeugnisse aus Kayenne, 18,975,974 Livres 1 S. 10 Den. p) für Erzeugnisse aus Martinique, 12,751:

---

e) Oder 14,970 fl. 36 kr.
f) — 3,081,468 fl. 57 —
g) — 75,467 fl. 47 —
h) — 19,919 fl. 10 —
i) — 1116 fl. 4 —
k) — 416,335 fl. 26 —
l) — 619,734 fl. 30 —
m) — 1,191,666 fl. 40 —
n) — 43,157,665 fl. 17 —
o) — 223,940 fl. 50 —
p) — 8,697,321 fl. 27 —

12,751,404 Liv. 16 Sols 10 Den. q) für Erzeugnisse aus Guadaloupe beyfügt, so wird man finden, daß Frankreich im Jahr 1775 aus seinen Besitzungen in der neuen Welt auf 562 Schiffen einen Werth von 126,378,155 Liv. 18 Sols 8 Den. r) erhalten hat.

Das Königreich verbrauchte von diesen Erzeugnissen nur für 52,793,763 Liv. 5 Sols 8 Den. s). Sie verkauften also an die Fremden für 73,584,392 Liv. 13 Sols t).

Diese starke Ausfuhr geschahe durch 1,040,998 Centner, 66 Pfund Zucker, die 38,703,463 Liv. u) einbrachten; durch 500,582 Centner, 46 Pfund Kaffee, die 23,727,608 Liv. 13 Sols w) galten; durch 11360 Centner, 38 Pfund Indigo, der einen Werth von 9,610,223 Liv. x) hatte; durch 7922 Centner, 75 Pfund Kakao, der für 554,592 Liv. 10 Sols y) verkauft wurde; durch 1531 Centner, 78 Pfund Roku, der 95,838 Liv. z) betrug; durch 1020 Centner, 11 Pfund Baumwolle, die 255,027

---

q) Oder 5,806,893 fl. 51 kr.
r) — 57,923,321 fl. 28 —
s) — 24,197,141 fl. 30 —
t) — 33,716,179 fl. 37 —
u) — 17,739,074 fl. 42 —
w) — 10,875,153 fl. 37 —
x) — 4,404,685 fl. 32 —
y) — 254,188 fl. 13 —
z) — 43,925 fl. 45 —

Liv. 10 Sols a) einbrachten; durch 1207 Centner 59 Pfund Kassia, die 32,605 Liv. b) betrugen; durch 41808 Centner, 8 Pfund Farbholz, das 598,723 Livres c) ausmachte; durch 568 Stück Häute, die 5112 Livres d) betrugen; durch 100 Pfund Schildkrötenschaalen, die man für 1000 Livres e) verkaufte.

Um wieder auf St. Domingo zu kommen, so entsprangen seine erstaunliche Reichthümer aus 385 Pflanzungen, die rohen Zucker, 263 Pflanzungen, die weißen Zucker machten, durch 2587 Indigopflanzungen, durch 14,018,336 Baumwollenstauden, durch 92,893,405 Kaffeestauden, und durch 757,691 Kakaobäume.

In dem nemlichen Zeitpunkt hatte die Kolonie an Heerden 75958 Pferde oder Maulesel, und 77904 Stück Hornvieh. Zum Lebensunterhalt hatte sie 7,756,225 Paradiesfeigenbäume; 1,178,229 Kassawastauden; 12734 Quadrate türkisches Korn; 18738 Pataten; 11825 Ignamen, und 7046 kleinen Hirsen.

Die Arbeiten beschäftigten 32650 Weissen von allem Alter und Geschlecht; 6036 freye Mulatten oder Neger, und ungefähr 300,000 Sklaven. Die Zählung stieg zwar in selbigem Jahr, es ist wahr, nur auf 240,095 dieser unglücklichen Ge-

---

a) Oder 116,887 fl. 35 kr.
b) — 14,943 fl. 58 —
c) — 27,4289 fl. 42 —
d) — 2343 fl. — —
e) — 458 fl. 20 —

Gefangenen; aber es ist bekannt, daß damals jeder Pflanzer, so viel er konnte, vor den Nachforschungen der Schatzkammer verbarg, um der Strenge der Auflagen zu entgehen.

Dieser Landbau, diese Einwohner sind in 46 Kirchspiele vertheilt. Es giebt deren einige, die zwanzig Meilen im Umfang haben. Die Gränzen vieler sind nicht bestimmt. Die meisten haben nur Hütten oder Ruinen für Kirchen. Beynahe in keinem geschieht der Gottesdienst mit der nöthigen Anständigkeit. Die im südlichen und westlichen Antheil werden von Dominikanern besorgt; die im nördlichen von den Kapuzinern, die auf die Jesuiten folgten. Alle haben einen Marktflecken oder eine Stadt.

Die Marktflecken entstehen durch die Kramläden einiger Kaufleute, und die Werkstätte einiger Handwerker, die einen und die andern sind um das Pfarrhaus gebaut. An den Festtagen ist eine Art von Markt, wo die Sklaven ihre Früchte, ihr Geflügel und die übrigen kleinen Waaren, die ihnen eigen sind, gegen Mobilien, Kleidungsstücke, Verzierungen, die, obschon von geringem Werth, ihnen einige Bequemlichkeit verschaffen, und sie von andern ihres gleichen unterscheiden, die nicht gleichen Genuß haben, vertauschen. Man kann sich nicht genug ärgern, daß die Tyranney sie bis mitten in diesen unbedeutenden Tauschhandel verfolgt, und daß die niederträchtigen Gerichtsdiener, welche die Polizeyaufsicht über diese Versammlungen haben, diesen Unglücklichen die Härte ihres Standes, auch sogar

in den kurzen Augenblicken der Erholung, die ihnen von ihren barbarischen Herren übrig gelassen werden, fühlen zu lassen.

Es sind da zwey sehr gehäßige Personen; der Häscher, der den Sklaven quält, und der Verwalter, der gegen den Häscher zu nachsichtig ist. Dieser letztere ist ein Mann ohne Erbarmen, den vielleicht seine tägliche Verrichtungen bis zum Eckel verhärten, wenn sie aufgehalten werden, oder daß ihm Gelegenheit zum quälen mangelt, anstatt daß jener eine Obrigkeitsperson ist, dessen Seele nicht mit gleicher Grausamkeit erfüllt ist, dessen gewöhnliches Betragen Würde ist, und bey welchem das Mitleiden neben der Gerechtigkeit Statt haben muß. Warum müssen zwey so verschiedene Wesen zum Unglück der Sklaven zusammentreffen? Sollte es aus einer grausamen Verachtung gegen diese Unglücklichen geschehen, die man beynahe aus der Zahl der Menschen ausgestrichen hat? Sollten sie so sehr dem Schmerz und der Arbeit gewiedmet seyn, daß ihr Schreyen und ihre Thränen gar keinen Eindruck mehr machten?

Die Städte der Kolonie, und überhaupt die Städte der amerikanischen Inseln machen einen ganz verschiedenen Anblick gegen die europäischen, in Europa sind unsere Städte mit Leuten aus allen Klassen, von allen Profeßionen, von allem Alter bevölkert, die einen sind reich und müßig, die andern arm und beschäftigt; alle verfolgen im Tumult und unter der Menge die Gegenstände, die sie zur Absicht haben, die einen das Vergnügen, die andere das Glück, andere den Ruhm,

oder den Lärm auf einen Augenblick, den man öfters dafür nimmt, endlich andere ihren Unterhalt. In dieser großen Verwirrung bringen nothwendig der Trieb und die Verschiedenheit der Leidenschaften allerley Bewegungen, unerwartete Anstände, wenige Tugenden und viele Laster hervor. Dies sind lebendige Gemählde, die mehr oder weniger belebt sind, nach der Anzahl der handelnden Personen, und folglich auch der Auftritte, die mit im Spiel begriffen sind. In St. Domingo und in dem übrigen amerikanischen Archipel ist der Anblick der Städte ganz einfach. Es sind daselbst weder Edelleute noch Bürger, noch Leute, die von ihrem Geld leben. Man erblickt nur Werkstätte, die für die Erzeugnisse des Bodens, und für die verschiedene Arbeiten, die sie erfordern, taugen. Man sieht daselbst Kommissionäre, Wirthe und Abentheurer, die sich thätig zeigen, um einen Posten zu finden, der sie ernährt, und die den ersten annehmen, der sich zeigt. Ein jeder eilt, sich zu bereichern, um sich wieder von einem Ort zu entfernen, wo man ohne Unterschied, ohne Ehren, ohne Vergnügen und ohne eine andere Triebfeder, als die des Interesse lebt. Niemand hält sich in der Absicht auf, um da zu leben und zu sterben. Die Gesinnung ist beständig auf Europa geheftet, und das vornehmste Vergnügen, welches daselbst der Wachsthum der Reichthümer verschaft, besteht in der mehr oder weniger entfernten Hoffnung, selbige in unsern Welttheil unter die seinige zu bringen.

XLV.

Verbindungen von St. Domingo mit den fremden Nationen.

Die unermeßlichen Erzeugnisse, welche die Kolonie in das Hauptland sendet, und die sich wenigstens noch um ein Drittel vermehren können, ungerechnet, liefert sie einige kleine Parthien an ihren sorglosen Nachbar. Sie bezahlt dasjenige, was der spanische Antheil von St. Domingo ihr an geräucherten Schweinen und Ochsenfleisch, an Holz, an Leder, an Pferden und Hornvieh für ihre Werkstätte und ihre Fleischbänke liefert, mit Zucker, Taffia, und vorzüglich mit den europäischen Getränken und Manufakturwaaren; auf eben diese Art erlangt sie alles Geld, das aus den Bergwerken von Mexiko in diese alte Kolonie gesandt wird. Der Hof zu Madrid hat die Lebhaftigkeit dieser Verbindung lange zu vermindern gesucht; indem er die fremden Waaren in seinen Besitzungen verbot, und das Vieh, das ausgeführt werden sollte, mit ausserordentlichen Abgaben belegte. Diese fehlerhafte Verordnung hat keine andere Wirkung gehabt, als daß sie Zwang in diesen Tauschhandel brachte, welcher zum Vortheil beyder Völker mit Freyheit hätte fortdauern sollen. Hauptsächlich in diesem Theil der neuen Welt überwiegen die Bedürfnisse die gegenseitige Abneigung des Charakters, und die Gleichheit des Klima erstickt den Keim der Trennung.

Die

Die Holländer in Kurassao bemächtigen sich eines großen Theils des Handels der französischen Kolonie, während dem Krieg, in den sie nicht verwickelt sind. Sie führen aber auch einige Waaren in Friedenszeiten fort. Sie unterhalten diese schwachen Verbindungen mit den Erzeugnissen aus Ostindien und mit den Wechselbriefen.

Die Verbindungen der Jamaicenser mit St. Domingo sind schon viel beträchtlicher. Die 12 oder 13,000 Sklaven, welche die Franzosen jährlich in die Kolonie bringen, hindern nicht, daß nicht noch vier bis fünf tausend von den Engländern herkommen. Die letztere kosten sie ein Sechstel weniger, als die andern, und werden mit Baumwolle, und vorzüglich mit Indigo bezahlt, das in einem weit höhern Preis, als im Nationalhandel angenommen wird. Diese Schleichhändler führen ihn in ihr Vaterland als Erzeugniß der brittischen Inseln ein, und erhalten dafür eine Belohnung von 12 Sols *) vom Pfund.

Indessen unterhält St. Domingo nur mit Nordamerika einen beständigern und nothwendigern Handel. Bey dringender Noth sind die Schiffe dieses großen Landes auf allen Rheden zugelassen, gemeiniglich aber sonst nur auf dem Molo St. Nikolas. Bauholz, Hülsenfrüchte, Vieh, Mehl, gesalzene Fische machen ihre Ladungen aus. Sie führen öffentlich 25 bis 30 Fäßgen Syrup, und heimlich alle Waaren, die man ihnen liefern kann und liefern will, weg.

*) Oder 16 kr.

XLVI.

Die Verbindungen Frankreichs mit St. Domingo werden während dem Krieg gefährlich. Warum?

So ist während dem Frieden die Vertheilung der Landesreichthümer von St. Domingo beschaffen. Der Krieg verursacht andere Auftritte. Sobald das Zeichen zu den Feindseligkeiten gegeben worden ist, so bemächtigt sich der Engländer aller Ufer der Kolonie. Die Aus- und Einfuhr wird gehemmt. Alles, was aus und eingehen will, fällt in ihre Hände, und das wenige, was in der neuen Welt noch durchgekommen ist, wird an den Küsten der alten, wo es ebenfalls im Zwang ist, aufgefangen. Alsdann unterbricht der Kaufmann des Hauptlandes seine Versendungen, der Bewohner der Insel vernachläßigt seine Arbeiten. Auf wichtige und schnell auf einander folgende Geschäfte folgen Trägheit und Verzweiflung. Die eben so lange dauern, als die Streitigkeiten der kriegführenden Mächte.

Es wäre anders beschaffen gewesen. Wenn die ersten Franzosen, die auf St. Domingo erschienen sind, auf den Anbau bedacht gewesen wären. Sie würden, wie sie es gekonnt hätten, die östliche Seite der Insel besetzt haben. Sie hat weitläufige und fruchtbare Ebenen, das Gestade an derselben ist sicher. Man fährt in ihre Häfen ein,

ein, so bald man sie entdeckt. Man verliert sie aus dem Gesicht, sobald man herausfährt. Die Fahrt ist so, daß der Feind keinen Hinterhalt daselbst anstellen kann. Das Kreutzen ist da nicht leicht. Seine Ufer stehen der Fahrt der Europäer im Wege, und die Reisen sind sehr abgekürzt. Aber da die Absicht dieser Abentheurer war, die spanischen Schiffe anzugreifen, und den mexikanischen Meerbusen mit ihren Räubereyen zu beunruhigen, so befanden sich die Besitzungen, die sie auf einer mit Krümmungen versehenen Küste einnahmen, durch Kuba, Jamaika, die Türken- und Schildkröteninseln, die Kaiquen, Gonave, die Lucayen, durch eine Menge Sandbänke und Felsen, welche den Gang der Schiffe langsam und unsicher machten, und durch Meerengen, die nothwendig dem Feind, der landen, einschliessen und kreuzen will, großen Vortheil gewähren, umzingelt.

Es wird dem Hof von Versailles niemals gelingen, während dem Krieg fortgesetzte Verbindungen mit seinen Kolonien unterhalten zu können, als vermittelst einigen Linienschiffen im südlichen und westlichen Theil, und einem guten Geschwader im nördlichen. Die Natur hat daselbst bey dem Fort Dauphin einen geräumigen, bequemen, sichern und leicht zu vertheidigenden Hafen angelegt. Von dieser Rhede aus, die allen andern Niederlassungen im Winde liegt, wird es leicht seyn, die übrigen Ufer zu beschützen. Aber man müßte die Werke dieses Platzes ausbessern und vermehren; man müßte da vorzüglich ein tüchtiges Seezeughaus anlegen. Alsdann

würden

würden die französischen Admirale, nachdem sie eines Zufluchtsorts und aller nothwendigen Unterstützung nach einer glücklichen oder unglücklichen Seeschlacht gesichert wären, sich nicht mehr fürchten, sich mit den Feinden ihres Vaterlandes zu messen.

XLVII.

Der Theil von St. Domingo, den die Franzosen besitzen, kann von den Spaniern angegriffen werden, welche den andern besitzen.

Die Maaßregeln, die man zu nehmen hätte, um den Verheerungen, welche die Spanier im Innern von St. Domingo anrichten könnten, zuvorzukommen, verdienen auch einige Aufmerksamkeit.

Spanien besitzt noch zwey Drittel dieser Insel, besaß sie ganz, als ein wenig vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts einige verwegene und unternehmende Franzosen daselbst einen Zufluchtsort gegen die Gesetze oder gegen das Elend suchten. Man wollte sie zurücktreiben, und ob sie wohl keine andere Stütze, als ihre Herzhaftigkeit hatten, so scheuten sie sich doch nicht, den Krieg gegen ein bewaffnetes, und unter regelmäßiger Macht stehendes Volk zu führen. Sie wurden von ihrer Nation anerkannt, als man sie stark genug in ihrer Eroberung glaubte, und

man

man sandte ihnen ein Oberhaupt. Der rechtschaffene Mann, der zuerst erwählt wurde, Befehlshaber zu seyn, durchdrang ihre Gesinnungen so weit, daß er seinem Hof die Eroberung der ganzen Insel vorschlug. Er wollte mit seinem Kopf für den guten Ausgang dieser Unternehmung stehen, in so fern man ihm nur ein genugsam starkes Geschwader senden wolle, um den Hafen der Hauptstadt einzusperren.

Anstatt einen Entwurf, der sicherer und leichter auszuführen gewesen wäre, als es in der Ferne schien, in Erfüllung zu bringen, ließ das Ministerium von Versailles seine Unterthanen beständigen Angriffen ausgesetzt. Man hatte sie zwar immer mit Erfolg zurückgetrieben, und selbst die Verheerung in das feindliche Land gebracht; aber diese Feindseligkeiten nährten in der Seele des neuen Kolonisten den Hang zu Räubereyen; sie wandten sie von nützlichen Arbeiten ab, und hielten den Fortgang des Landbaues auf, welcher der Zweck jeder gut angeführten Gesellschaft seyn muß.

Der Fehler, den Frankreich begangen hatte, die Erlangung der ganzen Insel auszuschlagen, setzte es der Gefahr aus, das, was es besaß, zu verlieren. Während daß diese Krone beschäftiget war, den Krieg vom Jahr 1688 gegen ganz Europa zu unterhalten, so vereinigten die Spanier und die Engländer, die beyde gleich stark eine feste Niederlassung dieser Krone auf St. Domingo befürchteten, ihre Kräfte, um sie daraus zu verjagen. Der Anfang ihrer Unternehmun

mungen ließ sie einen vollkommenen Erfolg erwarten, als sie sich selbst auf die unversöhnlichste Art entzweyten. Ducasse, der die Kolonie mit grossen Fähigkeiten und vielem Ruhm regierte, benützte ihre Trennung, um sie einen nach dem andern anzugreifen. Anfangs beunruhigte er Jamaika, wo alles mit Feuer und Schwerd verheert wurde. Von da wandte er seine Waffen auf St. Domingo, von dessen Einnahme er gleichsam versichert war, als der Hof durch seine Befehle den Fortgang hinderte.

Das bourbonische Haus bestieg den spanischen Thron, und die französische Nation verlor die Hoffnung, St. Domingo zu erobern. Die Feindseligkeiten, welche die Verträge von Aachen, Nimmwegen und Ryßwick nicht einmal aufgehalten hatten, hörten endlich zwischen zwey Völkern auf, die sich nicht lieben konnten. Derjenige, der einen Bau angefangen hatte, zog Vortheil aus dieser Vereinigung. Seit einiger Zeit hatten verschiedene Sklaven die Nationalstreitigkeiten genützt, um ihre Fesseln zu zerreissen, und sich in eine Gegend zu ziehen, wo sie Freyheit ohne Arbeit fanden. Dieses Ausreissen wurde durch den Vertrag der Spanier aufgehalten, die Flüchtlinge gegen die Summe von 250 Liv. *) auf den Kopf, ihren Nachbarn zurückzubringen. Obwohl das Verständniß nicht so gar genau gehalten wurde, so wurde es doch ein starker Zaum, bis auf die Zwistigkeiten, die sich im Jahr 1718 zwischen beyden Nationen entsponnen haben.

Zu

*) Oder 114 fl. 35 kr.

Zu dieser Zeit verließen die Neger haufenweise ihre Werkstätte. Dieser Verlust machte in der Seele der Franzosen den Entwurf wieder aufleben, Nachbarn, die eben so gefährlich durch ihre Trägheit, als andere durch ihre Unruhe wurden, gänzlich aus der Insel zu jagen. Der Krieg dauerte nicht lange genug, um diese Veränderung zu Stande zu bringen. Am Ende des Streits befahl Philipp V, alle flüchtige Sklaven, die man erhaschen könnte, zurückzugeben. Man hatte sie eingeschift, um sie ihrem alten Herrn zurückzuführen, als der aufgebrachte Pöbel sie wieder aus einem solchen Antrieb, den man nicht mißbilligen kann, wenn ihn nicht eher der Nationalhaß, als die Liebe zur Menschlichkeit eingeflößt hätte, in Freyheit setzte. Es würde immer schön seyn, den Pöbel gegen die Sklaverey der Neger aufgebracht zu sehen. Diese vergruben sich in unzugängliche Berge, wo sie sich auf eine solche Art vermehrt haben, daß sie allen andern Sklaven, die dahin gelangen können, sich mit ihnen zu vereinigen, einen Zufluchtsort versichern können. Hier werden sie zum Trotz der Grausamkeit gesitteter Nationen frey und wild, wie die Tiger; erwarten vielleicht einen Anführer und einen Eroberer, der die Rechte der gekränkten Menschheit wieder herstelle, indem er sich einer Insel bemächtiget, welche die Natur den Sklaven, die sie bauen, und nicht den Tyrannen, die sie mit dem Blut dieser Opfer benetzten, bestimmt zu haben scheint.

Die gegenwärtigen politischen Verbindungen erlauben nicht, daß Spanien und Frankreich gegen einander Krieg führen. Wenn irgend eine

Begebenheit ungeachtet des Familienvertrags ver-
ursachte, daß beyde Nationen wider einander zö-
gen, so wäre das vermuthlich ein vergängliches
Feuer, das weder Zeit, noch Verlangen, noch
Eroberungen geben würde, die man wieder her-
ausgeben müßte. Die Unternehmungen von bey-
den Seiten würden nur in Verwüstungen bestehen.
Aber alsdann wäre die Nation, die keinen Land-
bau treibt, wenigstens zu St. Domingo nicht,
selbst durch ihr Elend derjenigen furchtbar, deren
Landbau sehr empor gestiegen ist. Ein spanischer
Statthalter empfand den Vortheil, den ihm die
Trägheit und Armuth seiner Leute gaben, so vollkom-
men, daß er an den französischen schrieb: wofern er
ihn zwänge, einen feindlichen Einfall zu thun, so
würde er auf eine Meile weit mehr verwüsten, als
man gegenseitig thun könnte, wenn man das ganze
seinen Befehlen unterworfene Land verheeren würde.

Diese Lage der Dinge zeigt, daß wenn Europa
den Anfang der Feindseligkeiten unter diesen bey-
den Völkern erlebte, so müßte das Thätigste ma-
chen, daß diese Insel neutral erklärt würde. Es
hätte, sagt man oft, schon lange die gänzliche
Ueberlassung eines Landes, das seinem Besitzer
unnütz und beschwerlich ist, erbitten sollen. Es
ist uns nicht bekannt, ob je der Hof von Ver-
sailles diesen Wunsch geäußert hat. Aber wie ent-
fernt müßte man das spanische Ministerium von die-
ser Gefälligkeit glauben, als man es soviel Schwie-
rigkeiten in Bestimmung der verwirrten und unge-
wissen Gränzen beyder Nationen machen sahe! Die-
ser so eifrig gewünschte, so lange entworfene, selbst
zu verschiedenen Zeiten angefangene Vertrag wurde
endlich im Jahr 1776 geschlossen.

XLVIII.

Sind die Gränzen zwischen Spanien und Frankreich in St. Domingo mit Einsicht festgesetzt worden?

Was hätte wohl die Grundlage einer gerechten und billigen Verhandlung seyn sollen? Der Zustand der Besitzungen vom Jahr 1700. Zu der Zeit blieben beyde zu Freunden gewordene Völker, von Rechtswegen im Besitz aller Ländereyen, die sie inne hatten. Die Eingriffe, welche die Unterthanen der einen Krone während dieses Jahrhunderts gethan haben, sind Unternehmungen von Privatpersonen gegen einander. Sind sie gleich geduldet, so sind sie doch nicht gut geheißen worden. Kein direkter noch indirekter Vertrag hat sie mit öffentlicher Bewilligung aufgehoben.

Nun beweisen unwiderstreitliche Thatsätze, daß sich die französischen Besitzungen, die heut zu Tage an der nördlichen Küste, nur bis an den Fluß Massakre reichen, im Anfang dieses Jahrhunderts bis an den Fluß Reboue erstreckten. Die an der südlichen Küste, welche man bis an den Fluß Neybe ausgedehnt hatte, sind mit der Zeit bis zur Bucht Pitre eingeschränkt worden. Diese erstaunliche Veränderung wurde aus einer natürlichen Folge des ökonomischen Systems beyder Völker bewirkt. Das eine den Ackerbau

immer mehr und mehr treibende Volk hat alle seine Besitzungen in der Nachbarschaft der Häfen, wo seine Waaren einen sichern und vortheilhaften Absatz finden konnten, zusammengezogen. Das andere, welches mehr Viehzucht treibt, braucht einen weitläufigern Raum, um seine Heerden zu ernähren, und hat daher alle verlassene Strecken besetzt. Nach der Natur der Dinge haben sich die Weiden erweitert, und die Ackerfelder verengt, oder sind wenigstens näher an einander gerückt.

Eine angemessene Verhandlung hätte Frankreich wieder in diejenige Lage versetzt, in welcher es war, als es Spanien einen König gab. Dies war der Wunsch der Gerechtigkeit, es war der Wunsch der Vernunft, die nicht wollte, daß thätige und die Erde befruchtende Kolonisten einer kleinen Anzahl Landstreicher, die nur verzehren, ohne etwas hervorzubringen, aufgeopfert werden sollten. Gleichwohl hat der Hof von Versailles aus einer Staatskunst, deren Triebfedern uns unbekannt sind, seinen ehemaligen Besitzungen entsagt, um sich auf das einzuschränken, was er an den Meerufern zur Zeit des Vertrags besaß. Aber hat diese Macht wenigstens im Innern des Landes das wieder gewonnen, was sie an den Küsten aufopferte? Wenn man es sagen muß, so ist ihr nicht die geringste Entschädigung gemacht worden.

Vor dem Vertrag bildete die französische Kolonie eine Art eines halben zunehmenden Monds, dessen Beugung um die Gebirge herum eine Lage

von

von 250 Meilen gegen Norden, Westen und Süden an der Küste der Insel ausmachte. Die nemliche Ordnung der Dinge hat seit der Gränzenbestimmung statt. Man wird früher oder später wieder auf diese Einrichtung aus einer Ursache kommen, die alle andere Betrachtungen zum Stillschweigen bringen muß.

Die französischen nördlichen Besitzungen sind von den westlichen und südlichen durch die spanischen Besitzungen getrennt. Die Unmöglichkeit, worinn sie sind, einander beyzuspringen, setzt sie dem Unfall einer mit beyden Nationen im Krieg stehenden Macht aus. Die gemeinschaftliche Gefahr muß den spanischen Hof dazu bewegen, die Gränzsache dergestalt einzurichten, daß sein Bundsgenoße die Bequemlichkeit dabey finde, die er zu seiner Vertheidigung braucht. Dies wird niemals geschehen können, wo nicht eine Gränzlinie, die von den beyden Ufern des Oceans gezogen ist, das Eigenthum beyder Völker bestimmt. Vergebens würde Spanien seinem einzeln Nachbar auf immer die Freyheit verwilligen, durch seine Staaten zu gehen, wie es solches im Jahr 1748 zufällig that. Diese Gefälligkeit würde zu nichts dienen. Dieser Raum von fünfzehn bis zwanzig Meilen wird von so steilen Bergen, von so dicken Wäldern, von so tiefen Höhlungen, so gewaltsamen Flüssen durchschnitten, daß der Durchgang für Truppen in der gegenwärtigen Lage unmöglich ist. Um ihn brauchbar zu machen, würde es große Arbeit erfordern, und diese Arbeiten werden niemals befohlen werden, als nur durch eine Krone, die auf ihrem eigenen Grund

und Boden arbeiten wird. Der Hof von Madrid wird sich zur Ueberlassung einer solchen Verbindungsgegend, die einer Nation, die gemeinsame Sache mit ihr hat, so nothwendig ist, um so leichter entschließen, da dieses Zwischenland so wenigen Werth hat. Es ist ungleich, wenig fruchtbar, und vom Meer sehr entfernt. Man sieht nur hin und her zerstreute Heerden. Gleichwohl werden die Eigenthümer dieses ungebauten Bodens durch Frankreich mit einer Edelmüthigkeit entschädigt werden, die alle Reue ersticken wird.

XLIX.

Mittel, welche der französische Antheil von St. Domingo hat, um sich vor fremden Einfällen zu schützen.

Wenn alle Besitzungen dieser Kolonie untereinander verbunden und im Stande seyn werden, sich innerhalb durch eine beständige und ununterbrochene Verbindung zu unterstützen, so wird man den Feind um so leichter zurücktreiben können. Will der Engländer San-Domingo von der West- oder Südseite angreifen, so wird er seine Macht zu Jamaika versammeln. Richtet er aber seinen Angriff auf Norden zu, so wird er seine Anstalten auf den Windinseln, und wahrscheinlich auf Antigoa, wo die Niederlage seiner Seemunition ist, machen.

Die

Die west- und südliche Küste können nicht vertheidiget werden. Die unermeßliche Größe derselben macht, daß man in den Bewegungen keine Verbindung, kein Zusammenwirken anbringen kann. Wenn man die Truppen zerstreuet, so werden sie durch die Theilung der Macht unnütz. Zieht man sie zusammen, um Posten zu behaupten, die ihre natürliche Schwäche einem Angriff am meisten ausetzt, so läuft man Gefahr, sie auf einmal zu verlieren. Ein starkes Heer wäre auf weitläufigen Küsten, die dem Feind eine zu große Fronte darbieten, oder die Flanke bloß stellen, nur eine Last. Man muß sich begnügen, Batterien anzulegen, oder zu unterhalten, um die Rheden, die Kauffahrteyschiffe und die Rhederey zu schützen; die Kaper entfernt zu halten, und auch wohl die Landung aus einem oder ein paar Kriegsschiffen, die etwa Verwüstungen anrichten, und Kontributionen eintreiben möchten, zu verhindern. Die leichten Truppen, die sodann hinreichend wären, um diese Batterien zu besetzen, müßten sich zurückziehen, so wie der Feind vorwärts rückte, und sich nicht etwa ergeben, ehe sie wirklich in Gefahr wären.

Nicht als wenn man alle Art von Vertheidigung aufgeben müßte. Jede Küste sollte im Rücken einen Zufluchts- und Verstärkungsort haben, der zum Rückzug immer offen stünde, fern von dem Feind, vor seinen Anfällen gesichert, und seinem Angriff zu widerstehen fähig wäre. Dies müßte ein Paß seyn, wo man sich mit Vortheil verschanzen und vertheidigen könnte.

Von diesen unüberwindlichen Oertern aus muß man den Eroberer alsdann immer plagen, der aus Mangel irgend eines festen Orts tausend Ueberfällen ausgesetzt und früher oder später gezwungen seyn wird, sich wieder einzuschiffen.

Die nördliche Küste, die reicher, bevölkerter und weniger ausgedehnt ist, als die zwey andern, ist eines Feldkriegs und einer zusammenhängenden und regelmäßigen Vertheidigung fähig.

Das Ufer, das hie und da verschiedentlich mit Brandungen besetzt ist, stellt dem Feind an vielen Orten einen morastigen Boden dar. Der Leuchtbaum (Rhizophora mangle. Linn.), der auf einem überschwemmten Boden wächst, macht die Lachen noch unmöglicher zu passiren. Diese natürliche Vertheidigung ist seltener geworden, indem man viele solche Gehölze umgehauen hat. Über die Einschiffungsplätze, die gemeiniglich nur enge Stellen, und von diesen überschwemmten Holzungen flankirt sind, erfordern, um geschlossen zu werden, nur eine mäßige Fortifikationsfront. Magazine und andere steinerne Gebäude befinden sich da in Menge; sie geben Posten ab, sobald man nur Schießscharten hinein bricht; und man erhält dadurch ein bedecktes Feuer.

Diese erste Linie an einem nur achtzehn Meilen breiten Ufer, das die Natur sowohl befestiget hat, scheint hoffen zu lassen, daß, wenn sie nur einigermaßen von der französischen Tapferkeit unterstützt wird, den Feind gleich beym Augenblick des Landens in Gefahr setzen muß, geschlagen

zu werden. Wären seine Entwürfe bekannt, zeigten etwa seine Anstalten in der See von ferne, an welchem Ort er zu landen gedächte, so könnte man dahin eilen und ihm zuvorkommen. Aber die Erfahrung sichert denen zum Landen gerüsteten Geschwadern einen unfehlbaren Vortheil.

Nicht bloß durch jene Lagen von Feuer, die von den Schiffen abgeschossen, das Landen der Schaluppen decken, sondern durch die Unmöglichkeit, worinn man ist, alle Stellen der Küste zu besetzen, erhält ein vor Anker liegendes Geschwader die Mittel, leicht zu landen. Es bedroht zuviel Stellen auf einmal. Landtruppen kriechen, so zu sagen, um die Krümmungen herum, indessen die Boote und die Schaluppen durch einen kürzern Weg fliegen. Der Angreifende geht der Sehne nach, indessen der Vertheidiger den Bogen durchlaufen muß. Durch verschiedene Bewegungen hintergangen und ermüdet, beunruhigen letztern sowohl die Bewegungen, die am hellen Tage geschehen, als die, welche ihm die Nacht verbirgt.

Um sich in den Stand zu setzen, einer Landung zu widerstehen, muß man annehmen, daß sie geschehen sey. Man braucht alsdann seinen Muth und seine Macht dazu, sich die Langsamkeit oder die Fehler seines Feindes zu Nutzen zu machen. Sobald man ihn auf dem Meer sieht, so muß man ihn auf dem Land erwarten, als wenn er da vom Himmel herunter kommen sollte. Ein großes Ufer, dem man ankommen kann, wird immer machen, daß das Landen in der Ebene von Kap Francois nie fehlschlägt. Man muß weniger auf den Rand der Küste, als auf das weiter hineinliegende Land sein Augenmerk richten.

Dieses ist durchgängig mit Zuckerröhren bedeckt, deren Höhe nach Verhältniß des Grades ihrer Reife, allmählig die Felder in hohe Waldungen verwandelt. Man steckt sie in Brand, entweder seine Flanken und seinen Marsch zu decken, oder um den Feind im Nachsetzen aufzuhalten, ihn zu hintergehen oder zu schröcken. In zwey Stunden Zeit läßt der Brand, statt eines mit Holz bedeckten Landes, Arten von Stoppeln oder Furchen ohne Ende sehen.

Die Scheidungen der Zuckerfelder, die Savanen oder Sandfelder, und die Stellen, wo Lebensmittel hingepflanzt sind, hindern ein Heer eben so wenig in seinen Bewegungen, als die Wiesen bey uns. Anstatt unsrer Dörfer findet man da die Pflanzungen, die nicht so bevölkert, aber in größrer Menge vorhanden sind. Die dicken und nach der Schnur gezognen Zitronenhecken sind schröckender und nicht so leicht durchzusetzen, als die Umzäunungen unsrer Felder. Darinn besteht der große Unterschied im Prospekt zwischen unsern und den amerikanischen Gefilden.

Wenig Flüsse, einige Schluchten, geringe Anhöhen, ein durchgängig ebener Boden, Dämme gegen die Ueberschwemmungen, ein oder ein paar eben nicht dichte Holzungen, etliche wenige Brüche, ein Land, das bey einem einzigen Gewitter mit Wasser, und bey zwölf Stunden langen Sonnenschein mit Staube bedeckt ist, Flüsse von einem Tag her, die den andern Morgen versiegen: so ist, überhaupt genommen, die Ebene um Kap Francois beschaffen. In ihren Abwechslungen

muß

muß man vortheilhafte Lager finden, ohne zu vergessen, daß in einem Devensivkrieg der Posten, den man nehmen will, dem, den man verläßt, nie zu nahe liegen kann.

Den Schriftstellern kömmt es nicht zu, den Kriegsleuten Vorschriften zu geben. Selbst Cäsar hat das geschrieben, was er gethan hatte, nicht, was geschehen müßte. Die topographischen Beschreibungen, die Schätzung der Posten, die Ueberlegung der Märsche, die Kunst zu lagern und Rückmärsche zu verrichten, die gelehrteste Theorie: alles steht unter dem Blick des Generals, der mit den Grundsätzen in dem Kopf, und den Materialien in der Hand, beyde auf die Umstände von Zeit und Ort anwendet, wohin ihn der Zufall versetzt hat. Das militärische Genie, so mathematisch es auch ist, hängt von dem Glück ab, das die Ordnung in den Verrichtungen der Verschiedenheit der angegebenen Umstände unterwirft. Die Regeln strotzen von Ausnahmen, die ein feines Gefühl gleich fassen muß. Die Ausführung verändert fast immer den Plan, und das ganze Systems eines Gefechts. Der Muth oder die Feigheit der Truppen; die Kühnheit des Feindes; der zufällige Erfolg der getroffenen Maaßregeln; eine unvermuthete Begebenheit; ein Gewitter, das einen Strom anschwellt; der Wind, der einen Hinterhalt oder eine List unter einer Wolke von Staub verbirgt; Blitz und Donner, der die Pferde erschröckt, oder sich in das Krachen des Geschützes einmischt; die Beschaffenheit der Luft, deren Einfluß unaufhörlich in die Lebensgeister des Anführers und in das Blut der Sol-

Soldaten wirkt: das sind alles physische oder moralische Elemente, die durch ihre Unbeständigkeit die am besten angelegten Entwürfe oft gänzlich umkehren.

Die Wahl des Orts zu einer Landung an der nördlichen Küste von San-Domingo falle wohin sie wolle, so wird immer die Stadt Kap-François der Zweck derselben seyn. Die Landung wird unstreitig in der Bay dieser Stadt selbst geschehen, weil die Schiffe da im Stande seyn werden, die Landmacht mit zwey Drittheilen von ihrem Schiffvolk zu vermehren, und die nöthige Artillerie, Ammunition und Lebensmittel herzugeben, um diese reiche Festung zu belagern. Auch müssen alle Bewegungen der Vertheidiger dahin abzwecken, den Feind von diesem Bollwerk der Kolonie abzuhalten. Man muß suchen, die Ungleichheit der Macht durch vortheilhafte Lagen zu versetzen. Im Augenblick der Landung muß man das Terrain dadurch streitig machen, daß man einen Anfang von Angriff aushält, ohne doch alle Truppen aufs Spiel zu setzen. Man muß sich so stellen, daß man sich zwey Wege zum Rückzug frey behalte, den einen nach dem Kap, um die nöthige Besatzung hinein zu werfen, den andern in die Pässe der Berge, um da eine Art von verschanztem Lager zu behaupten; von wo aus man die Arbeiten der Belagerung beunruhigen, und die Uebergabe der Stadt verzögern kann. Wäre sie auch eingenommen, so hätte die Sache doch noch nicht ganz ein Ende, weil es leicht wäre, den Truppen einen freyen Auszug zu verschaffen. Die Berge, wo sie hinflüchten

würden, welche so beschaffen sind, daß eine Armee nicht hinkommen kann, umgeben die Ebene mit einer doppelten und dreyfachen Kette. Die bewohnten Reviere in denselben sind durch sehr enge und leicht zu vertheidigende Pässe gleichsam befestigt. Der vornehmste dieser Pässe, der nemlich vom großen Fluß stellt dem Feind zwey oder drey Wasser, über die er setzen muß, und die sich von einem Berg zum andern erstrecken, entgegen. Vier bis fünf hundert Mann könnten da die gröste Macht aufhalten, wenn sie nur die Vorsicht gebrauchten, das Bette des Wassers tiefer auszugraben. Bey dieser Vertheidigung könnten noch fünf und zwanzig tausend in diesen Thälern ansäßige weisse oder schwarze Einwohner helffen. Da es dort der Weißen mehr giebt, als in den reichern Gegenden, und die Mäßigkeit ihrer Erndten ihnen nicht erlaubt, viele europäische Waaren zu verzehren, so bauen sie viele Erzeugnisse, von denen sie leben, und könnten daher auch den Truppen, die ihr Land vertheidigen, welche liefern. Das ihnen abgehende frische Fleisch könnte von den Spaniern hergegeben werden, die hinter diesen Bergen zahlreiche Heerden halten.

Es kann indessen doch geschehen, daß die Standhaftigkeit der Truppen ein Ende nehme, aus Mangel an Lebensmitteln oder Ammunition, und daß sie bezwungen oder zurückgetrieben werden. Das machte, daß man vor einigen Jahren in Versailles darauf verfiel, eine Festung in den Gebirgen anzulegen. Der Marschall von Noailles unterstützte dies Vornehmen mit Macht.

Man

Man dachte damals, daß man mit hie und da an der Küste angelegten Redouten den Feind zu regelmäßigen Angriffen verleiten, und ihn unvermerkt durch einen großen Verlust an Menschen, in einem Himmelsstrich, wo viel mehrere durch die Krankheiten, als durch Gefechte hingerafft werden, aufreiben könnte. Man wollte keine solche Festungen am Ufer mehr haben, die der Gefahr ausgesetzt wären, den Heeren der Meere in die Hände zu fallen; weil sie den Einwohner nicht vertheidigen können, und dem Sieger nur zur Schutzwehr dienen, als welcher sie mit Schiffen leicht einnimmt, und behauptet, und nach seinem Willen Waffen und Truppen hinschaft und herausnimmt, um die Besiegten damit im Zaum zu halten. Ein offenes Land, sagte man, sey besser für einen Staat, der keine Seemacht besitze, als zerstreute und verlassene Truppen auf verwüsteten und wegen des Klimas menschenleeren Ufern.

In dem Mittelpunkt der Insel nahm man sich also vor, ihre Vertheidigung recht gründlich anzulegen. Ein Weg von zwanzig bis dreyßig Meilen, mit Hindernissen besäet, wo jeder Marsch mit Gefechten müßte erkauft werden, worinn der Vortheil der Stellung ein Kommando einer ganzen Armee furchtbar machen würde; wo die langsame und beschwerliche Fortschaffung des Geschützes, die Schwierigkeiten der Transporte, und die Entfernung der Gemeinschaft mit dem Meere, kurz alles die Aufreibung des Feindes befördern müßte. So sollten gleichsam die Außenwerke der Stadt, die man anlegen wollte, beschaffen seyn. Diese

Haupt-

Hauptstadt sollte an einem Ort angelegt werden, wo die hohe Lage die Hitze des Himmelsstrichs mäßigte, und die Luft reinigte; mitten in einer Flur, welche die nöthigsten Nahrungsmittel hergegeben hätte, von Heerden umgeben, die man auf den zur Vermehrung vortheilhaftesten Boden anstellen, und bis zur Zeit der Noth aufbewahren wollte; und mit den nöthigen und ihrer Größe und Besatzung angemessenen Magazinen versehen werden. Eine solche Stadt hätte eine Kolonie, deren Reichthum nur ihre Stärke vermindert, die den Ueberfluß hergiebt, ohne die Lebensnothdurft, und nur wenige Ländereybesitzer bereichert, die sie doch nicht unterhalten kann; in ein Königreich verwandelt, das sich lange allein für sich halten könnte.

Wenn der Feind sich der Küsten, die man gar nicht gegen ihn vertheidigen würde, bemächtigt hätte, und alsdann die Erzeugnisse derselben erndten wollte, so müßte er Armeen haben, um vertheidigungsweise gehen zu können; denn dazu würden ihn die beständigen Streifereyen vom Innern der Insel aus nöthigen, sich hierauf einzuschränken. Die daselbst befindlichen Truppen, die immer eines sichern Rückzugs gewiß wären, könnten leicht durch Beystand von Europa aus angefrischt werden; der ohne Mühe in den Mittelpunkt eines Zirkels eindringen könnte, dessen Umfang so erstaunlich groß ist; da hingegen alle Flotten Englands nicht hinreichen würden, die Lücken zu ersetzen, die das Klima unaufhörlich in ihren Besatzungen machte.

Ungeachtet der Augenscheinlichkeit aller dieser Vortheile hat man das Vornehmen einer Festung in den Gebirgen schwinden lassen, um auf ein System zu denken, das die ganze Vertheidigung der Kolonie auf den Molo St. Nikolas einschränkt. Der neue Entwurf konnte nicht ermangeln, den Beyfall der Kolonisten zu erhalten; denn die sehen niemals Festungen und Besatzungen, die mehr Verheerungen als Sicherheit hervorbringen, ohne Verdruß bey ihren Pflanzungen. Sie haben eingesehen, daß wenn die ganze Macht in einem Punkt vereinigt wäre, so würden sie in ihrer Nachbarschaft an den drey Küsten nur leichte Truppen haben, die hinreichend wären, um Kaper durch Batterien entfernt zu halten, übrigens aber bequeme Vertheidiger sind, die gleich ohne Widerstand weichen, oder beym geringsten Schein einer Landung sich zerstreuen oder kapituliren.

Dieser dem Privatvortheil günstige Entwurf ist auch noch der Meynung sehr einsichtsvoller Kriegsverständigen gemäß gewesen. Sie haben gemeynt, die kleine Anzahl Truppen, welche die Kolonie haben kann, die in einer so großen Insel als San-Domingo gleichsam verloren sind, könnten auf dem Vorgebirge etwas zu seyn scheinen. Dießfalls hat man Bombardopolis als den beträchtlichsten Posten gewählt. Diese neue Stadt liegt am Ende einer großen Ebene, deren Erhöhung ihr kühle Luft verschaft. Eine natürliche Sandebene deckt ihr Gebiet, das mit Gebüschen von gemeinen und Fächer-Palmenbäumen geschmückt ist. Nichts kommandirt es, das zu San-Domingo etwas

sel-

seltenes ist. Man könnte da eine regelmäßige und so starke Festung aufführen, als man nur Lust hätte: und wenn sie die Küsten auch nicht vor einem feindlichen Anfall schützte, so würde sie doch den Eroberer immer hindern, sich da recht fest zu setzen.

Es wäre zu wünschen, sagen die Anhänger dieses neuen Systems, daß man in dem Augenblick, da die Arbeiten am Vorgebirge angefangen worden sind, alle Festungswerke angelegt hätte, die eine so vortheilhafte Lage gestattete. Das ist ein Schatz, dessen Besitz man sich sogleich versichern mußte, als man ihn entdeckte. Wenn dieser kostbare Schlüssel von San-Domingo, ja von Amerika in die Hände der Engländer fiel, so wäre dies Gibraltar der neuen Welt für Spanien und Frankreich schröcklicher, als selbst das europäische.

Man wundere sich übrigens nicht über die wenige Stätigkeit bey allen Maaßregeln, die man bisher zur Vertheidigung von San-Domingo getroffen hat. So lange die Sorgfalt und der Schutz sich auf Mittel vom zweyten Rang werden einschränken müssen, welche die Eroberung der Insel nur aufschieben, und nicht verhüten können, so läßt sich kein unveränderlicher Plan befolgen. Die festen Grundsätze gehören eigenthümlich für die Staaten, die auf ihre Seemacht rechnen können, um den Verlust ihrer Kolonien zu verhüten, oder sich ihre Wiedereroberung zu versichern. Frankreichs seine sind durch diese beweglichen Zeughäuser nicht verwahrt, die zugleich angreifen und vertheidigen können.

Aber diese Macht hat die Augen geöffnet, und ihre Seemacht wird furchtbar. Aber regiert es wenigstens seine entfernten Besitzungen nach den Grundsätzen einer erleuchteten und wohl eingerichteten Staatskunst? Das wollen wir jetzt untersuchen.

Die brittische Regierung, die immer durch den Nationalgeist, der sich selten von dem wahren Vortheil des Staats weit entfernt, geleitet wird, hat das Eigenthumsrecht, das die Grundlage ihrer eignen Gesetzgebung ausmacht, nach der neuen Welt hinverpflanzt. In der Ueberzeugung, daß der Mensch niemals glaubt, daß er etwas recht besitze, bis er sichs gesetzmäßig erworben, hat sie, aber um einen sehr mäßigen Preis, das Land, was sie auf ihren Inseln bauen lassen wollte, verkauft. Diese Art hat ihr die sicherste geschienen, um den Bau der Ländereyen zu beschleunigen, um die Partheylichkeiten und den Neid zu verhüten, die aus einer von den Grillen der Gunst angegebenen Vertheilung entspringen müßten.

L.

Wird das Eigenthumsrecht auf den französischen Inseln geachtet?

Frankreich hat ein dem Anschein nach edleres, im Grund aber nicht so weises Betragen befolgt, indem es Ländereyen denen, die darum anhielten, unentgeltlich austheilte. In der ersten Zeit seiner

seiner Kolonie drang ein Schwärmer in die Wäl-
der, bezeichnete daselbst den größern oder kleinern
Raum, der ihm zu besetzen beliebte, und be-
stimmte dessen Gränzen, indem er rund herum
Bäume niederhieb. Diese Unordnung konnte nicht
dauern. Indessen erlaubte sich die Regierung die
Freyheit nicht, diejenigen ihres Besitzes zu be-
rauben, die sich selbst ein Recht gemacht hatten;
sie verordnete nur, daß in der Folge kein gesetz-
mäßiges Eigenthum Statt haben sollte, als das-
jenige, welche durch die Statthalter bewilliget
worden. Das Ansehen der Gönner entschied
allein das Maaß und die Größe des Landes,
das sie erhielten, ohne Rücksicht auf ihre Fähig-
keiten oder Vermögen. Man bedingte zwar, daß
sie die Anlagen noch in dem Jahr der Schenkung
anfangen, und in dem Reuten bey Strafe der
Konfiskation ununterbrochen fortfahren sollten.
Aber ohne die Unmöglichkeit zu rechnen, Leute,
die nicht einmal die Mittel gehabt hatten, sich
ein Eigenthum anzukaufen, zu den Kosten des
Reutens zu zwingen, so wurde die Strafe nur
denen auferlegt, die kein Vermögen besaßen und
von keinem Herkommen waren, an deren Beför-
derung also niemand Theil nahm; oder schwachen
und verlassenen Waisen, denen das öffentliche
Mitleiden in dem Elend, dem der Tod ihrer
Eltern sie ausgesetzt ließ, unter die Arme hätte
greifen sollen. Jeder Eigenthümer, der sich Em-
pfehlungen oder Schutz zu verschaffen wußte,
konnte sein ihm ertheiltes Land ungestraft brach
liegen lassen.

Zu dieser Partheylichkeit, die den Fortgang der Kolonie merklich zurückhalten mußte, sind noch eine Menge ökonomischer Einrichtungen hinzugekommen, davon immer eine fehlerhafter war, als die andere. Man hat anfangs alle diejenigtn denen man Ländereyen gegeben, dazu verpflichtet für jeden Sklaven, den sie in ihrer Plantag hätten, fünf hundert Kassawegruben zu legen Dieser Befehl war so wohl dem Vortheil de Privatpersonen, dadurch daß sie gezwungen waren ein schlechtes Erzeugniß auf einen Boden, de reichere tragen konnte, zu pflanzen; als dem al gemeinen Vortheil entgegen, weil dadurch d dürren Ländereyen, die nur zu dieser Art vo Erzeugnissen tauglich sind, unnütz wurden. Da war ein doppelter Fehler, der den Bau all Erzeugnisse verringern mußte. Auch ist das G setz, das dem Recht über sein Eigenthum na Gutdünken zu walten Gewalt that, niema strenge beobachtet worden: aber da man es nic aufgehoben hat, so ist es immer in den Händ eines unwissenden, grillenhaften oder leidenscha vollen Befehlshabers, der sich desselben gegen i Einwohner wird bedienen wollen, eine Geiß Das ist aber doch noch das geringste Uebel, das der gesetzgebenden Macht vorzuwerfen haben. D Zwang der Feldbaugesetze wird noch durch Frohn dienste beschweret.

Es gab in Europa eine Zeit, und das war Zeit des Lehnregiments, wo die Metalle bey öffentlichen und Privatverpflichtungen wenig schaffen hatten. Die Edeln dienten dem St

n

mit ihrer Person, nicht mit ihrer Börse; und diejenigen unter ihren Vasallen, die sie sich durch die Eroberung gleichsam zu eigen gemacht hatten, zahlten ihnen Einkünfte, theils an Erzeugnissen, theils an Arbeiten. Diese für Menschen und Ländereyen verderblichen Gebräuche mußten die Barbarey, aus der sie entsprangen, fortpflanzen. Aber sie verschwanden nach gerade, so wie die Gewalt der Könige unter der Vorspieglung der Befreyung des Volks, die Unabhängigkeit und Tyranney der Großen zu untergraben anfieng. Der zum einzigen Herrn gewordene Fürst schaffte als obrigkeitliche Person einige aus dem Recht des Kriegs, der alle Rechte zerstört, entsprungene Mißbräuche ab. Er behielt indessen noch viele dieser ungerechten Anmaßungen, welche die Zeit geheiliget hatte, bey. Unter diesen haben sich die Frohndienste in einigen Staaten erhalten, wo der Adel fast alles verloren hat, ohne das das Volk etwas dabey gewonnen hätte. Frankreich muß es noch erleben, daß sein Wohlstand durch diese öffentliche Knechtschaft eingeschränkt wird, deren Ungerechtigkeit man einer Ordnung unterworfen hat, gleichsam um ihr einen Schatten von Gerechtigkeit zu geben.

Wer sollte glauben, daß in dem aufgeklärtesten Jahrhundert dieser Nation, zu der Zeit, wo die Rechte des Menschen auf das strengste bestimmt sind; in welcher die Grundsätze der natürlichen Sittenlehre keinen Widerspruch mehr litten; unter der Regierung eines wohlthätigen Königs; unter menschlichen Ministern; unter Gerechtigkeitliebenden Obrigkeiten man behaupten

konnte, daß es der Gerechtigkeit und der Staatseinrichtung gemäß sey, daß Unglückliche, die nichts haben, aus ihren Hütten gerissen, sie, ihre Weiber, ihre Kinder, ihr Vieh aus ihrer Ruhe und von ihren Arbeiten gezogen würden, um nach langen Ermüdungen sich in neuen Ermüdungen zu erschöpfen, Straßen, die mehr zur Pracht, als zum Nutzen dienen, zu erbauen, und dies zum Gebrauch derjenigen, die alles besitzen, und dies ohne Belohnung und ohne Ernährung?

Seelen von Erz, thut noch einen Schritt weiter, und bald werdet ihr euch überzeugen, daß euch erlaubt ist .... aber ich halte inne. Der Unwillen würde mich zu weit führen. Aber es ist nöthig, der Regierung zu sagen, daß die Folgen dieses abscheulichen Systems für seine Kolonien noch schröcklicher sind. Der Bau der Ländereyen erfordert wegen der Beschaffenheit der Himmelsluft und der Erzeugnisse selbst mehr Eile, und kann also nicht anders, als von der Abwesenheit seiner Hände außerordentlich leiden, die man fern von ihren Werkstätten bey oft unnützen, immer aber nur für müßige Hände gemachten öffentlichen Arbeiten anstellt. Wenn das Hauptland, ungeachtet der Menge von Mitteln, die es in Händen hat, noch nicht dazu gelangt ist, die Plage der Frohndienste zu verbessern, oder zu mäßigen, so kann es urtheilen, wie viel Ungelegenheiten jenseits des Meeres daraus entstehen, wenn die Führung dieser Arbeiten zwey Befehlshabern anvertrauet ist, die man in der willkührlichen Ausübung einer unumschränkten Gewalt weder leiten, noch zurechtweisen, noch einschränken kann. Aber die Last der Frohndienste ist gegen die Last der Auflagen leicht und sanft.

LI.

Sind die Auflagen auf den französischen Inseln gehörig auferlegt?

Man kann die Auflagen erklären, daß sie eine Beysteuer zu den öffentlichen Ausgaben sind, welche zur Erhaltung des Privateigenthums nothwendig erfordert werden. Der ruhige Genuß der Ländereyen und ihres Einbringens erfordert eine Macht, die sie gegen Anfälle vertheidige; eine Polizey, welche die Freyheit, sie zu bauen, sicher stelle. Alles, was man zur Erhaltung dieser öffentlichen Ordnung bezahlt, ist recht und billig; was darüber erhoben wird, sind Erpressungen. Nun werden alle Unkosten, die das Hauptland für die Regierung in den Kolonien bestreiten muß, demselben durch den Zwang bezahlt, der diesen auferlegt ist, nur für dasselbe, und nach der ihm anständigsten Art das Land zu bauen. Diese Unterwerfung ist die beschwerlichste von allen Zinsen, und müßte die Stelle aller Auflagen vertretten.

Man wird diese Wahrheit besser einsehen, wenn man nur ein wenig den Unterschied in der Verfassung, der sich zwischen der alten und der neuen Welt befindet, betrachten will. In Europa sind der Unterhalt und der Verbrauch im Lande der Hauptzweck der Land- und Manufakturarbeit, nur der Ueberschuß wird zur Ausfuhr bestimmt. Auf den Inseln muß alles fortgeschickt werden. Lebensunterhalt und Reichthümer sind beydes nur erbettelt.

In Europa raubt der Krieg dem Ackersmann und dem Manufakturarbeiter nur den auswärtigen Handel, sie besitzen noch immer den innern. Auf den Inseln richten die Feindseligkeiten alles zu Grunde. Dann giebt es da nichts mehr zu verkaufen, oder zu kaufen, und kein Vertrieb mehr. Kaum bekommt der Kolonist die Kosten heraus.

In Europa baut der Landmann, der wenig Land besitzt, und keine grossen Vorschüsse thun kann, sein Land verhältnißmäßig eben so vortheilhaft, als derjenige, dessen Eigenthum sehr groß und dessen Reichthum unermeßlich ist. Auf den Inseln verlangt die Bearbeitung der geringsten Pflanzung Unkosten, wozu schon ziemlich ansehnliche Mittel erfordert werden.

In Europa ist gemeiniglich ein Bürger dem andern Bürger schuldig, der Staat verarmt durch diese innere Schulden nicht. Die Schulden auf den Inseln sind von einer andern Beschaffenheit. Verschiedene Kolonisten sind, um ihr Land reuten zu können, oder sich von den Kriegsunfällen, während welcher sie nichts verkauft hatten, zu erholen, vermittelst des Borgens dermaßen in Schulden gerathen, daß sie nicht so wohl die Eigenthümer ihrer Pflanzungen, als die Pächter der Handelsleute sind.

Es mag nun das französische Ministerium diese Betrachtungen nicht angestellt haben, oder durch die Umstände weit von seinen Absichten abgeleitet worden seyn, so hat es die den Kolonien auferlegte Obliegenheit, alles Nöthige aus

dem

dem Hauptlande zu bekommen, und diesem alle ihre Erzeugnisse zu liefern, mit neuen Abgaben vermehrt. Man hat jeden Negerkopf belegt. Diese Kopfsteuer ist in einigen Besitzungen auf die Sklaven, die da arbeiteten, eingeschränkt; in einigen andern aber auf alle Sklaven ohne Unterschied erstreckt worden. Beyde Einrichtungen sind von der versammelten Kolonie auf San-Domingo bestritten worden. Wir wollen den Leser in den Stand setzen, über ihre Gründe zu urtheilen.

Die Kinder, die Kranken, die Alten machen ungefähr den dritten Theil der Sklaven aus. Weit gefehlt, daß sie dem Landmann nützlich seyn sollten, so sind die einen für ihn eine Last, die er blos aus Menschlichkeit trägt; die andern geben ihm nur entfernte und ungewiße Hoffnungen. Es läßt sich schwerlich einsehen, wie der Fiskus eine Abgabe von einer Sache habe verlangen können, welche Kosten verursacht, statt daß sie etwas abwerfen sollte.

Die Kopfsteuer der Neger erstreckt sich jenseits des Grabes, das heißt, sie liegt auf einem Kopf, der nicht mehr vorhanden ist. Ein Sklave mag nach geschehener Schatzung sterben, so muß der Kolonist, der schon durch den Schaden an seinem Einkommen, schon durch den Schaden an seinem Kapital unglücklich ist, noch eine Abgabe bezahlen, die ihm seinen Verlust in den Sinn bringt, und die Härte desselben vermehrt.

Selbst die arbeitenden Sklaven sind kein richtiges Maaß zur Schätzung des Einkommens.

Mit

Mit wenigen Negern bekommt man auf einem vortrefflichen Boden mehr Erzeugnisse, als eine größere Anzahl auf mittelmäßigem oder schlechtem Boden erzielen. Die Erzeugnisse, woran die mit gleicher Steuer belegten Menschen arbeiten, haben nicht alle einen gleichen Werth. Der Uebergang von dem Bau des einen zu dem Bau des andern, den der Boden manchmal heischt, erzeugt Zeiten, wo die Arbeiten nichts abwerfen. Die Dürre, die Ueberschwemmungen, die Feuersbrünste, die verzehrenden Insekten machen dieselben oft fruchtlos. Bey übrigens gleichen Umständen verfertigt eine geringere Anzahl Arbeiter eine verhältnißmäßig geringere Menge Zucker; theils wegen des Vortheils an Zeit, wenn viel auf einmal gemacht wird; theils weil die Arbeiten nur alsdann recht einträglich sind, wenn man den günstigsten Augenblick dazu ergreifen kann.

Die Kopfsteuer für die Neger wird durch den Krieg noch unerträglicher. Ein Kolonist, der ohne Ausweg für seine Erzeugnisse gezwungen ist, sich in Schulden zu stecken, um sein Leben zu fristen, und sein Land im Stande zu erhalten, ist noch genöthigt, ein Kopfgeld für Sklaven zu bezahlen, deren Arbeit kaum ihren Unterhalt einbringt. Oft hat er noch dazu den Verdruß, gezwungen zu seyn, sie für die eingebildeten Bedürfnisse der Kolonie weit von seiner Pflanzung zu verschicken; sie da auf seine Kosten zu unterhalten, und fruchtlos umkommen zu sehen, unter der traurigen Nothwendigkeit ihre Stelle einstens, wenn er seine ungenützt liegenden und gleichsam verschwundenen Grundstücke wieder beleben will, zu ersetzen.

Die

Die Last der Kopfsteuer war für die von der Kolonie abwesenden Einwohner noch lästiger, da solche dreymal so viel bezahlen mußten, als die andern; eine um so ungerechtere Erschwerung, da Frankreich wenig daran gelegen war, ob seine Waaren innerhalb dem Königreich, oder in den Inseln verzehrt würden. Meynte es die Auswanderungen aus den Kolonien zu hemmen? Nur durch eine sanfte Regierung, nicht aber durch Verbote und Strafen fesselt man die Einwohner eines Landes an dasselbe. Zudem mußten Menschen, die durch gefährliche Arbeiten, unter einem brennenden Himmel den Flor des Staats vermehrt hatten, das Vergnügen genießen, ihr Leben in den gemäßigen Gegenden des Hauptlandes zu endigen. Was konnte wohl geschickter seyn, als der Anblick ihres Vermögens, um den Ehrgeiz und die Thätigkeit einer Menge müßiger Menschen rege zu machen, die alsdann der Staat zum Besten des Arbeitstriebs und der Handlung los würde?

Beyden aber ist nichts schädlicher, als eben diese Kopfsteuer der Neger. Die Nothwendigkeit zu verkaufen zwingt den Kolonisten, den Preis seiner Waare herabzusetzen. Der geringe Preis kann zwar vortheilhaft seyn, wenn er die Folge eines großen Ueberflußes und einer außerordentlichen Lebhaftigkeit in Betreibung der Geschäfte ist. Aber alles ist verloren, wenn man gezwungen ist, beständig an den Waaren zu verlieren, um die Auflage immerfort zu bezahlen. Die Kammergefälle sind wie ein Geschwür, wo das todte Fleisch das frische Fleisch aufzehrt. So wie das

Blut

Blut durch den Umlauf in eine Wunde tritt, so fault es, und dient zu ihrer Unterhaltung. Der Handel versiegt in den Kanälen des Fiskus, der immer empfängt, ohne je wieder heraus zu geben.

Endlich ist die Auflage, von der wir reden, sehr schwer zu erheben. Es muß jeder Eigenthümer, der Sklaven hält, nothwendig alle Jahre ihre Zahl angegeben. Man muß, um falschen Angaben zuvorzukommen, sie durch Unterbedienten bestätigen lassen; die nicht angegebenen Neger muß man konfisciren; eine thörichte Gewohnheit, da der landbauende Neger ein Kapital ist, und der Landbau durch seine Konfiskation verringert, ja der Gegenstand selbst, weswegen die Auflage gesetzt worden, vernichtet wird. Auf die Art entsteht in den Kolonien, wo nichts blühen kann, als durch die tiefste Ruhe, ein zerstörender Krieg zwischen der Kammer und dem Landmann. Die Prozesse häufen sich an; die Absetzungen von den Gütern werden häufig, die strengen Mittel nothwendig, die Kosten beträchtlich und verderblich.

Ist aber die auf den Kopf der Neger gelegte Steuer in ihrer Ausdehnung ungerecht, in ihrer Vertheilung ungleich, und verwirrt in ihrer Betreibung, so ist die Abgabe, welche auf den aus der Kolonie gehenden Erzeugnissen liegt, nicht weniger tadelnswürdig. Die Regierung ist dazu geschritten, in der Ueberzeugung, diese neue Auflage würde gänzlich durch den Verzehrer oder durch den Kaufmann getragen werden. Kein Irrthum kann in der Staatswirthschaft so gefährlich seyn, als dieser.

Die

Die Handlung des Konsumirens giebt kein Geld, um die Sachen, die man konsumirt, zu bezahlen. Der Konsument erhält dasselbe durch seine Arbeit; und alle Arbeit, wenn man der Kette nachgeht, wird durch die ersten Eigenthümer des Einbringens der Ländereyen bezahlt. Also kann eine Waare unmöglich eine beständige Preiserhöhung erhalten, ohne daß die andern nicht nach Verhältniß steigen sollten. Nach dieser Einrichtung findet dafür gar kein Gewinn statt. Ist dieses Gleichgewicht aufgehoben, so wird die Konsumirung des theurer gewordenen Erzeugnisses nothwendig abnehmen, und wenn das geschieht, ihr Preis fallen. Ihre Vertheurung wird nur einen Augenblick gedauert haben.

Der Kaufmann wird eben so wenig im Stande seyn, die Auflage über sich zu nehmen, als der Konsument. Er wird wohl zwey bis dreymal den Vorschuß dazu thun können; aber wenn er an den belegten Waaren nicht den natürlichen und nothwendigen Profit hat, so wird er bald aufhören, damit zu handeln. Wenn man hofte, die Konkurrenz werde ihn zwingen, die Bezahlung der Auflage von seinem Profit zu bestreiten: so setzt man alsdann voraus, daß er einen zu starken Profit nahm, und daß die Konkurrenz, die damals nicht hinreichend war, zunehmen werde, wenn der Profit abgenommen hat. Waren hingegen die Dinge, wie sie sollten, und der Profit nur eben hinreichend, so nimmt man alsdann an, daß die Konkurrenz noch bestehen wird, obgleich der Profit, aus dem sie entsprang, nicht mehr besteht. Man muß alle diese Ungereimtheiten an-

annehmen oder eingestehen, daß der Landman auf den Inseln die Auflage bezahlt, sie mag aus der ersten, zweyten oder hundertsten Hand erhoben werden.

Aber weit gefehlt, daß man den Landbau der Kolonien dergestalt durch Auflagen erschwerte, müßte man ihn durch Freygebigkeiten ermuntern, weil durch den eingeschränkten Zustand, worinn man den Handel der Kolonien hält, alle diese Freygebigkeiten, nebst allen Früchten, die sie erzeugt hätten, nothwendig wieder in das Hauptland flößen.

Wenn indessen der Zustand eines durch seine Unfälle und seine Fehler in Rückstand gekommenen Staats nicht erlaubt, Beystand zu geben, und Lasten zu erleichtern, so könnte man sich den bessern Regierungsanstalten dadurch nähern, wenn man zum wenigsten die Bezahlung der Auflagen in den Kolonien abschaffte, um das Einkommen derselben in dem Hauptland zu erheben. Dies neue Verfahren wäre beyden Welttheilen angenehm.

Nichts kann dem Amerikaner so schmeicheln, als ihm alles dasjenige aus den Augen zu rücken, was ihm seine Abhängigkeit ankündigt. Der Zudringlichkeit der Einwohner wird er müde; und er haßt daher eine beständige Steuer und fürchtet sich vor ihrer Erhöhung. Umsonst sucht er die Freyheit, die er glaubte, zwey tausend Meilen von Europa gefunden zu haben. Er erbittert sich über das Joch, das ihn durch die Stürme

des

des Weeltmeers verfolgt. Er nagt murrend an den Ueberresten seines Gebisses, und denkt nur mit Verdruß an ein Vaterland, das unter dem Namen einer Mutter sein Blut von ihm verlangt, statt ihn zu ernähren. Benehmt ihm den Anblick und das Bild seiner Fesseln. Laßt seine Schätze dem Hauptland erst bey der Ausladung einen Zoll abgeben, so glaubt er, er sey frey, und genieße Vorrechte, wenn er schon durch die Abnahme des Werths seiner Waaren, oder den Ueberschuß des Preises, den er für die europäischen wird bezahlen müssen, in der That rückschlagsweise die ganze Last der ihm unbekannten Abgabe trägt.

Die Seefahrer werden einen Vortheil dabey finden, Auflagen von der Waare nur dann zu bezahlen, wenn sie nunmehr, ohne Gefahr, in vollem Werth an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt ist, und ihnen die Summe ihrer Kapitalien, sammt dem Profit wieder zu Händen bringt. Sie werden nicht den Verdruß empfinden, dem Fürsten selbst die Gefahr des Schiffbruchs abgekauft zu haben, wenn sie unter Wegs eine Ladung verlieren, von der sie den Zoll beym Einladen bezahlt haben. Im Gegentheil werden ihre Schiffe den Belang des Zolles an Waaren mitbringen, und da der Werth der Erzeugnisse durch die Ausfuhr erhöht worden ist, so wird die Auflage nicht so stark scheinen.

Endlich wird der Konsument selbst dabey gewinnen, denn unmöglich kann der Kolonist und der Kaufmann sich wohl bey einer Einrichtung befinden, ohne daß er mit der Zeit nicht einen Profit davon haben sollte. Sobald alle Auflagen auf

eine

eine einzige werden gesetzt seyn, so wird es weniger Formalitäten, weniger Beschwerlichkeiten, weniger Aufenthalt, weniger Kosten brauchen, und folglich wird die Waare wohlfeiler gegeben werden können.

Dieses mäßigungsvolle System, dazu alles anzurathen scheint, wird ohne Mühe eingeführt werden können. Alle Erzeugnisse der Inseln stehen bey ihrem Eintritt ins Königreich unter einem Zoll, der unter dem Namen des occidentalischen Domäns bekannt, und auf drey und ein halb Procent, nebst 8 Sols *) vom Pfund gesetzt ist. Ihr Werth, der zur Bestimmungsregel der Abgabe dient, wird in den Monaten Januar und Julius festgestellt. Man setzt ihn zwanzig bis fünf und zwanzig Procent unter den wahren Kurs derselben an. Ueberdem gestattet die occidentalische Kammer eine stärkere Tara, als der Verkäufer im Handel. Man füge nun zu dieser Auflage die ungefähr eben so viel betragende, welche die Erzeugnisse in den Zollhäusern der Kolonien bezahlen müssen, und dann, was im Innern der Kolonie bezahlt wird, hinzu, so wird die Regierung das ganze Einkommen erhalten, was es aus seinen Besitzungen in der neuen Welt zieht.

Wäre dies Geld mit den andern Einkünften des Staats vermischt, so könnte man besorgen, daß es nicht zu seiner Bestimmung, welche lediglich die Beschützung der Inseln seyn muß, verwendet würde. Die zufälligen Bedürfnisse des königlichen Schatzes würden es unfehlbar einen andern

*) Oder 11 kr.

andern Gang gehen lassen. Es giebt in dem Uebel kritische Augenblicke, welche nicht erlauben, genau zu überlegen, wie gefährlich das Mittel sey, das man dagegen brauchen will. Die dringendste Nothwendigkeit reißt alle Aufmerksamkeit an sich. Alsdann ist vor der willkürlichen Gewalt, wenn sie von der augenblicklichen Noth angeleitet wird, nichts geschützt. Das Ministerium nimmt und leert immer aus, in der falschen Hoffnung eines neuen Ersatzes, welcher aber durch neue Bedürfnisse unaufhörlich aufgeschoben wird.

Wäre es also, diesen Betrachtungen zu folge, nicht durchaus nöthig, daß die zum Empfang der auf die Erzeugnisse der Kolonien liegenden Auflagen bestimmte Kasse gänzlich von den Pachtungen des Reichs abgesondert wäre? Das Geld, das da immer gleichsam heilig verwahrt läge, würde die Kosten dieser Besitzungen bestreiten. Der Kolonist, der beständig Kapitalien nach Europa zu schicken hat, gäbe sie gern für Wechselbriefe, sobald er versichert wäre, daß sie weder Verzögerungen noch Schwierigkeiten anträfen. Diese Art von Bank würde gar geschwind eine neue Verkehrsverbindung zwischen dem Hauptland und den Kolonien errichten Der Hof würde die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in entfernten Ländern genauer kennen lernen; er würde einen Kredit wieder erhalten, den er seit langer Zeit verloren hat, er mag ihn, und zumal in Kriegszeiten so nöthig brauchen, als er nur immer will. Wir wollen die Untersuchungen über die Abgaben nicht weiter hinaustreiben, und zu dem schreiten, was die Militz betrift.

LII.

Ist das Militzwesen auf den französischen Inseln wohl eingerichtet?

Die französischen Inseln hatten so wohl, als die den andern Nationen gehörigen ursprünglich gar keine reguläre Truppen. Die Abentheurer, die sie erobert hatten, sahen das Recht, sich selbst zu vertheidigen, als ein Vorrecht an; und die Abkömmlinge dieser tapfern Leute hielten sich für stark genug, ihre Besitzungen zu bewahren. Was hatten sie auch in der That abzuwehren, als einige Fahrzeuge, welche Matrosen und Soldaten ans Land setzten, die eben so wenig von Kriegszucht wußten, als die Einwohner, die sie anfallen wollten.

Alles hat sich verändert und verändern müssen. Da man voraus gesehen hat, daß diese durch ihre Reichthümer beträchtlich gewordenen Besitzungen über lang oder kurz durch europäische Heere, die man auf zahlreiche Flotten hinsandte, angegriffen werden würden, so hat man auch andere Vertheidiger hinversetzt. Der Ausgang hat dargethan, daß einige zerstreute Bataillons gegen die Land- und Seemacht von England nicht zulänglich wären. Der Koloniſt selbst hat eingesehen, daß seine Bemühungen nicht vermögend wären, die Revolution aufzuschieben. Er hat besorgt, der siegende Feind möchte ihm ein unnützes Hinderniß bezahlen lassen; und man hat

gesehen,

gesehen, daß er weniger zum Fechten geneigt, als auf die Folgen der Kapitulation bedacht sey. Bald hat er als politischer Rechenkünstler eingesehen, daß sich die kriegerischen Verrichtungen nicht mehr für seinen unmächtigen Zustand schickten; und er hat Geld gegeben, um von einer Mühe befreyt zu seyn, die ursprünglich rühmlich, nachher aber in eine beschwerliche Sklaverey ausgeartet war. Die Miliz ist im Jahr 1763 abgeschaft worden.

Diese Gefälligkeit hat den Beyfall aller derjenigen erhalten, die diese Einrichtung nur als ein Mittel ansahen, die Kolonien gegen jeden fremden Angriff zu decken. Sie haben mit Recht gedacht, es sey abgeschmackt, von Menschen, die, um zu einem großen Vermögen zu gelangen, unter einem sengenden Himmel alt geworden sind, zu fordern, daß sie sich denselben Gefahren blos stellen, als wie jene unglücklichen Schlachtopfer unsers Ehrgeitzes, die alle Augenblicke ihr Leben für einen Sold, der zu ihrem Lebensunterhalt nicht hinreicht, aufs Spiel setzen. Ein solches Opfer schien ihnen der Natur zu sehr entgegen, als daß man es vernünftiger Weise erwarten könnte; und sie haben dem Ministerium Beyfall gegeben, welches eingesehen hat, daß man eine so eitle und beschwerliche Vertheidigung aufgeben müsse.

Die Beobachter, denen die Besitzungen in der neuen Welt besser bekannt sind, haben nicht so günstig von dieser Neuerung geurtheilt. Die Miliz, sagen sie, ist nothwendig, um die innere Polizey der Inseln zu erhalten; die Rebellion der

Sklaven zu verhüten; den Streifereyen der flüchtigen Neger Einhalt zu thun; die Zusammenrottirung der Spitzbuben zu verhindern; die Rhederey zu beschützen; die Küsten gegen die Seekaper zu decken. Wenn die Kolonisten nicht in Korps abgetheilt sind, wenn sie weder Anführer noch Fahnen haben, wie können sie so viele Gefahren entfernen? Wie diese zerstörenden Plagen zerstreuen, wenn man sie nicht vor ihrer Entstehung hat unterdrücken können? Wo wird jene Harmonie und Uebereinstimmung, ohne welche nichts tüchtiges geschehen kann, herkommen?

Diese Betrachtungen, auf die, so auffallend, so natürlich sie auch sind, der französische Hof dennoch nicht gedacht hatte, bewogen ihn geschwinde, andere Maaßregeln zu treffen. Er hielt es für unumgänglich nöthig, die Miliz wieder herzustellen, aber ohne den Auflagen zu entsagen, die zur Unterhaltung der regulären Truppen bewilliget worden waren. Die Schwierigkeit war, das Volk zu dieser Einrichtung zu bewegen. Man bewarb sich, man bestach, man drohte. Guadaloupe und Martinique, ob sie wohl über eine so unsläte und übereilte Gewalt empört waren, unterwarfen sich doch endlich im Jahr 1767 dem Willen des Ministeriums. Aber dieses Beyspiel machte auf St. Domingo nicht den gewünschten, aber vielleicht gehofften Eindruck. Das folgende Jahr war man gezwungen, gegen diese reiche Kolonie Krieg zu führen, und erst nachdem man die obrigkeitlichen Personen des westlichen und südlichen Theils der Insel in Fesseln gelegt, erst nachdem man die Erde mit Leichen besäet hatte,

war es möglich, Pflanzer, die durch die Drangsale einer habsüchtigen Regierung erbittert worden waren, zur Unterwürfigkeit zu bringen.

Seit diesem Zeitpunkt, der unglücklicher Weise mit Blutschrift eingegraben ist, sind alle Einwohner der französischen Besitzungen in der andern Welt neuerdings in Regimenter getheilt. Die Verbindlichkeit, die diese Gattung Anwerbung auferlegt, hat sich oft verändert, und ist nie deutlich angekündigt worden. Diese Dunkelheit, die in den Händen der Oberhäupter stäts gefährlich ist, welche immer bemüht sind, ihre Gerechtsame zu vergrößern, erhält den Bürger in beständiger Unruhe wegen seiner Freyheit, über die man in Amerika eifersüchtiger, als in Europa ist; sie giebt zu täglichen Plackereyen Anlaß. Hieraus entspringt für diese Art Dienst ein Abscheu, der nur Tyrannen oder Sklaven verwunden kann. Man muß, wo möglich, die Eindrücke des Vergangenen in Vergessenheit bringen, und alle Besorgniß wegen der Zukunft stillen. Der Regierung wird es glücken, wenn sie in der Einrichtung der Militz alle die Veränderungen trift, die sich mit der Polizey und Sicherheit, deswegen sie angelegt ist, vereinigen lassen. Das Glück der Völker, die man beherrscht, muß man bey dem Gebrauch der Gewalt vor Augen haben. Wenn der Landesherr nicht auf diesen Zweck los arbeitet, so wird er nur auf Metallen und Registern leben, welche die Zeit bald abnützt, oder die Nachkommenschaft nicht achtet. Umsonst richtet die Schmeicheley den Fürsten prächtige und häufige Denkmäler. Des Menschen Hand führt

sie auf, aber das Herz weihet sie. Die Liebe drückt darauf das Siegel der Unsterblichkeit. Ohne sie zeigen die öffentlichen Ehrendenkmähler nur die Niederträchtigkeit des Volks, nicht aber die Größe des Herrn. Es giebt in Paris eine Bildsäule, welche alle Herzen mit einer Empfindung von Zärtlichkeit durchschauert. Alle Augen wenden sich auf dies Bild väterlicher und fürstlicher Huld. Die Thränen der Unglückseligen rufen sie stillschweigend unter dem Druck an. Man segnet insgeheim den Helden, der durch sie verewigt seyn soll. Alle Stimmen vereinigen sich nach zwey hundert Jahren, um sein Lob zu feyern. Aus dem Innersten von Amerika beruft man sich auf seinen Namen. In aller Herzen setzt er sich gegen den Mißbrauch der Gewalt; verdammt er die Eingriffe in die Rechte des Volks; verspricht er den Unterthanen die Vergütung aller Uebel, die Verbesserung des Guten; verlangt er beydes von den hohen Staatsbedienten.

LIII.

Ist die Theilung der Erbschaften auf den französischen Inseln auf eine vortheilhafte Art eingerichtet?

Man muß unter die Zahl der Dinge, die verbessert werden sollen, auch jenen Gebrauch setzen, der in den Besitzungen der französischen Kolonien in der neuen Welt eingeführt ist, daß die väterliche

liche Erbschaft zwischen Kindern, oder die Erbschaft von Verwandten zwischen Miterben in gleiche Theile geht.

Wir verabscheuen mit allen billigen Menschen, die der Stolz und das Vorurtheil noch nicht verdorben haben, das thörichte Recht der Erstgeburt, welche das ganze väterliche Erbgut eines Hauses auf den ältesten bringt und ihn verderbt, und das seine Brüder und Schwestern, die gleichsam für einen zufälligen Fehler, daß sie einige Jahre zu spat gebohren sind, straft. Sind sie deswegen weniger rechtmäßig? Ist derjenige, der ihnen das Daseyn gegeben, weniger ihres Glückeswegen verpflichtet? Ein Familienoberhaupt ist nur Verwalter; und war es einem Verwalter je erlaubt, zwischen Theilnehmern, die ein gleiches Recht haben, ungleich zu theilen? Wenn ein Wilder bey seinem Sterben zwey Bogen und zwey Kinder hinterließe, und man ihn fragen würde, was man mit diesen zwey Bogen machen sollte, würde er nicht antworten, daß man jedem einen geben müßte; und wenn er sie beyde einem vermachte, würde er nicht dadurch zu verstehen geben, daß der Enterbte eine Frucht schlechter Sitten seiner Frau sey? In den Gegenden, wo diese abscheuliche Enterbung gesetzmäßig ist, ist der Vater von allen weniger geachtet; vom ältesten, weil er ihm nichts nehmen, von dem jüngern, weil er ihm nichts geben kann. Auf die erlöschende kindliche Liebe folgt niederträchtige Gesinnung, welche drey oder vier Kinder fast von der Wiege an gewöhnt, zu den Füßen eines einzigen zu kriechen, der

dadurch seine persönliche Wichtigkeit fühlt, und selten ermangelt, ungezogen zu werden. Rechtschaffene Eltern fürchten Dürftige, die zum ehelosen Stand verdammt sind, um sich her zu vervielfältigen. Die ganze Erbschaft ist in die Hände eines Thoren gelegt, dessen Verschwendungen nur durch ein Fideikommiß aufgehalten werden können, welches ein Uebel anderer Art ist. So viele Unglücksfälle lassen vermuthen, daß das Recht der Erstgeburt, welches der Aberglaube bey seiner Entstehung einweihte, und dessen Fortdauer der unumschränkten Gewalt keinen Nutzen bringt, früh oder spat abgeschaft seyn werde. Es ist noch ein Rest von der Barbarey des Lehenrechts, darüber unsere Nachkommen eines Tags erröthen werden.

Gleichwohl kann dieses Gesetz der Gleichheit, das von der Natur selbst befohlen zu seyn scheint; das sich in dem Herzen des gerechten und guten Menschen am ersten zeigt; das Anfangs keinen Zweifel wegen seiner Richtigkeit und seinem Nutzen übrig läßt; dieses Gesetz, sage ich, kann bisweilen der Aufrechthaltung unsrer Gesellschaften im Wege stehen. Man hat das Beyspiel davon auf den französischen Inseln, die es von ihrer Bestimmung entfernt, und deren Untergang es von fern zubereitet.

Bey der Entstehung der Kolonien war diese Theilung nothwendig. Man mußte unermeßliche Gegenden urbar machen. Konnte man das ohne Bevölkerung? Und wie konnte man ohne Eigenthum Menschen in entfernten und wüsten Gegenden

genden fest halten, die meistentheils ihr Vaterland nur darum verlassen hatten, weil sie da kein Eigenthum besaßen? Wenn die Regierung ihnen Ländereyen verweigert hätte, so hätten diese Abentheurer von Klima zu Klima welche gesucht, unter der Verzweiflung unzählige Besitzungen anzulegen, deren keine den Bestand gewonnen hätte, durch den sie allein dem Hauptland nützlich werden können.

Aber seitdem die Anfangs gar zu weit ausgedehnten Güter durch eine Folge von Erbschaften und unterabgetheilten Theilungen auf das rechte Maaß, welches die Mittel zum Ackerbau verlangen, gesetzt worden sind; seitdem sie eingeschränkt genug sind, um nicht durch den Mangel an einer ihrer Größe angemessenen Bevölkerung brach liegen zu bleiben, so würde eine fernere Theilung der Ländereyen sie nur auf ihr erstes Nichts zurücksetzen. In Europa zieht ein unbekannter Bürger, der nur einige Ackerländereyen hat, oft mehr Nutzen aus diesem kleinen Stück Landes, als ein reicher Mann von dem unermeßlichen Gebiet, das die Geburt oder das Glück ihm zugewandt hat. In Amerika aber verlangt die Beschaffenheit der Erzeugniße, die einen hohen Werth haben, die Ungewißheit der in den Arten nicht sehr verschiedenen Erndten, die Menge Sklaven, Vieh, Geräthschaft, die zu einer Pflanzung nöthig sind, beträchtliche Reichthümer, die man in einigen Kolonien nicht mehr hat, und die man bald in keiner mehr haben wird, wenn die Theilung der Erbschaften fortfährt, die Ländereyen in kleine Bischen zu zerstücken.

Gesetzt,

Gesetzt, ein Vater hinterläßt bey seinem Tode eine Erbschaft von zehn tausend Thaler jährlicher Einkünfte. Seine Nachlassenschaft wird unter drey Kindern zu gleichen Theilen vertheilt. Macht man drey Pflanzungen daraus, so sind sie alle drey zu Grunde gerichtet, der eine, weil man ihn die Gebäude wird haben theuer bezahlen lassen, und er verhältnißweise weniger Neger und Ländereyen erhalten hat; die andern beyden, weil sie ihr Erbtheil nicht verarbeiten können, wenn sie nicht bauen lassen. Sie werden ferner alle zu Grunde gehen, wenn die ganze Pflanzung einem von den drey zufällt. In einem Lande, wo der Gläubiger den schlimmsten Stand unter allen hat, sind die liegenden Gründe auf einen unmäßigen Preis gestiegen. Derjenige, der alles behalten wird, kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht mehr als den ganzen reinen Ertrag der Pflanzung an Zinsen bezahlen darf. Da nun selbst leben das erste Gesetz ist, so wird er dabey anfangen, selbst zu leben, und nicht zu bezahlen. Seine Schulden werden sich häufen. Bald wird er nicht im Stande seyn, zu bezahlen, und aus der Unordnung, welche diese Lage der Dinge verursachen muß, wird der Untergang aller Miterben entspringen.

Die Abschaffung dergleichen Erbtheilung ist das einzige Mittel gegen diese Unordnung. Es ist Zeit, daß die heut zu Tage einsichtsvollere Regierung einsehe, daß seine Kolonien mehr eine gewisse Einrichtung der Dinge, als der Personen sind. Ihre Weisheit wird ihr gehörige Entschädigungsmittel für diejenigen an die Hand geben,

die

die sie einigermaßen dem öffentlichen Flor zum Besten wird beraubt und aufgeopfert haben. Sie muß ihnen die Mittel zu leben, durch die dieser Art Menschen einzige mögliche Arbeit verschaffen, indem sie selbe auf andere Ländereyen versetzt, und sie ist es sich selbst schuldig, neue Reichthümer durch ihren Fleiß zu erwerben.

St. Lucia und Guyana boten kurz nach dem Frieden einen schönen Augenblick zur hier vorgeschlagenen Verbesserung dar. Frankreich mußte diese vielleicht ihres gleichen nicht habende Gelegenheit zur Abschaffung des Theilungsgesetzes nützen, indem es denen, die man ihrer Hoffnungen beraubt, die Ländereyen, die man urbar machen wollte, und zugleich zu Bestreitung der Kosten bey der Urbarmachung die ungeheuern Summen, die man ohne Nutzen darauf verwandt hat, ausgetheilt hätte. Menschen, die an das Klima gewöhnt, mit dem einzigen Landbau, den man zur Absicht haben konnte, bekannt; durch das Beyspiel, den Beystand und den Rath ihrer Familie aufgemuntert gewesen wären; und denen endlich die Sklaven, die ihnen der Staat geliefert, geholfen hätten, waren viel geschickter, als die im Koth von Europa aufgelesenen Landstreicher, den Grad des Wohlstandes und des Flors in neue Kolonien zu bringen, den man sich davon versprechen sollte. Zum Unglück sah man nicht ein, daß die ersten Pflanzörter in Amerika nothwendig von selbst langsam mit einem großen Verlust an Menschen, oder mit Hülfe einer außerordentlichen Tapferkeit und Geduld, weil sie keine Mitwerbung gegen sich hatten, entstehen

muß;

mußten, daß aber die neuen Besitzungen nur durch den Weg der Zeugung entstehen können, wie ein neuer Schwarm aus einem alten entspringt. Das Uebermaaß der Menschenzahl auf einer Insel muß in eine andere überlaufen; und der Ueberfluß einer reichen Kolonie, einer werdenden Völkerschaft das Nöthige verschaffen. Das ist die natürliche Ordnung, welche die Staatsklugheit den See- und handelnden Mächten vorschreibt. Jedes andere Mittel ist unvernünftig, und bringt nur Stöhrung hervor. Weil der Hof zu Versailles einen so natürlichen und fruchtbaren Grundsatz nicht befolgt hat, so darf er deswegen den Vorschlag, den fernern Theilungen der Ländereyen Einhalt zu thun, nicht verwerfen. Wenn die Nothwendigkeit dieses Gesetzes erwiesen ist, so muß man es machen, wenn die Zeit dazu schon nicht so günstig ist, als die, die man hat aus den Händen kommen lassen. Wenn man dem Verfall der Pflanzungen durch die Abschaffung der Theilung, die ihnen alle Mittel, neue zu erzeugen, abschneidet, wird abgeholfen haben, so kann man sie zwingen, die Schuldenlast, durch sie erdrückt werden, abzustoßen.

LIV.

Hat man weislich für die Bezahlung der von den französischen Inseln gemachten Schulden gesorgt?

Ein Theil dieser Schulden hat seinen Ursprung von den Rechten, welche ein nicht wohl überlegtes

legtes Gesetz den verschiedenen Miterben gestattete. Dieser traurige Zustand hat sich in dem Maaße vermehrt, als die Kolonien reicher wurden. Da sie so weit gekommen waren, daß sie mehr Bewohner als Pflanzungen hatten, so blieb die überflüßige Bevölkerung im Müßiggang als Schuldnerin von Ländereyen, die sie nicht besaß, und von da an unnütz, ja selbst dem Bau lästig.

Andere Schulden kommen vom Verkauf der Pflanzungen der Kolonisten gegen einander her. Selten geht man nach Amerika ohne den Vorsatz, wieder nach Europa zurückzukehren, um da der Reichthümer zu genießen, welche eine strenge Arbeit oder der glückliche Zufall gemeiniglich verschaffen. Diejenigen, die ihre Absicht nicht aus dem Gesichtspunkt verlieren, leben mehr oder weniger sparsam, und senden das, was sie von ihrem Einkommen ersparen können, in ihr Vaterland. Sobald sie den Grad von Glück erreicht haben, so suchen sie sich, ihre Pflanzungen vom Hals zu schaffen. In einer Gegend, wo baares Geld mangelt, muß man sie auf Borg verkaufen oder behalten, und die meisten Eigenthümer wollen noch eher ihr Erbtheil Käufern überlassen, bey denen es manchmal fehlt, als sie Verwaltern anzuvertrauen, die selten treu sind.

Endlich ist der Vorschuß, den man den Kolonisten gethan hat, Anlaß zu vielen Schulden geworden. Die Ländereyen der französischen Inseln, so wie die übrigen von Amerika, lieferten ursprünglich keine Erzeugnisse zum Ausführen. Um ihnen einigen Werth zu geben, waren Kapitalien

pitalien nöthig, und die ersten Europäer, die sie besaßen, hatten nichts. Der Handel kam ihnen zu Hülfe. Er lieferte ihnen Geräthschaften, Lebensmittel und die nöthigen Sklaven, um Erzeugnisse hervorzubringen. Diese Verbindung von Kapitalien nebst dem Fleiß gab zu einer großen Menge Schulden Anlaß, die sich in dem Maaße vermehrten, als der neue Anbau zunahm.

Die Schuldner hatten nur gar zu oft die Verbindlichkeiten gebrochen, zu denen sie sich verpflichtet hatten. Ein ausgelassener Pracht, den bey Leuten, die im Elend gebohren waren, nichts entschuldigen kann, hat verschiedene zu dieser Untreue in ihren Verbindlichkeiten veranlaßt. Andere sind von einer unbegreiflichen Trägheit dahin gerissen worden, die doch mit heftiger Begierde ihres Elends ein Ende zu finden, jenseits der Meere giengen. Die häufigsten Hülfsmittel giengen in den Händen einiger andrer zu Grunde, denen es an den nöthigen Einsichten mangelte, um sie nutzbar zu machen. Auch fanden sich Kolonisten ohne Schaam und ohne Grundsätze, die, ob sie schon im Stande gewesen wären, sich von ihren Gläubigern frey zu machen, sich doch kühn erlaubten, fremdes Gut zurückzubehalten. Noch andere Ursachen haben auch beygetragen, die Kraft der Verbindlichkeiten zu schwächen.

Orkane, deren Gewalt kaum zu beschreiben ist, haben die Pflanzungen umgekehrt, und die Erndten zerstört. Die kostbarsten und nothwendigsten Gebäude sind durch Erdbeben verschlungen worden. Insekten, die nicht auszurotten waren, ha-

ben durch eine Reihe von Jahren alles, was man sich von einem fruchtbaren und gut gebauten Boden versprechen konnte, verzehrt. Einige Waaren, deren Erzeugung den Verbrauch überstiegen hat, haben ihren Werth verlohren, und sind auf den niedrigsten Preis herabgefallen. Lange und grausame Kriege haben, indem sie der Ausfuhr der Erzeugnisse unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, die besten und eifrigsten Arbeiten vereitelt.

Diese Unglücksfälle, die manchmal noch zusammentrafen, oder doch zu schnell auf einander folgten, haben zu einer günstigen rechtlichen Ordnung für die Schuldner Anlaß gegeben. Der Gesetzgeber hat den Angriff der Ländereyen und der Sklaven mit so vielen Umständen erschwert, daß er die Absicht gehabt zu haben scheint, solche unmöglich zu machen.

Die kleine Anzahl Gläubiger, die es wagten, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, wurden in ihrer Meynung betrogen, und die Gerichtshöfe selbst halfen nur mit äußerstem Widerwillen zu der Strenge, die man ausüben wollte.

Dieses System, das lange Zeit das beste schien, das man befolgen konnte, findet noch einige Anhänger. Was liegt dem Staat daran, sagen diese politische Rechner, ob die Reichthümer in den Händen des Schuldners oder des Gläubigers sind, wenn nur das öffentliche Wohl dadurch vermehrt wird? Aber kann sich das öffentliche Wohl vermehren, wenn man die Gerechtigkeit

unter

unter die Füße tritt, wenn das Ministerium den Betrug aufmuntert, indem es ihm unter dem Schutz der Gesetze einen Zufluchtsort gestattet? Denn wenn das Gesetz nicht verfolgt, so beschützt es; wenn man zwischen den Bürgern den Keim eines Mißtrauens unterhält, welcher, wenn er sich entwickelt, eben so viele feindliche Diebe einen gegen den andern aus ihnen macht; wenn Entlehnungen ohne eine Art Sicherheit unmöglich, oder verderblich geworden sind; wenn die Räuberey des Wuchers ohne einigen Zaum, der ihn zurückhält, in Gang kommen wird; wenn weder von aussen, noch von innen im Staat Kredit mehr seyn, und die ganze Nation für einen Haufen Menschen, ohne Sitten und ohne Grundsätze angesehen seyn wird? Nein! die allgemeine Glückseligkeit kann ohne die Gültigkeit der Verpflichtungen, die derselben Quelle sind, keinen festen Grund haben. Selbst die Schatzkammer muß sich durch die Wege und die Regeln der Gerechtigkeit frey machen. Ein Regierungsbankerot ist ein Aergerniß, ein für die Sittlichkeit der Gesellschaft noch mehr, als für das Glück der Bürger nachtheiliger Angriff. Es wird eine Zeit kommen, wo alle Ungerechtigkeiten vor den Richterstuhl der Nationen werden gefordert werden, und daß die Macht, die sie begeht, durch ihre eigene Opfer gerichtet werden wird.

Andere Grübler, die in ihren Grundsätzen weniger richtig denken, haben behauptet, daß eine aufgeklärte Gesetzgebung die alten Schulden bis auf einen festgesetzten Zeitpunkt vernichten würde.

Wir

Wir wollen nicht untersuchen, ob diese Handlungsart einiger alten Republiken jemals heilsam gewesen ist. Aber wir wollen, ohne Furcht uns zu verirren, bestättigen, daß eine solche Gewaltthätigkeit an der öffentlichen Treue, wenn sie gemein würde, Europa, das ein ganz handelndes Land geworden, wieder in die Barbarey, in die Unthätigkeit und in das Elend, in welchem es vor drey oder vier hundert Jahren war, zurückstürzen würde; glücklicher Weise aber ist diese zerstörende Veränderung nicht zu erwarten. Die Achtung für das Eigenthum verbreitet sich von Tag zu Tag mehr bis zu den unaufgeklärtesten Nationen. Mit der Zeit wird sie sich auf den französischen Inseln, wie anderswo festsetzen, wenn die Regierung die Kolonisten dahin bringt, ihren Gläubigern einige Genugthuung zu geben. Aber man wird über den dienlichsten Weg, diesen Gang der Gerechtigkeit einzuführen, nicht einig.

Die einen wünschen Gesetze gegen die Verschwendung, welche die Ausgaben des Einwohners einschränkten, und in den Stand setzten, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Wie konnte es jemand in den Sinn kommen, die Einziehung der Güter in den Kolonien zu einem Grundsatz zu machen? Ihre Erzeugnisse ziehen ihren ganzen Werth vom Austausch. Diesen Austausch vernichten, hieß dies nicht, die Amerikaner zwingen, weniger Waaren zu erziehen, oder sie für nichts zu geben? Wenn das Hauptland den Verkauf seiner Waaren durch Geld ersetzen wollte, würde nicht alles Gold, das man aus einem Theil der neuen Welt zieht, in den andern zurückfließen?

Hätten nicht nach fünfzehn oder zwanzig Jahren eines solchen Handels die feindlichen Mächte von Frankreich einen Beweggrund weiter, Besitzungen anzugreifen, deren Fruchtbarkeit ihnen so vieles Erstaunen und Eifersucht verursacht.

Andere haben gedacht, daß man von nun an alle Borg verbieten sollte. Würden aber nicht die gegenwärtig errichteten Pflanzungen bey diesem thörichten System leiden? Würde nicht die Urbarmachung des ungebauten Bodens, der insgemein der ergiebigste ist, dadurch aufgehalten? Würden nicht die Geschäfte der Kaufleute des Hauptlandes von Tag zu Tag langsamer gehen? Man weis den Verdruß, den sie haben, wenn der Kolonist reich ist, selbst seine Erzeugnisse nach Europa sendet, was er verbraucht, von daher bezieht, und seine Korrespondenten nur zu seinen Kommissaren macht. Wenn die Abhängigkeit, die eine nothwendige Folge der Schulden ist, aufhören sollte, so würde nicht mehr nur eine kleine Anzahl Pflanzer, sondern die ganze Kolonie ihren Einkauf und ihren Verkauf besorgen. Sie würde handelnd werden, und würde es bald ohne Beyhülfe seyn, weil sie allein am besten das Maaß ihrer Bedürfnisse kennen würde.

Verschiedene wollten, daß es erlaubt seyn sollte, die Sklaven eines Schuldners zu ergreifen und zu verkaufen. Diejenigen, sagt man, die aufhören würden, eine Pflanzung mit ihrem Schweiß zu benetzen, würden hingehen, eine andere anzubauen, und die Kolonie würde nichts verlieren. Welcher Irrthum! Nein niemals kommen die

Neger

Neger ungestraft von einer Werkstatt in die andere. Diese schon zu unglücklichen Menschen würden die neuen Gewohnheiten, welche ein Wechsel des Orts, des Harrens, der Methode und der Beschäftigung nach sich zögen, nicht so leicht annehmen. Sie würden ihre Buhlerinnen und ihre Kinder, die noch ihr liebster Trost und das einzige Gut sind, das sie an das Leben fesselt, nicht so leicht entbehren. Fern von diesem einzigen Gut zärtlicher und liebender Seelen schmachten sie, werden krank, gehen oft durch, oder arbeiten nur mit Verdruß und ohne Eifer. Sobald man übrigens die Bezahlung einem Gläubiger versichert, so würde man unfehlbar mehrere verderben. Auch der fleißigste und thätigste Pflanzer, der eines Theils der zu seiner Arbeit nöthigen Arme auf seiner Pflanzung beraubt ist, würde in kurzer Zeit und auf immer Zahlungsunfähig seyn.

Die Ehre schien einigen Personen eine wirksamere Quelle, als alle andere zu seyn. Bezeichnet, sagten sie, den Schuldner, der seine Verbindlichkeit bricht, mit einer Beschimpfung, erklärt ihn auf immer als unfähig, eine öffentliche Bedienung zu besorgen, und befürchtet nicht, daß er bey diesem Vorurtheil gleichgültig sey. Auch die habsüchtigsten Menschen opfern einen Theil ihres Lebens den beschwerlichsten Arbeiten nur in der Hoffnung auf, dereinst ihres Glücks zu genießen. Nun hat kein Genuß bey der Beschimpfung statt. Seht, mit welcher Genauigkeit die Spielschulden bezahlt werden. Nicht die allzugroße Empfindlichkeit, nicht die Liebe zur Ge-

rechtigkeit führen einen zu Grund gerichteten Spieler innerhalb vier und zwanzig Stunden zu den Füßen eines zuweilen verdächtigen Gläubigers. Die Ehre ist es, die Furcht von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Aber in welchem Jahrhundert, zu welcher Zeit ruft man hier den geheiligten Namen der Ehre aus? Kömmt es nicht der Regierung zu, das Beyspiel der Gerechtigkeit zu geben, die man in Gang bringen will? Könnte wohl das Volk diejenigen Privatleute für beschimpft halten, welche nur das gethan hätten, was der Staat sich öffentlich zu thun erlaubt. Wenn die Schande in die Häuser der Großen, in die ersten Ehrenstellen, in die Heere und in die Heiligthümer sich einschleicht, wer kann da noch erröthen? Wer wird Unehre befürchten, wenn diejenigen, welche man Leute von Ehre nennt, keine andere Ehre kennen, als diejenige reich zu seyn, um Ehrenstellen zu erhalten, oder an Ehrenstellen zu seyn, um reich zu werden; wenn man, um sich zu erheben, kriechen; und um dem Staat zu dienen, den Großen und den Weibern gefallen muß; und wenn alle Gaben zu gefallen, wenigstens eine Gleichgültigkeit für alle Tugenden voraussetzen? Wird etwan die Ehre, die sich von dem europäischen Klima entfernt, nach Amerika entfliehen?

Der Hof von Versailles, der durch seine Statthalter in den Kolonien immer verführt wurde, schien allzeit zu verlangen, daß die Bezahlung der Schulden dorten von ihrem freyen Willen abhangen sollte. Niemals hat man ihm begreiflich machen können, daß dies einen

Plan

Plan der Tyranney in der neuen Welt machen heißt. Unwissende, eigensinnige, eigennützige, rachgierige Oberhäupter können nach ihrem Gefallen diejenigen Schuldner, die sie zu Grunde richten wollen, aussuchen. Eben so leicht ist es ihnen, gegen die Gläubiger ungerecht zu seyn. Sie werden weder den ältesten, noch den, wo es am meisten Eile hat, noch den ehrlichsten bezahlen lassen; wohl aber den mächtigsten, den beschützesten, den thätigsten oder den gewaltthätigsten. An welchem Ort von der Welt, oder aus welchem Beweggrund es auch seyn möchte, so muß die Gewalt nicht an die Stelle der Gerechtigkeit tretten, noch die Rechtschaffenheit oder die Tugend an die Stelle des Gesetzes; weil es keine Gewalt giebt, die man nicht bestechen kann, und weil es keine Rechtschaffenheit und keine Tugend giebt, die man nicht wankend machen kann.

Zwey in Versuchen, in Erfahrungen, in Verbindungen verlorne Jahrhunderte müssen das französische Ministerium überzeugt haben, daß das Unglück, das man hier beweint, sein Ende nur in deutlichen, einfachen, und leicht zu befolgenden Verordnungen finden kann. Nur wenn die Gläubiger ohne Verschub, ohne Unkosten, ohne Förmlichkeiten, die Zwang anthun, alle Besitzungen ihres Schuldners belangen können, nur dann wird die Ordnung wieder hergestellt werden. Diese strenge Gerechtigkeit wird keine zurückwirkende Erfolge hervorbringen. Die Menschlichkeit und die Staatskunst werden die Mäßigung lehren, die zur Berichtigung der alten Schulden erforderlich ist. Was aber die neuen Verbindlichkeiten

anbetrift, so muß sie nichts von der Strenge des eingeführten Gesetzes retten können.

Bitteres und sehr bitteres Geschrey wird man Anfangs hören können. Welcher Pflanzer, wird man sagen, wird wohl verwegen genug seyn, um eine beträchtliche Unternehmung zu wagen, wenn er sein Verderben vor sich sieht, wenn das Glück und die Elemente seine Arbeiten nicht auf den bestimmten Tag seiner Verbindlichkeit unterstützen? Die Furcht vor dem Elend und der Schande wird sich aller Köpfe bemächtigen. Alsdann wird kein Leihen, keine Geschäfte, kein Umlauf mehr statt haben. Die Thätigkeit wird träge werden, der Kredit wird selbst durch das System niedergeschlagen werden, das man ausgedacht hat, um ihm aufzuhelffen.

Wir zweifeln nicht, dies würde die erste Sprache der Kolonisten seyn. Aber endlich und bald wird diese Anordnung selbst denjenigen schätzbar seyn, die sie zuerst am meisten empört hat. Durch das öffentliche Licht und die Erfahrung aufgeklärt werden sie empfinden, daß die Leichtigkeit nicht zu bezahlen ihnen eher zur Last war, und daß sie nur Kredit fanden, wenn sie ihn in einem Preis kauften, welcher der Gefahr für ihre Darleiher die Waage hielt.

Die Nachgiebigkeit, die in der ersten Zeit der Kolonien statt haben konnte, würde in unsern Tagen eine unverzeihliche Schwachheit seyn. Niemals werden diese Pflanzungen auf eine anständige Art vor sich kommen, wo nicht die Mittel

zum Anbau sich vermehren, und sie werden sich nicht vermehren, als wenn der Gläubiger ein vollkommenes Zutrauen in seinen Schuldner wird setzen können. Werft das der Unerfahrenheit, der Verwegenheit, der Untreue günstige System über einen Haufen, bald wird sich alles ändern. Der europäische Kaufmann, der jetzt nur mit Furcht schwachen Vorschuß dem amerikanischen Pflanzer macht, wird seine Kapitalien nicht besser anzuwenden wissen. Mit größerer Unterstützung werden andere Pflanzungen entstehen. Die alten werden einen neuen Werth erhalten. Die französischen Inseln werden endlich den Grad vom Glück erhalten, wozu sie der Reichthum ihres Bodens schon so lange Zeit vergebens ruft. Wenn ungeachtet des Fortgangs der Wissenschaften der Hof von Versailles nicht eine vollkommnere und besser durchgedachte Gesetzgebung erdenkt, als die in den englischen und holländischen Besitzungen eingeführt ist, so sollte man keinen Anstand nehmen, diese anzunehmen. Schon haben die drey Mächte andere gleichförmige Züge in ihren Grundsätzen geäußert. Sie haben die Verbindungen ihrer Pflanzstädte der neuen Welt im Hauptland auf gleiche Art näher zusammen gebracht.

LV.

Hat das Hauptland, da es seine Inseln genöthigt, ihm alle ihre Erzeugnisse zu liefern, auch den Uebertrettungen dieses Gesetzes genugsam vorgebeugt?

Alle Kolonien haben nicht einerley Ursprung gehabt. Die ersten entstanden aus der Unruhe

einiger Horden von Barbaren, die anfangs lange in wüsten Gegenden herumgeirrt waren, und sich endlich aus Ermattung in einem Lande niederließen, wo sie eine Nation ausmachten. Andre Völker, die ein mächtiger Feind aus ihrem Gebiet vertrieben hatte, oder die durch irgend einen Zufall nach einem Boden hingelockt wurden, der besser als der war, den ihre Väter bewohnt hatten, wanderten unter einem neuen Himmel, und theilten da die Ländereyen mit den Einwohnern dieses fremden Klimas. Die übermäßige Menge Menschen, der Abscheu vor der Tyranney, vor den Parthien oder Staatsveränderungen bewogen Bürger, ihr Vaterland zu verlassen, um anderswo neue Städte zu erbauen. Der Eroberungsgeist machte, daß man einen Theil der siegenden Soldaten in unterworfne Staaten ansäßig machte, um sich des Besitzes derselben zu versichern. Keine dieser Kolonien hatte den Handel zum Zweck. Selbst diejenigen, die Tyrus, Karthago, Marseille, drey handelnde Republiken, anlegten, waren nichts als nothwendige Wohnplätze an barbarischen Küsten, und Niederlagen, wo die aus verschiedenen Häfen abgesegelten, und von einer langen Reise ermüdeten Schiffe wechselseitig ihren Umsatz verrichteten.

Die Eroberung von Amerika hat den Gedanken auf eine neue Art von Besitzungen, deren Grundlage der Landbau ist, erweckt. Die Regierungen, durch die diese Kolonien gestiftet worden sind, haben verlangt, daß diejenigen unter ihren Unterthanen, die sie dahin schafften, nichts als die Waaren verzehren sollten, die ihnen das Haupt-

land

land liefern würde, und die Erzeugniße der Länderenen, die man ihnen zutheilte, nur an das Hauptland verkaufen sollten. Diese doppelte Verpflichtung hat allen Nationen, dem natürlichen Recht gemäß, unabhängig von allen Verträgen und aus der Natur der Dinge selbst entspringend geschienen. Sie haben einen ausschließenden Handel mit ihren Kolonien nicht als eine übermäßige Schadloshaltung angesehen, die sie angewandt haben, um dieselben anzulegen, oder anwenden müßten, noch um sie zu erhalten. So ist das System Europens gegen Amerika immer beschaffen gewesen.

Frankreich wollte allzeit, so wie die andern Nationen, daß seine Besitzungen in der neuen Welt ihm alle Erzeugnisse ihres Baues senden, und dagegen alle ihre Nothwendigkeiten von ihm erhalten sollten. Ist aber bey dem gegenwärtigen Zustand der Dinge diese Einrichtung wohl thunlich?

Seine Inseln haben Mehl, Wein, Oehl, Leinwand, Stoffe, Hausgeräthe, und alles dasjenige nöthig, was zur Annehmlichkeit des Lebens dienen kann. Alle diese Gegenstände müssen sie vom Hauptlande erhalten, welches aber selbst bey einem unbestimmten Freyheitssystem solche ausschließungsweise verkaufen würde, ausgenommen das Mehl, welches das nördliche Amerika wohlfeiler liefern könnte.

Aber diese Besitzungen müßen auch Schwarze zur Arbeit haben. Das Hauptland hat bisher die-

diesem Bedürfniß, nur sehr unvollkommen abgeholfen, man muß sich also entschließen, zu den Engländern seine Zuflucht zu nehmen, die allein im Stande sind, diesen Mangel zu ersetzen, die einzige Vorsicht, die man etwa nehmen könnte, besteht darinn, daß man auf die Hülfe, die man von diesen Nebenbuhlern erhielte, eine Auflage legte, die sie des Vortheils beraubten, welchen besondern Umstände ihnen vor den französischen Kaufleuten gewähren.

Endlich sind auch in dem Zustand, in welchem sich die Kolonien befinden, das Vieh, die gesalzenen Fische, das fremde Holzwerk, für sie eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden, man kann es als unmöglich ansehen, sie ihnen aus Europa zu verschaffen, nur aus Neu-England können sie diese wesentliche Mittel zur Bearbeitung ihrer Pflanzungen erhalten.

Der mehr oder weniger geduldete Schleichhandel, ist bisher eine Hauptquelle der Kolonisten gewesen. Dieser Weg ist zu kostbar, zu unehrlich und unzulänglich. Es ist Zeit, daß die Gesetze eines Verbots, sich unter das strenge Gesetz der Nothwendigkeit schmiege. Die Regierung mag die Seehäfen anzeigen, wo die fremden Erzeugnisse aufgenommen werden sollen. Sie mag die Waaren bestimmen, die man zum Austausch liefern soll. Kluge Anordnungen mögen dieser Einrichtung eine Festigkeit geben; und man wird aus dieser neuen Anordnung der Dinge Vortheile entspringen sehen, die mit keiner Schwierigkeit verknüpft sind. Im Jahr 1765 wurde

mit

mit diesem System ein Versuch gemacht. Wenn man diesen glüklichen Plan verließ, so geschahe es aus einer Folge, jener unglücklichen Unstetigkeit, welche schon seit so langer Zeit die Geschäfte des französischen Seewesens in übeln Ruf bringt. Man wird es also wieder ergreifen, und zu gleicher Zeit den Kolonisten den Absatz aller ihrer Erzeugnisse versichern.

Diese Kolonien bieten dem Hauptland jedes Jahr, nach Abrechnung dessen, was sie brauchen, hundert tausend Oxhöft Syrup an, deren Werth etwa 9 bis 10,000000 Livres a) beträgt. Aus einem übel verstandenen Eigennutz hat er sie und sich selbst dieses Vortheils beraubt, in der Besorgniß, er möchte dem Absatz der einheimischen abgezogenen Getränke schaden. Die von Zucker verfertigten sind immer schlechter als die vom Wein abgezogenen; und können daher nur das Getränk armer Völker, oder auch der dürftigsten Menschen unter den reichen Nationen abgeben. Sie werden nur den von Korn gemachten starken Getränken vorgezogen werden, dergleichen Frankreich nicht verfertigt. Die seinigen werden immer selbst auf den Inseln, von allen denen verzehret werden, die reich genug sind, um sie zu bezahlen. Die Regierung könnte also nicht geschwind genug einen Irthum ablegen, der so ungerecht als verderblich ist; noch geschwind genug die Syrupe und Toffia in ihren Häfen aufnehmen, damit sie, so wie es die Noth erfordern wird, entweder dort

a) Oder 4,125,000 fl. bis 4,583,333 fl. 20 kr.

dort verbraucht oder auswärts geschickt werden. Nichts würde ihrem Verkauf beförderlicher seyn, als den französischen Seefahrern zu erlauben, sie gerade zu nach fremden Märkten hinzuschaffen. Diese Vergünstigung müßte sich zugleich auf alle Erzeugniße der Kolonien erstrecken. Da eine Meynung, die den Vortheil und die Vorurtheile so vieler Menschen vor den Kopf stossen wird, bestritten werden dürfte, so thun wir wohl, wenn wir sie auf ausgemachte Grundsätze steifen.

Die französischen Inseln liefern ihrem Hauptlande, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, andere Waaren, wovon es einen Theil verzehrt, und das übrige dem Fremden überläßt, der ihm dafür Geld oder andere Waaren giebt, die es braucht. Dieselben Inseln empfangen hingegen von dem Hauptlande Kleidungsstücke, Lebensmittel, Landbaugeräthe. So ist die doppelte Bestimmung der Kolonie beschaffen. Um sie erfüllen zu können, müssen sie reich seyn. Um reich zu seyn, müssen sie eine große Menge Erzeugniße ziehen, und sie um den bestmöglichen Preis los werden. Damit aber ihr Absatz diese Erzeugniße auf den höchsten Preis setze, so muß er so groß seyn, als möglich. Um so groß zu seyn als möglich, muß er die gröste mögliche Freyheit genießen. Um die mögliche gröste Freyheit zu genießen, muß er mit gar keinen unnöthigen Formalien, Kosten, Arbeiten, Lasten beschwert seyn. Diese durch ihren genauen Zusammenhang erwiesene Wahrheiten müssen entscheiden, ob es zuträglich sey, daß die Erzeugnisse der Kolonie den Verzögerungen und Kosten einer Niederlage in Frankreich unterworfen seyen.

Diese

Diese Zwischenkosten werden nothwendig entweder auf den Verzehrer, oder auf den Landmann zurück fallen. Bezahlt sie der erste, so wird er weniger verzehren, weil seine Mittel nicht nach Verhältnis der Kostenvermehrung wachsen. Bezahlt sie aber der letzte, so wird er weniger ins Land hinein stecken, und also weniger davon erndten, weil er einen geringern Preis von seinen Erzeugnissen erhält. Des augenscheinlichen Zuwachses dieser zerstöhrenden Folgen ungeachtet hört man doch täglich mit Zuverläßigkeit sagen, daß die Waaren, ehe sie verzehrt werden, viel Arbeits- und Transportkosten verursachen müßen; daß diese Kosten viel Menschen beschäftigen und ernähren; viel dazu beytragen, die Bevölkerung eines Staates zu unterhalten, und die Macht desselben zu vermehren. Man läßt sich durch das Vorurtheil so verblenden, daß man nicht einsieht, daß, wenn es vortheilhaft ist, daß die Waaren, ehe sie verbraucht werden, Unkosten gleich zwey machen, es noch vortheilhafter ist, daß sie welche, gleich vier, gleich acht, gleich zwölf, gleich dreyßig machen; zum größern Nationalflor. Ist das wahr, so müßen alle Völker ihre Wege verderben, ihre Kanäle füllen, ihre Schiffahrt auf den Flüssen verbieten, ja so gar alles Vieh zum Ackerbau verbannen, und nur Menschen dazu gebrauchen, damit die Kosten, die vor dem Verbrauch hergehen, noch wüchsen. Das sind aber dann doch die Albernheiten, die man hinunterschlucken muß, wenn man den falschen Grundsatz annimmt, den wir bestritten haben.

Aber die politischen Wahrheiten wollen lange untersucht seyn, ehe sie aufgeklärt werden. Ich

werde

werde, ohne Furcht widersprochen zu werden, behaupten, daß die Allgebra weder die Gründlichkeit, noch die Feinheit dieser Art von Rechenkunst hat. Nichts ist in der Mattheſis unmöglich, mit dem das Genie eines Newton oder einiger seiner Nachfolger zu Stande zu kommen, sich nicht hätte versprechen können. In den Materien, davon wir sprechen, würde ich nicht eben dies von ihnen behaupten. Man glaubt bey dem ersten Anblick, daß man nur eine Schwierigkeit zu überwinden habe; aber bald zieht diese Schwierigkeit eine andere nach sich. Diese eine dritte, und so bis ins unendliche, und man bemerkt, daß man entweder der Arbeit entsagen, oder auf einmal das unermeßliche System der gesellschaftlichen Ordnung ergreifen muß, unter der Gefahr nur eine unvollständige und mangelhafte Folge daraus zu erhalten. Die Aufgaben und die Berechnungen ändern sich nach der Natur des Orts, seiner Erzeugnisse, seinem baaren Geld, seinen Quellen, seinen Verbindungen, seinen Gesetzen, seinen Gebräuchen, seinem Geschmack, seinem Handel und seinen Sitten. Welcher Mensch besitzt Wissenschaft genug, um alle dirse Elemente zu ergreifen? Welcher Geist ist scharf genug, um sie nur nach ihrem Werth zu schätzen? Alle Kenntnisse der verschiedenen Zweige der Gesellschaft sind nur die Zweige des Baums, der Wissenschaft des Mannes in öffentlichen Geschäften. Er ist Geistlicher; er ist Soldat; er ist Obrigkeit; er ist Finanzier; er ist Kaufmann; er ist Ackersmann. Er hat die Vortheile und die Hindernisse überwogen, die er von den Leidenschaften, von der Eifersucht,

vom

vom besondern Eigennutz erwarten kann. Mit allen Einsichten, die man ohne Genie erlangen kann; mit allem Genie, das man ohne Einsichten haben kann, begeht er nichts als Fehler. Ist es nach allem diesem zu verwundern, daß so viele Irrthümer bey dem Volk in Gang gekommen sind, das nur dasjenige wiederholt, was es gehört hat; entweder unter den Grüblern, die sich den systematischen Geist dahin reissen lassen, und die keinen Anstand nehmen, aus einigem besondern Erfolg, auf eine allgemeine Wahrheit zu schließen; oder unter den Geschäftträgern, die alle mehr oder weniger die Laufbahn ihrer Vorfahren betretten, und mehr oder weniger von den verderblichen Folgen, der Versuche ohne Uebung zurückgehalten werden; oder unter den Staatsmännern, welche die Geburt, oder der Schutz zu wichtigen Stellen erhoben, wohin sie eine tiefe Unwissenheit bringen, welche sie der Willkühr der verderbten Untergebenen unterwirft, die sie betrügen oder verführen. In jeder gut geordneten Gesellschaft sollte keine Materie vorkommen, über die man nicht frey seine Meynung sagen dürfte. Je wichtiger und schwerer sie ist, desto mehr liegt auch daran, daß sie untersucht werde. Giebt es aber auch wichtigere und verwickeltere, als diejenige, welche die Regierung angehen? Was könnte also ein Hof, der die Wahrheit liebt, besseres thun, als alle Köpfe ermuntern, sich damit zu beschäftigen? Und was für ein Urtheil müßte man über diejenigen fällen, der das Nachdenken darüber verbieten würde. Ob es aus Mißtrauen in seine Verrichtungen, oder aus der Gewißheit, daß sie schlimm sind, geschieht. Der

wahre Innbegriff eines solchen Verbots über diesen großen Gegenstand würde wohl dieser seyn: Der Regent verbietet ihm, zu zeigen, daß sein Minister ein schwacher Kopf, oder ein Betrüger ist, denn das ist sein Wille. Er kann das eine und das andere seyn, ohne daß man darauf einige Achtung zu machen hat. Das französische Ministerium, das noch lange Zeit durch die Finsterniß, worinn es die Nation schlummern ließ, geblendet gewesen ist, weis noch nicht, welche Art von Verwaltung seinen Kolonien am zuträglichsten sey. Es weis noch nicht, welche Regierungsart die geschickteste ist, um sie empor zu heben.

LVI.

Ist die Gewalt auf den französischen Inseln in den Händen derjenigen, die am geschicktesten sind, sie empor zu bringen?

Die französischen Kolonien, welche durch unbekannte Leute, die den Zügel oder das Schwerd der Gesetze flohen, gegründet wurden, schienen anfangs nur einer strengen Polizey zu bedürfen. Man übergab sie also Befehlshabern, deren Gewalt uneingeschränkt war. Der Intriguengeist, der allen Höfen natürlich ist, aber bey einer Nation, wo die Galanterie dem Frauenzimmer eine allgemeine Gewalt giebt, noch mehr im Schwang geht, machte von je her, daß Leute

von

von verderbten Sitten und mit Schulden und Lastern beladen, zu den vornehmsten Stellen in Amerika gelangten. Das Ministerium, das aus einem Ueberrest von Schaam sich scheute, sie auf dem eignen Schauplatz ihrer Schande zu erheben, schickte sie, ihre Glücksumstände jenseits des Meeres, wo ihre Ausschweifungen nicht bekannt waren, zu verbessern, oder fest zu gründen. Ein übel verstandenes Mitleiden, eine falsche Hofmaxime, welche meynt, Arglist sey nothwendig, und Schurken nützlich, machte, daß man die Ruhe des Landmannes, die Sicherheit der Kolonien, selbst den Vortheil des Staats an Räuber, die ein ewiges Gefängniß verdient hätten, aufopferte. Diese dem Raub und der Schwelgerey ergebene Staatsbedienten erstickten den Keim des Guten, und hemmten den von selbst entstehenden Flor.

Die unumschränkte Macht hat in ihrer Beschaffenheit ein so feines Gift, daß die Despoten, die selbst mit redlichen Absichten nach Amerika reiseten, dort gar bald verderbt wurden. Wenn auch Ehrgeitz, Habsucht oder Hochmuth sie nicht angegriffen hätten, konnten sie der Schmeicheley widerstehen, die nie ermangelt, ihre Niederträchtigkeit auf die allgemeine Knechtschaft zu erheben, und ihren Wohlstand in dem allgemeinen Unglück zu befördern?

Die wenigen Statthalter, welche dem Sittenverderben entgiengen, fielen beständig von einem Irrthum in den andern, weil sie bey einer unumschränkten Gewalt keinen Leitfaden hatten.

Nicht Menschen, die Gesetze müssen Menschen regieren. Raubt den Staatsverwesern dieses gemeinschaftliche Maaß, diese Vorschrift für ihre Urtheile, und es bleibt kein Recht, keine Sicherheit, keine bürgerliche Freyheit. Alsbald wird man nichts sehen, als einen Haufen widersprechender Entscheidungen; vorübergehende Verordnungen, die gegen einander laufen; Befehle, die aus Ermanglung von Grundmaximen keine Verbindung unter einander haben werden. Wenn man selbst in dem Reich, das die beste Verfassung hätte, das Gesetzbuch zerriß, so würde man bald einsehen, daß es nicht genug wäre, gerecht zu seyn, um es recht zu beherrschen. Die Weisheit der besten Köpfe wäre dazu nicht hinreichend. Da sie nicht alle denselben Geist hätten, und da der Geist eines jeden nicht immer in derselben Verfassung wäre, so würde der Staat gar bald umgestürzt werden. Diese Art von Chaos hatte in den französischen Kolonien immer statt; und es war um so größer, da die Befehlshaber sich da, so zu sagen, nur zeigten; und noch ehe sie was mit eigenen Augen gesehen hatten, zurückberufen wurden. Nachdem sie drey Jahre ohne Führer, in einem neuen Lande, nach unreifen Entwürfen zur Polizey und Gesetzen gewandelt waren, wurden diese Befehlshaber durch andere ersetzt, die nicht einmal in einer eben so kurzen Zeit Gelegenheit hatten, Verbindungen mit dem Volk, das sie regieren sollten, anzulegen; noch ihre Entwürfe reif genug werden zu lassen, um ihnen den Stempel von Gerechtigkeit und Sanftmuth zu geben, durch den sie eine gewisse Ausführung erhalten. Dieser Mangel einer Richt-

schnur

schnur und der Erfahrung machte eine von diesen uneingeschränkten obrigkeitlichen Personen so furchtsam, daß sie aus zärtlicher Empfindung es nicht wagte, über die gewöhnlichsten Dinge einen Spruch zu thun. Zwar empfand dieser Mann sehr wohl die schlimmen Folgen seiner Unentschlossenheit; allein, so erleuchtet er auch war, so glaubte er doch nicht die Einsichten eines Gesetzgebers zu haben, und wollte sich dessen Gewalt nicht anmaßen.

Indessen war es leicht, die Quelle dieser Unordnung zu verstopfen, indem man an die Stelle der an und für sich gewaltsamen und nur für kritische Zeiten gemachten militärischen Regierung eine gemäßigte, bestimmte, und von dem Privatwillen unabhängige Gesetzgebung eingeführt hätte. Aber dieser tausendmal gethane Vorschlag mißfiel den Statthaltern, die auf eine unumschränkte Gewalt eifrig waren, welche an und für sich schröcklich, aber an einem Unterthanen immer weit verhaßter ist. Diese der geheimen Tyranney der Höfe entlaufenen Sklaven hatten nichts so gern, als jene asiatische Gerechtigkeit, womit sie selbst ihre Anhänger in Schröcken setzten. Diese Verbesserung ward sogar durch Statthalter verworfen, die, ob sie schon tugendhaft waren, doch nicht einsehen wollten, daß, indem sie sich das Recht, Gutes zu thun vorbehielten, sie ihren Nachfolgern die Mittel in Händen ließen, Böses ungestraft zu begehen. Alle erklärten sich laut gegen einen Gesetzgebungsplan, der zur Absicht hätte, die Unterwürfigkeit der Unterthanen zu schwächen; und der Hof war schwach genug,

ihren Einblasungen oder ihren Rathschlägen nachzugeben, aus einer Folge desjenigen Hanges, den Fürsten und ihre Minister von Natur nach der willkührlichen Gewalt haben. Er glaubte, für die Kolonien genug zu thun, wenn er ihnen einen Intendanten gäbe, der dem Statthalter die Waage halten sollte.

Diese entfernten Besitzungen, die bis dahin unter dem Joch eines einzigen geseufzt hatten, wurden alsdann ein Raub zweyer Mächte, die in ihrer Uneinigkeit so gefährlich waren, als in der Eintracht. Waren sie einander entgegen, so theilten sie die Gemüther, entzündeten Zwietracht unter ihre Anhänger, erregten eine Art von bürgerlichem Krieg. Das Geräusch ihrer Streitigkeiten erscholl bis nach Europa, wo jeder von ihnen seine Beschützer hatte, die entweder aus Stolz oder aus Eigennutz eifrig daran arbeiteten, sie in ihren Aemtern zu erhalten. Waren sie einig, entweder weil ihre guten oder bösen Absichten auf einen Zweck hinaus liefen, oder weil der eine entschiedene Macht über des andern Gemüth gewonnen hatte, so ward der Zustand der Kolonisten noch schlimmer. Die Unterdrückung dieser Schlachtopfer mochte dann noch so groß seyn, so wurde ihr Geschrey doch vom Hauptland nie angehört, welches die Einigkeit dieser Abgeordneten als den entscheidensten Beweis einer vollkommenen Verwaltung ansah.

Das Schicksal der französischen Kolonien hat sich wenig geändert. Ihre Statthalter haben, außer dem Kommando der regulirten Truppen, das

das Recht, die Einwohner in Regimenter zu theilen, ihnen Uebungen vorzuschreiben, welche sie wollen, sie in Kriegszeiten nach Gefallen zu beschäftigen, ja sogar sich ihrer, um Eroberungen zu machen, zu bedienen. Sie, denen eine unumschränkte Gewalt anvertraut ist, denen es frey steht, und die eifrig sind, sich aller Verrichtungen anzumaßen, durch welche sie dieselbe ausüben oder erweitern können, haben es in der Gewohnheit, über Civilschulden zu sprechen. Der Schuldner wird vorgefordert, und ohne weitere Umstände zum Gefängniß oder Kerker verurtheilt, und zu bezahlen gezwungen: das nennt man Militär-Dienst oder Departement. Die Intendanten entscheiden blos darüber, wozu die herrschaftlichen Gelder angewandt werden sollen, und sorgen gemeiniglich für die Beytreibung derselben. Sie fordern alle bürgerliche und peinliche Sachen vor sich, die Gerechtigkeit mag nun noch gar nicht darüber erkannt haben, oder es mag auch schon ein Spruch selbst von höhern Richterstühlen darinn geschehen seyn, das heißt Staatsverwaltung. Die Statthalter und die Intendanten ertheilen gemeinschaftlich die noch nicht weggegebenen Ländereyen, und richteten noch vor wenigen Jahren alle Streitigkeiten, die in Ansehung der alten Besitzungen entstanden. Diese Einrichtung setzte das Vermögen aller Kolonisten in ihrer, in ihrer Bediente, oder in ihrer Anhänger Gewalt, und machte von Stund an, daß der Stand von allem Eigenthum blos erbettelt ist. Man kann sich keine größere Unordnung vorstellen.

In der Mechanik müssen die bewegenden Kräfte verstärkt werden, je mehr die Lasten vom Mittel-

punkt entfernt sind: auf gleiche Weise kann man sich, so sagen einige, der Kolonie nicht anders versichern, als durch eine gewaltsame und uneingeschränkte Regierung. Wenn dem also ist, so wird der Ritter Petti nicht unrecht haben, wenn er dergleichen Besitzungen mißbilligt. Es ist besser, daß die Erde wüste oder nur schwach bewohnt bleibe, als daß man einige Mächte sich zum Unglück der Unterthanen ausbreiten sehe. Frankreichs Sache wäre es eigentlich, das System eines Engländers gegen die Kolonien zu bestreiten, indem es sich immer mehr Einsichten über die Art, sie zu regieren ermärbe. Der Geist der Erleuchtung, der das eigentliche Unterscheidungszeichen dieses Jahrhunderts ist, es mögen diejenigen sagen, was sie wollen, welche die von der Ueppigkeit unzertrennlichen Laster der Verachtung gewißer Vorurtheile, und die bösen Sitten, die von den Leidenschaften der Großen und dem Mißbrauch der Gewalt herrühren, der Freyheit zu denken und zu schreiben zurechnen; dieser Geist der Erleuchtung, der uns noch erhält und leitet, wenn die auf einem zerfallenden Grunde stehende Moral einstürzt, wird den Hof von Versailles auf die gute Grundsätze zurückführen, die wir ihm selbst so oft vor Augen gelegt haben.

Wenn sich jemand beleidigt findet, so prüft ihn, und ihr werdet finden, daß er ein kriechender Schmeichler der Großen ist, oder ein Untergebener, der durch seinen Stand oder Interesse an die Regierung gefesselt ist, deren Lobredner er macht. Urtheilet, daß ihm die Pflichten jedes

Bür-

Bürgers gegen das Vaterland unbekannt sind. Wie, ich wäre nicht der Mitverschworne eines Verbrechers, wenn ich nicht Lärm machte, so bald ich ihn einen angezündeten Strohwisch in das Haus meines Mitbürgers werffen sähe? Mein Stillschweigen wäre unschuldig, wenn man unter meinen Augen das Reich anzuzünden drohen würde? Der getreue Unterthan ist nicht derjenige, der den Regenten über die Gefahr seiner Lage verblendet, es ist derjenige, der ihn freymüthig, selbst mit Gefahr seines Unwillens darüber belehrt. Aber, sagt man, warum wendet ihr euch nicht, anstatt zu den Ohren des Volks, zu den Ohren der Regierung. Kann man sich ihr nähern? Wird man angehört? Glauben sie in einem Stück, unwissend zu seyn? Richten sie aus sich selbst? Würden nicht die wichtigsten Entwürfe auf die Kanzleyen gesandt, und da der Entscheidung eines Unterbedienten übergeben werden, der nicht ermangeln würde, sie aus Unwissenheit oder aus Eitelkeit, oder aus einem andern geheimen oder niedrigern Beweggrund zu verwerffen? Wenn auch meine Stimme von hundert tausend andern unterstützt würde, so ist es doch ungewiß, ob man sie hören würde. Laßt mich also reden! Laßt mich meiner Nation sagen, welches die Mittel sind, welche seine Besitzungen in der neuen Welt zu dem Grad von Glückseligkeit erheben können, deren sie fähig sind!

LVII.

Veränderungen, die in der Verwaltung der französischen Inseln zu treffen wären.

In demjenigen, was den öffentlichen Gottesdienst anbetrift, wird man wenig zu verändern finden. Er ist soviel als möglich der weltlichen Macht unterworfen. Seine Diener sind Mönche, deren äußerliches Ansehen und possierliche Kleidung auf den schwachen und abergläubischen Neger mehr Eindruck macht, als man es von der erhabenen Moral der Religion erwarten könnte. Der Reitz zum Neuen, der in Frankreich so mächtig wirkt, hat vor wenig Jahren das Projekt auf die Bahn gebracht, die Stelle dieser bequemen Hirten mit Bischöfen und einer zahlreichen Geistlichkeit zu ersetzen. Vergebens hatten sich alle Köpfe vereinigt, um ein durch seinen Stolz, durch seinen Geitz und seine Forderungen so furchtbares Korps zurückzutreiben. Ohne den Sturz eines unruhigen und ungeschickten Ministers, der diesen verderblichen Plan entworfen hatte, würden die französischen Inseln durch ein noch größeres Unglück, als sie schon seit so langer Zeit von Seiten der Gerechtigkeit erfahren, gequält worden seyn.

Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall gründete diese Niederlassungen ein wenig vor der Mitte des letztern Jahrhunderts. Damals hatte man keinen festen Begriff über die Gegenden der neuen Welt. Daher geschah es, daß man,

um

um sie zu leiten, die Gewohnheiten von Paris, und die Kriminalgesetze des Königreichs erwählte. Kluge Leute haben seitdem ganz wohl eingesehen, daß eine solche Gerechtigkeitspflege nicht für ein Land der Sklaverey, in ein Klima, zu den Sitten, zu dem Bau, zu den Besitzungen, die gar keine Gleichheit mit den unsrigen haben, taugen könne; aber diese Ueberlegungen einiger Privatleute haben gar keinen Einfluß auf die Regierung gemacht. Weit entfernt, das zu verbessern, was diese ersten Einrichtungen fehlerhaftes hatten, fügte sie noch den thörichten Grundsätzen den Zwang, die Verwirrung, die vielen Förmlichkeiten hinzu. Aber es ist auch keine Gerechtigkeit ertheilt worden.

Es wird so fortgehen, bis eine besondere Gesetzgebung für die Inseln die Urtheile möglich, ja selbst leicht macht; aber dieses wichtige Werk kann nicht in Frankreich entworfen werden. Ueberläßt den Kolonisten die Sorge, euch über seine Bedürfnisse zu belehren. Sie selbst mögen das Gesetzbuch entwerfen, das sie für ihre Lage dienlich erachten werden. Wenn dieses große Werk mit reifer Ueberlegung wird ausgeführt seyn, so mag es dann den tiefsten und strengsten Untersuchungen überlassen werden. Die Bestättigung der Regierung soll es nicht eher erhalten, als bis man nicht den geringsten Zweifel mehr über seinen Nutzen und seine Vollständigkeit übrig hat. Befürchtet alsdann nicht Mangel an guten Obrigkeiten zu haben. Die Gesetze werden so bestimmt, so deutlich, den Vorfällen so gut angepaßt, daß die Gerichtsstühle nicht mehr über

Unwis-

Unwissenheit, Ungeschicklichkeit, oder Untreue angeklagt seyn werden. Aus dieser neuen Ordnung der Dinge wird eine genaue Polizey entstehen. Dieses Mittel die Bürger in Ordnung zu erhalten ist in Europa leicht. Der Vater vertritt die Stelle des Censors in seiner Familie; er wacht über seine Frau, seine Kinder und seine Hausgenossen. Der Eigenthümer oder Vornehmste eines Orts übt die nemliche obrigkeitliche Gewalt in seinem Hause aus; der Manufaktirer oder Künstler in seinem Laden oder Werkstatt. Der Nachbar ist eine Art Aufseher über seinen Nachbar. Die Zünfte auf ihre Ehre eifersüchtig, haben unaufhörlich, über die Aufführung und die Handlungen ihrer Mitglieder, aus denen sie bestehen, ein wachsames Auge. Man nimmt keinen übel berüchtigten Menschen darinn auf; man jagt denjenigen heraus, der seine Ehre verliert. Der gefährliche Mensch ist bald bekannt, und er findet die Thüre verschlossen. Die Ehre hat ihren Richterstuhl, die Lästersucht hat auch den ihrigen. Die Sitten üben eine Art von Gerechtigkeit aus, welcher niemand entgehen kann. Wer ist wohl von dem öffentlichen Urtheil mehr oder weniger frey? Alle diese Arten von Ansehen kürzen die obrigkeitlichen Verrichtungen ab. Amerika, das mit getrennten Menschen, ohne Vaterland, ohne Eltern, angefüllt ist, die beständig ihre Stelle verändern, sich unaufhörlich wieder erneuern, und welche die Begierde nach Reichthümern beständig zu den verwegensten Unternehmungen antreibt; Amerika, sage ich, erfordert eine thätigere und ununterbrochenere Aufmerksamkeit.

Gleich-

Gleichwohl hatte nur ein Offizier, der unter dem Namen königlicher Lieutenant in einem Hafen oder einem Marktflecken residirte, lange Zeit hindurch in den französischen Inseln diese wichtige Sorge allein auf sich. Dieß war ein kleiner Tyrann, der die Pflanzer drückte, den Handel sich frey kaufen ließ, und der lieber eine Verzeihung verkaufte, als daß er Fehlern zuvorkam. Seit einigen Jahren haben die Befehlshaber der Miliz, unter der Aufsicht des Oberhaupts der Kolonie, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Diese neue Einrichtung ist weniger fehlerhaft, als die alte, aber sie ist noch zu willkührlich. Es ist angenehm, zu hoffen, daß das nemliche Gesetzbuch, welches das Glück der Privatleute unter den Schutz der Gesetze nehmen wird, es auch für die Freyheit der Bürger thun wird.

In diesem Zeitpunkt wird der Handel besser in Ordnung seyn, als er es gewesen ist. Die französischen Kaufleute werden nicht selbst nach den Inseln reisen. Sie werden mehr oder weniger reiche Ladungen dahin senden. Die, welche geringen Werth haben, werden gemeiniglich durch die Schiffshauptleute gegen baar Geld verkauft. Die wichtigern, wie die Sklaven, werden insgemein auf Borg verkauft, und in diesen Kolonien wohnende Kommissarien sind es, die den Auftrag zur Einforderung haben. Selben geschieht die Bezahlung zur bestimmten Verfallzeit, und dieser Mangel an Treue hat immer die Kolonien und das Hauptland getrennt. Das Ministerium sucht seit langer Zeit diesen ewigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Könnte man nicht in jeder

Ge-

Gerichtsbarkeit ein Register halten, in welchen alle Schulden, in der Ordnung wie sie gemacht worden, eingeschrieben wären? Wenn nach dem Urtheil der Sachkundigen der Grund der Pflanzung sich über die Hälfte des Werths beschwert finden sollte, so sollte jeder Gläubiger das Recht haben, sie zu verkaufen.

Diese Einrichtung, wie weise, wie nöthig sie auch wäre, würde gewiß den Kolonisten mißfallen, aber sie würden sich bald über das trösten, was sie erst als Unglück angesehen hätten, wenn diese Strenge durch eine bessere Verwaltung der Finanzen gemäßigt würde. Die Regierung hatte von Anfang an die Härte gebraucht, von diesen Unglücklichen, die ihren Unterhalt in der neuen Welt gesucht hatten, einen Tribut zu verlangen. Man forderte von ihnen stärkere Beyträge, so wie ihre Arbeiten und die Früchte ihrer Arbeiten sich vermehrten. Gleichwohl erregt die abscheuliche Last, womit ihre Waaren, ihre Bedürfnisse, ihre Sklaven belastet sind, kaum einigen geringen Widerwillen. Die Klagen betreffen insgemein die tyrannische Art, mit welcher diese öffentlichen Einkünfte erhoben werden, und den verderblichen Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind. Die Schatzkammer sagt oder glaubt sich über die Ausgaben, welche die Erhaltung der Inseln erfordert, beschwert. Sie erbieten sich hinlänglich, zu diesen Kosten beyzutragen, wenn nur die Auflagen durch die Nationalversammlungen festgesetzt würden, und diese die Verwaltung darüber hätten. Alsdann würden die Truppen regelmäßiger bezahlt, und die Festungswerker unter

der

der Aufsicht der Regierung selbst besser unterhalten. Wenn die Kolonien von dieser Menge Officiere, die sie unter dem Namen Etat-Major erschöpfen, und von der Menge habsüchtiger Unterhändler, die sie ohne Ende und ohne Maaß drückten, befreyt seyn werden, so werden sie auch auf ihre Verbesserung denken.

Es werden sich bequeme Wege von allen Seiten öffnen. Die Moräste wird man austrocknen. Den Bergströmen wird man ein Bett graben, diejenigen der Flüsse, welche die Verbindungen befördern helffen, wird man in Ordnung bringen, und wird Brücken erbauen. Die jungen Kreolen werden auf ihrem eigenen Boden einen dienlichen Unterricht erhalten, welchen sie selbst nicht dießeits des Meeres erhalten hätten. Kurz es würde ein bevollmächtigtes Korps da seyn, jene despotische Wuth, welche so oft eitle und verderbte Menschen ergreift, welche durch die Intrigue oder Unwissenheit, diese entfernte Länder zu regieren, erwählt worden sind, bis zum Fuß des Throns zu verfolgen.

Nichts scheint den Absichten einer richtigen Staatsklugheit angemessener, als den dortigen Einwohnern das Recht zu ertheilen, sich selbst zu regieren, aber auf eine dem Antrieb des Hauptlandes gemäße Art, ungefähr so wie eine Schaluppe allen Bewegungen des Schiffs folgt, das dieselbe boogsiret. Vielleicht wird man sagen, daß, weil sich das Volk auf diesen entfernten Inseln wegen der Unstätigkeit, worinn dort der Handel die Reichthümer erhält, oft erneuert, diese

diese Gährung auch vielen Abschaum verursache; und man werde da nur sehr spat Sitten und Einsichten genug erblicken, um den patriotischen Geist und das ernsthafte Wesen zu erzeugen, welches die Last der Geschäfte und die Angelegenheiten einer Nation mit Würde trägt. Dieser Einwurf schien gegründet, wenn man nur den Charakter der Europäer, die durch ihre Bedürfnisse oder ihre Laster nach Amerika getrieben werden, betrachtete, denn diese werden durch dergleichen willkührliche oder gezwungene Verpflanzungen überall fremd, und sind gemeiniglich durch den Mangel an Gesetzen, der durch eine willkührliche Polizey schlecht ersetzt wird; durch die ganz verderbte Lust nach Herrschaft, die aus dem Mißbrauch der Sklaverey entspringt; und durch den Glanz eines großen Vermögens, worüber sie ihren vormaligen schlechten Stand vergessen, gänzlich verderbt. Aber diese aus ihrem Vaterlande vertriebene Klasse von Menschen müßte keinen Einfluß in eine Staatsverwaltung haben, die man den Eigenthümern überließe, welche größtentheils in den Kolonien gebohren sind, denn die Gerechtigkeit folgt natürlicher Weise dem Eigenthum, und niemand nimmt mehr Antheil, und hat mehr Recht an der guten Regierung eines Landes, als die, denen die Geburt grosse Besitzungen geschenkt hat. Diese Kreolen, die von Natur Einsicht, Freymüthigkeit, Hoheit der Seelen, eine gewiße Liebe zur Gerechtigkeit, die aus diesen schönen Eigenschaften entspringt, besitzen, würden von den Zeichen der Achtung und des Zutrauens, die ihnen das Hauptland gäbe, indem es ihnen die Sorge überließe, das Innere

ihres

ihres Vaterlandes zu regieren gerührt, diesem fruchtbaren Boden ergeben werden, sich eine Ehre und ein Glück daraus machen, ihn zu verschönern, und alle Annehmlichkeiten einer gesitteten Gesellschaft da zu schaffen. Mitten unter der Abneigung gegen Frankreich, deren Vorwurf eine Klage über die Härte der Staatsminister dieses Landes ist, würde man in den Kolonien diese Ergebenheit entstehen sehen, die das väterliche Zutrauen allzeit Kindern einflößt. Anstatt jenes geheimen Eifers, der sie während des Kriegs bewegt, einem fremden Joch entgegen zu eilen, würde man sie alle ihre Kräfte verdoppeln sehen, um einen feindlichen Einfall zu verhüten oder zurückzuschlagen. Wenn die Furcht die Menschen unter den Augen eines mächtigen und schröcklichen Herren zurückhält, so kann ihnen in der Ferne nur die Liebe gebieten. Das ist vielleicht die einzige Triebfeder, die in den Gränzprovinzen eines Staats wirken könnte, indessen Weichlichkeit und Habsucht in der Hauptstadt selbst vor der drohenden Gewalt schweigen. Die Liebe ist eine Empfindung, die man nicht zu sorgfältig erhalten, zu weit ausdehnen kann. Aber weis sie der Fürst weder zu verdienen, noch zu erwiedern, so wird man sie auch nicht lange an ihn verschwenden. Alsdann giebt es keine Freude mehr bey öffentlichen Feyerlichkeiten, keine Entzückungen bey den Freudensbezeugungen, kein solch unwillkührliches Rufen, das einem bey dem Anblick des angebeteten Götzen entfährt. Die Neugierde leitet und treibt eine Menge Volks zu allem, was ein Schauspiel abgiebt; aber Zufriedenheit strahlt nicht mehr aus ihren Blicken. Eine finstere Unruhe

ruhe bemächtigt sich aller Gemüther. Sie verbreitet sich von einer Provinz zur andern, und von dem Hauptland in die Kolonien. Alle auf einmal geschlagene oder bedrohte Personen von Vermögen sind in Angst und in Bewegung. Machtstreiche, die durch die Unbedachtsamkeit, womit man sie wagt, vermehrt werden, beleidigen alle Herzen, und fallen nach einander auf alle Klassen. Man erlebt, daß die Rächer des Verbrechens und die Vertheidiger der Rechte der Kolonisten selbst, aus dem Grund von Amerika, als Verbrecher in die Gefängnisse Europas geschleppt werden. Die Waffen, die gegen den Feind stumpf schienen, werden gegen diese kostbaren Unterthanen des Staats geschärft. Selbst diejenigen, die sie während des Kriegs nicht vertheidigen konnten, werden hingeschickt, um sie in Friedenszeiten zu schröcken.

Nein, niemals hat das französische Ministerium seinen Besitzungen in der neuen Welt die nöthige Unterstützung angedeihen lassen, um sie für Verheerung und Einfall zu schützen, und niemals wird es diese Verbindlichkeit erfüllen, wofern es nicht in der alten Welt seine Zeughäuser, seine Werkstätte und seine Sklaven vermehrt. Philosophen aller Länder, Freunde der Menschen, verzeiht einem französischen Schriftsteller, daß er sein Vaterland auffordert, eine furchtbare Seemacht herzustellen. Sein Wunsch geht für die Ruhe der Erde, indem er wünscht, das Gleichgewicht auf dem Meer hergestellt zu sehen, das heut zu Tag die Sicherheit des festen Landes allein ausmacht.

LVIII.

Kann Frankreich eine Seemacht haben? Kömmt ihm zu, eine zu haben? Maaßregeln, welche es ergreifen muß, um eine zu haben.

Sollte man zweifeln, daß Frankreich an diese Art von Macht denken könnte? Sehet auf seine Lage. Weit genug, um von keiner Macht, die es umgiebt, abzuhängen; glücklich genug in seinen Gränzen, um durch seine Größe nicht geschwächt zu werden, liegt diese Monarchie mitten in Europa zwischen dem Ocean und der mittelländischen See. Es kann alle seine Erzeugnisse von einem Meer in das andere bringen, ohne unter den drohenden Kanonen von Gibraltar, oder der beleidigenden Flagge der barbarischen Staaten durchzufahren. Seine meisten Provinzen durchlaufen Flüsse oder Kanäle, welche die Verbindung seiner mittlern Länder mit den Seehäfen, oder dieser mit jenen versichern. Ein glücklicher Zufall hat ihm Nachbarn gegeben, die sich nicht selbst zu erhalten wissen, oder die einen blossen Einfuhrhandel unterhalten. Die Mäßigkeit seines Klima erlaubt ihm den unschätzbaren Vortheil, seine Schiffe in allen Jahrszeiten abzusenden und aufzunehmen. Der Tiefe seiner Rheden hat es zu danken, daß es seinen Schiffen den dienlichsten Bau zur Geschwindigkeit und Sicherheit geben kann.

Sollte es Frankreich an Gegenständen und an Materie zur Ausfuhr fehlen? Alle Völker zanken sich um seine Erzeugnisse der alten und der neuen Welt. Noch mehr aber hat es sich Europa und einige Theile der neuen Welt durch seine Manufakturen und seine Moden unterwürfig gemacht. Die Nationen sind gefesselt, und wickeln sich nicht wieder los. Die Bemühungen, die man überall angewandt hat, sich den Weg zu einem verderblichen Tribut zu bahnen, indem man diesen fremden Fleiß nachahmt, haben nirgends den Erfolg gehabt, den man erwartet. Die Fruchtbarkeit an Erfindung wird der Geschwindigkeit der Nachahmung immer zuvorkommen; und die Leichtigkeit eines Volks, das alles unter seinen Händen verjüngt, und bey seinen Nachbarn veralten macht, wird immer die Eifersucht und Begierde derjenigen betrügen, die es durch Nachahmung überraschen wollen. Wie könnte nicht die Schiffahrt eines Reichs beschaffen seyn, welches andern Nationen die Nahrung zu ihrer Eitelkeit, zu ihrem Staat und zu ihrer Wollust zuführt?

Sollte die Bevölkerung Frankreichs für unzulänglich gehalten werden, zahlreiche Bewaffnungen zu erlauben? Wem kann es in unsern Tagen unbekannt seyn, daß diese Macht 22,000,000 Einwohner zählt? Der Vorwurf, den man ihr macht, daß sie auf jedem Schiff mehr Matrosen halte, als ihre Nebenbuhler, beweißt er nicht schon allein, daß in diesem Staat nicht die Menschen der Kunst mangeln, sondern die Kunst den Menschen? Welches Volk hat indessen mehr Lebhaf-

haftigkeit des Genies empfangen, das den Bau der Schiffe vollkommener machen könnte, mehr von jener körperlichen Geschicklichkeit, welche zur Schonung der Zeit und der Kosten die einfache und geschwinde Regierung derselben durch leichte Mittel befördern könnte?

Sollte Frankreich deswegen zu einer Seemacht unfähig seyn, weil es in seinem Schooß nicht alle Schiffsmaterialien fände? Sind nicht seine Nebenbuhler genöthigt, eben so und mehr als selbiges aus dem nördlichen Europa Hülfe zu suchen? Geben ihnen ihr Klima, ihr Fleiß und ihre Kolonien eben so leichte Mittel an die Hand, ihren Austausch mit der baltischen See zu vollziehen?

Frankreich besitzt also alle dienliche Mittel, um eine wahre Seemacht zu seyn, aber ist dieser Stolz ihren Umständen angemessen?

Lange Zeit wußte man von nichts, als zahlreichen und kriegerischen Armeen, um zum Glück und zur Ehre zu gelangen. Beyde Indien wurden entdeckt, und diese unerwartete Begebenheit brachte eine erstaunliche Veränderung in allen Köpfen zuwegen. Vielleicht hätte sich ein billiger Stolz dahin eingeschränkt, durch Umtausch die Reichthümer und die Erzeugnisse dieser zwey grossen Theile der Erde zu erhalten. Die Liebe zur Herrschsucht, die den Nationen nur zu sehr anhängt, verursachte, daß das verderbliche und zerstörende System der Eroberungen allgemein angenommen wurde. Diese unermeßliche Ländes-

reyen wurden meistentheils unterwürfig gemacht. Man gieng noch weiter, die Menschen, die diese neuen Klima bewohnten, waren entweder zu schwach oder zu unthätig, um der Habsucht eines ungerechten Räubers zum Werkzeug zu dienen. In verschiedenen Gegenden wurden sie aus den Länderenen ausgerottet oder vertrieben, auf denen sie gebohren waren, und durch Europäer, durch afrikanische Sklaven ersetzt, welche die Erzeugnisse vermehrten, dazu sie die Keime gefunden hatten, und die verschiedene andere Pflanzungen errichteten, wozu sich ein neuer fruchtbarer und verschiedener Boden leicht gebrauchen läßt.

Man mußte diesen Pflanzungen eine Festigkeit geben, man hatte sowohl die Unruhe der Nationen zu fürchten, die wegen dieser unberührten Gegenden in Theilung begriffen waren, als auch die Eifersucht derjenigen Völker, die diesen Vortheil nicht gehabt hatten; allein eine Seemacht konnte diesen aufkeimenden Kolonien eine Dauer, ja selbst denjenigen Kolonien geben, die schon am weitesten gekommen waren. Sie vor Ueberfall zu bewahren, baute man Flotten, und bewaffnete sie. In diesem merkwürdigen Zeitpunkt gewann die Staatswissenschaft ein ganz anderes Ansehen. Die Erde sahe sich gewisser Maaßen dem Meer unterworfen, und die grossen Staatsstreiche geschahen auf dem Ocean.

Frankreich, das weniger gewohnt war, zum Beyspiel zu dienen, als vielmehr seine Meister zu übertreffen, Frankreich sahe ohne Nachahmung eine neue Macht sich erheben. Sie Seemacht kam

sogar

sogar für nichts in den zu weitläufigen Plan des stolzen Richelieu. Es war dem Monarchen vorbehalten, dessen Größe er vorbereitet hatte, seiner Flagge in beyden Welttheilen Achtung zu verschaffen; aber dieser Ruhm hatte nur kurze Dauer. Ludwig XIV. empörte durch seine Unternehmungen ganz Europa, und um den Bündnissen, die da entstanden, zu widerstehen, mußte man unzählige Armeen errichten. Bald war sein Königreich nichts mehr als ein Lager, seine Gränzen waren nur ein Gehege von Festungen. Unter dieser glänzenden Regierung wurden die Triebfedern des Staats immer zu sehr gespannt. Man kam kaum aus einer kützlichen Lage heraus, so fiel man in eine andere. Endlich mischte sich die Unordnung in die Finanzen, und in der Unmöglichkeit, alle Ausgaben zu bestreiten, wurde die Aufopferung der Seemacht vielleicht sehr unschicklich als unvermeidlich angesehen.

Seit dem Ende eines Jahrhunderts, wo die Nation ihre widrigen Schicksale durch das Andenken eines glücklichen Erfolgs wenigstens milderte, schröckte sie noch Europa durch einen vierzigjährigen Ruhm, liebte eine Regierung, die ihr Ehre gemacht, und trotzte Nebenbuhlern, die sie gedemüthiget hatten. Seit diesem Zeitpunkt hat Frankreich viel von seinem Stolz verloren, ungeachtet der Eroberungen, wodurch sich sein Gebiet vergrößert. Ein langer Friede hätte es nicht geschwächt, wenn es seine Kräfte, die zu lange zum Krieg verschwendet worden, auf die Schiffahrt gewandt hätte. Aber seine Seemacht gewann keine Festigkeit. Der Geitz eines

Ministeriums, die Verschwendungen eines andern, die Nachläßigkeit mehrerer, die Intriguen eines Hofs, welche die Regierung leiten, eine Kette von Lastern und Fehlern, eine Menge unbekannter und verachtungswerther Ursachen; alles dies hat die Nation verhindert, das auf dem Meer zu werden, was sie auf dem festen Lande gewesen war, dort wenigstens das Gleichgewicht der Macht zu zeigen, wenn es das Uebergewicht nicht seyn könnte. Selbst der Verlust, den sie in allen Welttheilen während der Feindseligkeiten, die sich im Jahr 1756 angesponnen hatten, erlitten, die Erniedrigungen, die sie bey dem Frieden vom Jahr 1763 verschlucken mußte, gaben doch dem Ministerium, das sie regierte, den Geist der Weisheit nicht, und leiteten ihre Entwürfe und ihre Kräfte zu dem System einer furchtbaren Seemacht.

Aber durch welche Mittel würde Frankreich dazu gelangen, eine Seemacht zu errichten und zu unterhalten?

Der erste Schritt, ohne welchen die andern unnütz, ja schädlich seyn würden, wäre die Aufmunterung der Handlungsschiffahrt. Sie allein kann Leute bilden, die gegen das widrige Klima, gegen die Ermüdungen der Arbeit, und gegen die Gefahr der Stürme abgehärtet sind. Diese wohl empfundene Wahrheit wird die unendlichen Hindernisse überwinden helffen, welche bis daher den fremden Schiffen ausschließlich die Ausfuhr der Waaren des Königreichs zugesichert haben, ja welche ihnen nur gar zu oft, so gar ihre eigene

Küsten-

Küstenfahrten auftragen. Man wird mir nicht zugeben, daß eine Schiffsakte, wie diejenige, welche die Größe Englands zu Stande gebracht, auf Frankreich passen würde, aber wenigstens sollte diese Krone solche Einrichtungen machen, daß ihre Unterthanen die Vortheile, welche die Schweden, die Dänen, und die Holländer ihnen bis auf ihren Rheeden entziehen, mit ihnen theilen könnten.

Diese neue Ordnung der Dinge wird niemals zu Stande kommen, wenn nicht die Handelsschiffahrt aus der Niedrigkeit, in welche sie bis daher versenkt war, empor kömmt. Das Gesetz fordert, daß kein Seefahrer ein Handelsschiff anführen könne, ohne vorher 3 Seezüge auf einem königlichen Schiff mitgemacht zu haben; es fordert, daß man nach dieser Zeit ihn zwingen könne, in Kriegszeiten wieder darauf zu dienen. Dieser verworfene Zustand, der mit diesem Dienst verknüpft ist, entfernt nothwendiger Weise Leute von guter Erziehung, von einigem Vermögen, oder guter Geburt, vom Meere. Diese schändliche Ketten müssen zerrissen werden, oder man muß der Hoffnung entsagen, den Ocean mit vielen und reichen Schiffen bedeckt zu sehen.

Die Unterdrückung, in welcher die Matrosen gehalten werden, ist noch ein anderes Hinderniß bey Vermehrung der Seefahrten. Diese Leute, die einen so wesentlichen Beytrag zum Reichthum und zur Stärke des Königreichs machen, sind alle in die Register mit der Verbindlichkeit eingetragen, sich auf den ersten Befehl des Ministers, für so lange Zeit, als er will, und bey der Be-

zahlung, die er darauf legen mag, einzuschiffen, ohne daß weder das Alter, noch Talent an der Härte dieses Zustands etwas ändern können. Selbst dann, wenn der öffentliche Dienst sie nicht beschäfftiget, können sie nicht frey mit ihren Armen und ihrem Willen ohne die Erlaubniß eines Agenten der Regierung handeln. Diese Sklaverey hält die meisten derjenigen, die Neigung hätten, von einer so nothwendigen Handthierung ab, weil sie selbige aller Freyheit beraubt. Man unterdrücke die Klassen, man mässige wenigstens derselben Strenge, und man wird die französischen Seehäfen und Küsten mit Seefahrern bedeckt sehen.

Aber wer wird sie zum Streit und zur Vertheidigung des Vaterlands anführen? Seignelay entschied, daß es der Adel seyn sollte, und seit dem hat man wie Seignelay gedacht. Hat dann die Natur den Edelleuten ausschließlich eine körperliche Beschaffenheit mitgetheilt, welche das Klima, der Hunger, und die Strapazen nicht ermatten können? Hat sie ihnen ausschließlich jene Kühnheit, welche den Gefahren trotzt, und das kalte Blut, womit man sie übersteigt, gegeben? Hat sie ihnen ausschließlich das Genie mitgetheilt, das den Sieg entscheidet und bestimmt? Die Meynung, das Vorurtheil geben, wie man sagt, den Menschen aus diesem Rang eine Ehrbegierde, eine Gleichgültigkeit für die Reichthümmer, die sich in den andern Ständen nicht finden. Wie! im Schooß eines verderbten Hofes, in den Ruinen eines verfallnen Schlosses, sollte man vorzüglich die Grundsätze des erhabenen

Geistes,

Geistes, und der Uneigennützigkeit suchen müssen? Ach! Glaubt, daß der Sohn eines Seemanns, dessen gedeihliche Geschäfte das Glück gekrönt hat, und der keinen andern Stolz haben kann, als den, seinen Namen berühmt zu machen, nicht weniger zu merkwürdigen Thaten, zu großen Opfern berufen ist, als jener junge Edelmann, der sich stets mit den Lorbeeren seiner Vorfahren umgiebt. Seit wann ist der Titel, den man hat, ein mächtigerer Sporn, als der nach dem man trachtet? Was war der erste, der den Adel verdiente, bevor er selbigen erhalten hatte? Setzt an seine Stelle einen seiner erlauchten Nachkommen, und er würde seine Kinder und Neffen, als gemeine Bürger zurückgelassen haben. Der wahre Adel stack in dem Blut und in dem Schicksal, bevor er auf Pergament glänzte. Man muß Glück und Verdienste haben. Glück, das uns den großen Begebenheiten entgegenrückt. Verdienst, das uns selbige ergreiffen läßt. Alle diejenigen, die in den vergangenen Jahrhunderten sich adeln ließen, alle diejenigen, die es noch in den folgenden Jahrhunderten thun werden, haben bewiesen, und werden beweisen, daß der Himmel diese zwey großen Weege nur einer kleinen Anzahl Menschen öffnet, und daß es eben so leicht ist, eine erhabene Seele unter einem bürgerlichen Kleid zu haben, als eine niederträchtige unter dem Ordensband. Die Herzhaftigkeit, die Tugend und das Genie finden sich in allen Ständen. Aber wollt ihr aufrichtig wissen, was daran sey? Oeffnet ohne Unterschied die Laufbahn allen denjenigen, die eine gute Erziehung werden genossen haben. Man schiffe sie auf Kriegsschiffe ein; man

man lasse sie einige Seezüge, unter erfahrnen Anführern mitmachen; man unterwerfe sie allen Arbeiten und all dem Mangel, welchen eine so schwere Beschäftigung mit sich bringt. Erlaubt nach diesen Probezeiten denjenigen Zöglingen, welche die meiste Stärke, Einsicht, Herzhaftigkeit und Nacheiferung werden gezeigt haben, den Zutritt zu der königlichen Seemacht.

Die Schönheit einer Kunst, durch die zuweilen die Elemente beherrscht werden; die Vortheile eines Geschäfts, wo die Gelegenheiten häufiger sind, und bey welchem die Ehre unzertheilbar ist, so bald man zu Anführung des kleinsten Schiffs berufen ist; diese Ursachen werden sie antreiben, unaufhörlich zu studieren, nachzudenken, und vorzüglich sich praktisch zu üben; denn bey diesem Geschäfte hat auch die gelehrteste Theorie nöthig, von einer beständigen Uebung begleitet zu werden. Sowohl in den Seeschlachten, als bey der gewöhnlichen Schiffahrt müssen die Entschlüsse so schnell seyn, daß sie vielmehr eine Würkung der Gesinnung, als des Nachdenkens zu seyn scheinen. Der Seemann hat vorzüglich jene entscheidende Entschlüsse, jene schnellen Erleuchtungen nöthig, wie sie ein erhabener Redner so gut in der Lobrede eines großen Schiffhauptmanns geschildert hat, und diese schnellen Naturtriebe und Talente, um einen weniger erhabenen Ausdruck zu gebrauchen, sind mehr das Erbtheil der Erfahrung, als der Theorie.

Eine beständige Uebung! Wie fremd ist dieses Wort bey dem französischen Seewesen! Getrennte Bewaffnungen; Seefahrten von einem Tag, wo man,

man, wenn aus einem Hafen ausgefahren wird, den Tag wieder vor sich sieht, den man herein kommen kann. Küsten, die man mit eben so wenig Aufmerksamkeit durchläuft, als die Länder, die man auf der Post besucht. Kolonien, aus denen man eben so fremd abfährt, als man da angekommen. Versendungen, wo man nur die Gedanken einer schnellen Zurückkehr mitbringt, und wo man die Augen und das Herz beständig seinen Gewohnheiten zugekehrt hat. Schiffe, die man als ein Gefängniß betrachtet, und die man mit Herzensfreude verläßt, ohne weder dessen Fehler, noch dessen Eigenschaften zu kennen. Ach Franzosen! ach meine Mitbürger! sehet in der genauesten Wahrheit, sehet, wie der traurige Zustand der Seemacht eures Vaterlandes beschaffen war.

Sendet an die Stelle dieser nach und nach erfolgenden Ausrüstungen einiger einzelnen Fregatten, deren vorbeyrauschende Versendung von keinem wahren Nutzen ist, drey oder mehr Jahre dauernde Geschwader an die Ufer der alten und der neuen Welt, wo ihr Niederlassungen habt, oder einen starken Handel hintreibt. Diese unterrichtenden Seezüge können beständig die Hälfte eurer geringern Schiffe und einige Linienschiffe beschäftigen. Alsdann werden diejenigen Officiere, die an ihrem Stand nur wegen der Leichtigkeit hangen, womit sie ihre Pflichten nicht erfüllen dürfen, die Parthie ergreifen, sich zurückzuziehen. Dann werden diejenigen, die in diesem gefährlichen und ehrenvollen Geschäfte verharren, Kenntnisse, Erfahrung, Liebe für ein Element erlangen,

gen, auf welchem sie ihren Ruhm und ihr Glück finden sollen. Dann werden die Untergebenen, die eifersüchtig sind, Befehlshabern gefällig zu seyn, die bestimmt sind, ihnen lange Zeit zu befehlen, die Subordination kennen lernen. Dann wird die Mannschaft, die mit Sorgfalt zum Dienst und zur Regierung der Schiffe durch Befehlshaber, die auch die Frucht so vieler Mühe einerndten sollten, abgerichtet worden, mit mehrerm Entschluß und mit mehrerer Fähigkeit streiten. Europa schien erstaunt zu seyn, daß die Franzosen als würdige Nachahmer der Engländer zu Anfang der letztern Kriege jene ehrenvolle Gleichheit schienen verloren zu haben. Verschiedene Ursachen hatten auf diese Veränderung Einfluß. Die vornehmste, die nicht bemerkt worden ist, ist, daß die erstern bey jedem Seezug neue Matrosen gehabt, und daß ihre Gegner die nemlichen bis ans Ende der Feindseligkeiten behalten haben. Auf diese Berichtigung der Stationen werden andere nicht weniger wichtige Verbesserungen erfolgen. Das Korps des Seewesens, das gegenwärtig zu zahlreich, und mit unnützen und müßigen Mitgliedern überladen ist, wird alsdann nach der Anzahl der Schiffe und der Ausrüstungen verhältnißmäßig seyn. Man wird jene verschiedene Abtheilungen, die so viele Eifersucht ohne Nacheiferung erregen, und welche aus einem angeerbten Haß oft die am besten ausgedachten Entwürfe scheitern machen, aufheben. Die Rangordnung, welche überall und in allen Jahrhunderten das Genie und die Talente unterdrückt hat, wird aufhören, bey den Beförderungen und Belohnungen zur Richtschnur zu dienen. In der zu großen

An-

Anzahl von Stufen, die man zu durchgehen hat, werden verschiedene unterdrückt werden, damit es möglich sey, daß man vor dem durch die Natur vorgeschriebenen Alter den Dienst zu verlassen, allenfalls zur Befehlshaberstelle gelangen könne. Wenn man glaubt, daß die Klassen beyzubehalten nöthig ist, so wird deren Aufsicht verändert, und besser geordnet werden. Diejenigen Admirale, deren Alter, Arbeit und Wunden ihre Kräfte, Herzhaftigkeit und Thätigkeit vermindert haben, werden ein Richteramt ausmachen, das für die Wahl der Schiffsrüstungen, für ihre Erhaltung und ihren Gebrauch Sorge tragen wird. Dieses soll in das Korps aufnehmen, über die Beförderungen entscheiden, Befehle ertheilen, die Seezüge anordnen, und so viel es seyn kann, die Ausführungen regieren. So wird in Zukunft der Rath eines Ministers beschaffen seyn, dem seine Verrichtungen unbekannt sind, der hundert Meilen vom Meer entfernt wohnt, der aus Hang oder aus Nothwendigkeit einem stürmischen Hof ergeben ist, und der bisher noch immer das Spiel einiger unbekannter, unwissender und eigennütziger Abentheurer gewesen ist.

In dem Maaße, als die Verbesserungsentwürfe, von denen so eben gesprochen worden, in Ausübung kommen werden, wird man die Schiffe, die in der Unthätigkeit verfaulen, wieder ausbessern, und andre erbauen. Frankreich wird in kurzem zahlreiche Flotten besitzen. Aber woher sollen die Quellen kommen, sie in Thätigkeit zu bringen?

Reißt die zu prächtigen oder unnützen Gebäude ein, deren Unterhaltung verderblich ist. Macht

den

den Treulosigkeiten bey dem Einkauf des Schiffsvorraths, die nur gar zu gewöhnlich sind, und den Nachläßigkeiten, die bis daher auf dessen Erhaltung verwandt worden, ein Ende. Hebt jene müssigen Uebungen auf, welche die Begünstigung ohne Maaß in euern Zeughäusern vermehrt hat. Macht den Gang eurer Verwaltung so einfach als möglich, indem ihr in euren Zahlungen gerecht und genau seyd. Vermindert die, nach dem Geständniß aller uneigennützigen Leute, zu zahlreichen Ausrüstungen eurer Schiffe. Bringt alle diejenigen Offiziere, welche der Dienst des Staats nicht auf dem Meere beschäftigt, auf den halben Sold. Verbannet alle Art von Pracht, von Weichlichkeit, und von Wollust, welche eure Vertheidiger entkräften und euer Geschwader zu Grunde richten. Macht das Kalfatern, das Ausbessern eurer Schiffe seltener. Nach diesen Veränderungen werden die gegenwärtigen der Seemacht angewiesenen Kapitalien hinlänglich seyn, diesen so wesentlichen Theil eurer Macht auf einen achtungswürdigen Grad zu bringen. Es giebt sogar ein einfaches Mittel, ihn ohne neue Ausgaben nach höher zu treiben, und zwar auf folgende Art.

Frankreich hat in der neuen Welt Kolonien errichtet, die ihm jährlich für hundert Millionen Waaren schicken. Ein so vortreffliches Erzeugniß könnte ihm nicht entgehen, ohne eine unermeßliche Lücke in seinem baaren Geld, in seiner Bevölkerung, in seiner Arbeitsamkeit, in seinen öffentlichen Einkünften zu machen. Die Wichtigkeit dieser reichen Pflanzörter zu erhalten hat man

mpfunden; und um den Entzweck zu erreichen, hat man zu Truppen und Festungen seine Zuflucht genommen. Die Erfahrung hat die Schwäche dieser Vertheidigung bewiesen. Sie gehört der Seemacht und nur ihr allein zu. Man übergebe also die Inseln ihren Segeln, und lege das Geld, das dieser unzulängliche Schutz der ihnen ertheilt wurde, kostete, in ihre Kasse. Alsdann werden sich die gewöhnlichen Kapitalien der französischen Seemacht hinlänglich finden, ihren Unternehmungen Würde und Vortheil zu verschaffen.

So ist die Hoffnung von Europa. Es wird seine Freyheit nicht gesichert glauben, bis daß es auf dem Ocean eine Flagge wird segeln sehen, die vor der Großbrittanischen nicht zittert. Die Wünsche der Nation gehen jetzt für diejenige Macht, welche sie gegen die Behauptungen eines einzigen Volks, für die Universal-Monarchie auf den Meeren wird vertheidigen können; und nur Frankreich ist im Stande, sie von dieser Unruhe zu befreyen. Das System des Gleichgewichts befiehlt also, daß der Hof von Versailles seine Seemacht vermehre, um so mehr, da er es nicht thun kann, ohne seine Landmacht zu schwächen; alsdann wird sein zwischen beyden Elemente, getheilter Einfluß für Niemand mehr furchtbar werden, als für diejenigen, welche die Harmonie dieses Systems stören wollen.

Und möchte doch diese große schon angefangene Veränderung, von einigen der von mir angezeigten Verbesserungen begleitet, noch vollzogen werden, ehe

ehe ich sterbe. Alsdann werde ich die wahre Belohnung für mein Nachtwachen erhalten haben. Alsdann werde ich ausruffen: Ich habe also doch nicht vergeblich beobachtet, nachgedacht, und gearbeitet! Alsdann würde ich mich an den Himmel wenden, und zu ihm sagen: „Nun „kannst du über mich befehlen, denn meine „Augen haben den Glanz meines Vaterlan„des, und die für alle Nationen wiederher„gestellte Freyheit der Meere gesehen“

Ende des dreyzehnten Buchs.

Philosophische und politische

Geschichte

der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Vierzehntes Buch.

Niederlassungen der Engländer auf den amerikanischen Inseln.

Eine neue Ordnung der Dinge wird sich unsern Augen vorstellen. England ist in der neuern Geschichte das Land großer Staatsbegebenheiten. Hier hat man die Freyheit aufs heftigste mit der unumschränkten Macht im Kampf, bald unter ihre Füsse getretten, bald von jener bezwungen gesehen. Hier hat sie mit einem

Triumph geendiget, und bis zur Religionsschwärmerey hat alles zu diesem Sieg beygetragen. Hier haben ein König, der durch rechtliches Verfahren aufs Blutgerüste geschleppt wurde, ein anderer, der durch einen Nationalschluß mit seinem ganzen Geschlecht abgesetzt wurde, der Welt starke Lehren gegeben. Hier hat man mitten unter bürgerlichen Zuckungen und in den Zwischenzeiten einer kurzdauernden Ruhe die genauen und tiefdenkenden Wissenschaften aufs höchste getrieben, und die Köpfe zum untersuchen, zum nachdenken und zur Beschäftigung mit der Regierung sich gewöhnen sehen. Hier ist endlich nach langen und heftigen Erschütterungen jene Verfassung entstanden, die, wenn sie nicht vollkommen, nicht ohne Unbequemlichkeiten, wenigstens die nach der Lage des Landes am glücklichsten gewählt ist; diejenige, die für seinen Handel am besten taugt; die am dienlichsten ist, das Genie, die Beredsamkeit und alle Eigenschaften des menschlichen Verstandes zu entwickeln; die einzige vielleicht, wo, seitdem der Mensch in Gesellschaft lebt, die Gesetze ihm seine Würde, seine persönliche Freyheit, seine Freyheit zu denken zugesichert haben, wo sie ihn mit einem Wort zum Bürger, das ist, zu einem würklichen und ergänzenden Theil des Staats und der Nation gemacht haben.

I.

Wie war der Zustand von England beschaffen, als es anfieng, Kolonien in den amerikanischen Inseln zu errichten?

England hatte der Welt seine große Auftritte noch nicht gegeben, als es schon seine Niederlassungen im amerikanischen Archipel anfieng. Damals beschäftigte sich ihr Feldbau weder mit dem Flachs, noch mit dem Hanf. Die Versuche, die man gemacht hatte, Maulbeerbäume und Seidenwürmer zu erziehen, waren nicht glücklich. Alle Sorgfalt des Landmannes war auf die Vermehrung des Korns gerichtet, welches ohnerachtet des Geschmacks der Nation für das Landleben, noch selten zum Unterhalt des Königreichs hinreichte, ein großer Theil seiner Kornböden ward durch die am baltischen Meere liegende Felder angefüllt.

Das Manufakturwesen war noch weiter zurück, als der Landbau. Es bestand bloß in Wollenwerk. Seit einigen Jahren, da die Ausfuhr der rohen Materialien verboten war, hatte es sich vermehret. Aber ein auf einer Insel wohnendes Volk, welches blos für sich zu arbeiten schien, hatte seinen Zeugen noch nicht die Ueppigkeitszierathen zu geben gewußt, die der Geschmack zu besserm Abgang und Verzehrung erfindet. Sie giengen nach Holland, um da gefärbt und

glänzend gemacht zu werden, und von da aus wurden sie durch ganz Europa vertrieben, und kamen oft selbst wieder nach England zurück.

Die ganze Schiffahrt beschäftigte kaum zehn tausend Matrosen. Sie standen in Diensten der ausschließenden Gesellschaften, welche sich aller Handlungszweige bemächtiget hatten, ohne den Handel mit Tüchern, der allein neunzehn Theile von allem dem betrug, was die Nation verkaufte, davon auszuschließen. Auf die Art befanden sich dieselben gänzlich in den Händen von drey bis vier hundert Personen, die sich unter einander beredeten, um den Preis der Waaren sowohl bey der Einfuhr, als bey der Ausfuhr zu ihrem Vortheil festzusetzen. Das Privilegium dieser Monopolisten ward in der Hauptstadt ausgeübt, wo der Hof die Provinzen verkaufte. London allein hatte sechsmal mehr Schiffe, als alle übrigen Hafen Englands.

Das öffentliche Einkommen war und konnte nicht sehr ansehnlich seyn. Es ward verpachtet; ein verderbliches Verfahren, welches in allen Staaten vor der Verwaltung hergegangen ist, aber nur unter den unumschränkten Regierungen fortgedauert hat. Die Ausgaben waren dem geringen Fiskus angemessen. Die Flotte war nicht zahlreich, und die Fahrzeuge, aus welchen sie bestand, waren so schwach, daß, wenn es die Noth erforderte, die Kauffahrteyschiffe in Kriegsschiffe verwandelt wurden. Hundert und sechzig tausend Mann Miliz, aus denen die Nationalmacht bestand, standen in Kriegszeiten unter dem Gewehr.

Gewehr. Niemals aber sah man Truppen auf den Beinen in Friedenszeiten, und der Landesherr selbst hatte keine Wache.

Mit so eingeschränkten innerlichen Mitteln schien es, als sollte die Nation sich nicht durch Kolonien weit ausbreiten. Indessen gründete sie welche, die tiefe Wurzeln zum Flor schlugen. Diese Besitzungen erhielten ihren Ursprung aus Begebenheiten, deren Grund in Dingen aus sehr weit entfernten Zeiten lag.

II.

Ursachen, welche die Bevölkeruag der englischen Inseln beschleunigten.

Wenn man die Geschichte und den Gang der englischen Staatsverfassung kennt, so weis man, daß die königliche Gewalt lange Zeit nur von einer kleinen Anzahl grosser Landeigenthümer, die man Baronen nannte, in Schranken gehalten wurde. Sie unterdrückten unaufhörlich das Volk, dessen gröster Theil durch die Sklaverey erniedrigt ward; und rangen unaufhörlich bald mit gutem, bald mit schlechtem Erfolg, je nachdem die Denkungsart der Oberhäupter und die zufälligen Umstände beschaffen waren, gegen die Krone. Wegen dieser politischen Streitigkeiten flossen Ströme von Blut.

Das Reich war zwey hundert Jahre lang durch bürgerliche Kriege erschöpft, als Heinrich VII das Ruder desselben bey Ausgang einer Schlacht ergriff, wo die in zwey Lager getheilte Nation gekämpft hatte, um einen Herrn über sich zu setzen. Dieser geschickte Fürst machte sich die Ermattung, worinn lange anhaltende Nöthen seine Unterthanen gelassen hatten, um das königliche Ansehen zu erweitern, dessen Gränzen die Anarchie der Lehnregierung immer eingeschränkt, aber niemals hatte festsetzen können, zu Nutzen. In diesem Unternehmen war ihm die Parthie behülflich, die ihm die Krone auf das Haupt gesetzt hatte, und die, weil sie die geringste Anzahl ausmachte, nicht anders hoffen konnte, sich in den vornehmsten Ehrenstellen, wozu sie sich empor geschwungen hatte, zu behaupten, als wenn sie den Ehrgeitz ihres Anführers unterstützte. Man bildete diesen Entwurf zu einiger Stätigkeit aus, indem man dem Adel zum erstenmal die Erlaubniß gab, seine Güter zu veräußern. Diese gefährliche Gunst, sammt dem Reitz der Ueppigkeit, die sich in Europa einschlich, brachte eine große Veränderung in den Besitzungen hervor, die unermeßlichen Lehngüter der Baronen verschwanden nach und nach, und der Gemeinen ihre Besitzungen erweiterten sich.

Da die Rechte, die den Ländereyen anhängen, zugleich mit ihrem Besitz getheilt waren, so war es um desto schwerer, den Willen und die Macht vieler gegen einen einzigen zu vereinigen. Die Monarchen machten sich diesen zur Erweiterung ihrer Macht günstigen Zeitpunkt zu Nutzen,

um

um ohne Hinderniß und ohne Widerspruch zu regieren. Die gesunkenen Grossen fürchteten sich vor einer Macht, welche sie mit allem, was sie verloren, verstärkt hatten. Die Gemeinen hielten sich für geehrt genug, daß sie die Nationalauflagen festsetzen sollten. Das Volk, das durch diesen geringen Antheil an der Staatsverfassung sein Joch nicht mehr ganz so stark empfand, und das sich immer in den engen Schranken seiner Begriffe auf die Besorgung seiner Angelegenheiten oder Arbeiten einschränkt, war des Aufrührens überdrüßig, wegen der Verwüstung und des Elendes, das daraus entspringt. Wenn also die Augen der Nation die landesherrliche Macht suchten, die in den Unordnungen der bürgerlichen Kriege verloren gegangen war, so heftete der Monarch allein alle Blicke auf sich. Die Majestät des Thrones, die allen ihren Glanz auf ihn zusammen warf, schien die Quelle der Gewalt, dessen blos sichtbares Zeichen und beständiges Werkzeug sie seyn sollte.

Dies war die Lage von England, da Jakob I. aus Schottland, als einziger Erbe beyder Reiche, welche durch seine Thronbesteigung in eine Hand kamen, dahin berufen ward. Ein unruhiger Adel, der seine Wuth seinen barbarischen Vasallen einflößte, hatte Unruhe und das Feuer des Aufruhrs in jenen nördlichen Bergen angelegt, durch welche die Insel in zwey Staaten getheilt wird. Der Monarch hatte von seiner Kindheit an eben so viele Abneigung gegen die eingeschränkte Gewalt bekommen, als das Volk gegen den Despotismus einer unumschränkten Monarchie Abscheu gefaßt

hatte. Letztere herrschte in ganz Europa; und wie hätte der neue König, der eben so viel war als die andern Fürsten, nicht nach eben der Macht trachten sollen? Seine Vorfahren hatten sie seit hundert Jahren in England selbst besessen. Aber er sah nicht ein, daß das ein Glück sey, das sie ihrer geschickten Staatsklugheit, oder denen sie begünstigenden Umständen zu verdanken hatten. Dieser theologisch gesinnte Fürst, der alles von Gott, und nichts von den Menschen erhalten zu haben glaubte, meynte, ihm allein wohne Vernunft, Weisheit, kluger Rath bey; und er schien sich die Untrüglichkeit beyzulegen, welche die Reformation, deren Lehrsätze er annahm, ohne sie zu lieben, den Päbsten geraubt hatte. Diese falschen Grundsätze, die aus der Regierung ein um so unerträglicheres Religionsgeheimniß machen würden, als es zu gleicher Zeit über Meynungen, Willen und Handlungen herrschen müßte, hatte mit allen andern Vorurtheilen einer schlechten Erziehung so tiefe Wurzeln bey ihm geschlagen, daß er nicht einmal darauf dachte, sie mit irgend einem der von der Klugheit oder Gewalt entlehnten menschlichen Hülfsmittel zu stützen.

Nie konnte etwas schlechter mit irgend etwas übereinstimmen, als dies System mit der allgemeinen Beschaffenheit der Gemüther. Alles war in und außerhalb in Bewegung. Amerikas Entdeckung hatte Europas Reife beschleunigt. Die Schiffahrt umfaßte den ganzen Erdball. Der Umgang der Völker mit einander sollte die Geißel der Vorurtheile werden; er öffnete dem Fleiß und den Einsichten ein Thor. Die mechanischen und

die

die freyen Künste erweiterten sich und giengen durch die Ueppigkeit auf die Vollkommenheit los. Die Litteratur fieng an, die Zierrathen des guten Geschmacks anzunehmen. Die Wissenschaften erlangten jene Gründlichkeit, die der rechnende Geist des Handels ihnen giebt. Die Staatsklugheit erweiterte die Sphäre mit ihren Aussichten. Diese allgemeine Gährung erhöhte die Begriffe der Menschen. Bald fiengen alle Theile, die den ungeheuern Koloß der gothischen Regierung ausmachten, und seit verschiedenen Jahrhunderten in dem Todtenschlafe der Unwissenheit gelegen hatten, von allen Seiten an sich zu regen, und Unternehmungen zu wagen. Auf dem festen Lande, wo der Vorwand der Kriegszucht feile Heere erfunden hatte, erhielten die meisten Fürsten eine unumschränkte Macht, indem sie ihre Unterthanen durch Gewalt oder List unterdrückten. In England aber entzündete die Liebe zur Freyheit, die dem Menschen, der da empfindet, oder denkt, so natürlich ist; die bey dem Volk durch die Neuerungsstifter in der Religion erregt wurde; in den Gemühern aber, die durch eine genaue Bekanntschaft mit den grossen Schriftstellern des Alterthums, welche die erhabenste Vernunft und Empfindung aus der Demokratie schöpften, gebildet waren, von selbst erwachte; diese Liebe zur Freyheit entzündete in allen edelmüthigen Herzen einen übermäßigen Haß gegen die uneingeschränkte Gewalt. Das Ansehen, das sich Elisabeth durch ein vierzigjähriges Glück zu erwerben und zu erhalten wußte, hielt diese Unruhe zurück, oder leitete sie auf Unternehmungen, die dem Staat nützlich waren. Aber sobald war nicht ein fremdes

Haus auf dem Thron, und der Scepter in den Händen eines, selbst durch die Gewaltsamkeit seiner Ansprüche eben nicht furchtbaren Monarchen, als die Nation auf ihre Rechte Ansprüche machte und den Ehrgeiz hegte, sich selbst zu regieren.

Darauf brachen lebhafte Streitigkeiten zwischen dem Hof und dem Parlement aus. Beyde Mächte schienen, ihre Kräfte zu versuchen, indem sie beständig an einander stießen. Der Fürst gab vor, man sey ihm einen blos leidenden Gehorsam schuldig, und die Nationalversammlungen dienten der Reichsverfassung zur Zierde, nicht zur Grundlage. Die Bürger protestirten heftig gegen diese Grundsätze, die immer schwach sind, sobald sie bestritten werden, und behaupteten, das Volk sey das wesentliche bey der Regierung, so sehr und mehr noch, als der Monarch. Eins ist die Materie, das andere die Form. Nun kann und muß die Materie zu ihrer Erhaltung die Form verändern. Das höchste Gesetz ist die Wohlfahrt des Volks, nicht des Fürsten. Der König kann sterben, die Monarchie untergehen, und die Gesellschaft doch ohne Monarchen und Thron bestehen. So sprachen die Engländer gleich bey Dämmerung ihrer Freyheit. Man schikanirte einander, man war einander zuwider, man drohte einander. Jakob beschloß sein Leben mitten unter diesen Streitigkeiten, und hinterließ seinem Sohn seine Rechte zu verfechten, sammt dem Entschluß, sie zu erweitern.

Die Erfahrung aus allen Jahrhunderten hat dargethan, daß die Ruhe, die aus der unumschränkten Gewalt entspringt, die Gemüther erkältet, den Muth niederschlägt, das Genie in enge Schranken zwingt, eine ganze Nation in eine allgemeine Schlafsucht versenkt. Aber laßt uns die stufenweisen Grade dieses Elendes entwickeln, die Völker mögen das tiefe Nichts, in welchem sie kriechen, oder damit sie bedroht sind, kennen.

In eben dem Zeitpunkt, wo sich mitten aus einer Nation das große Schreckbild, auf welches man seine Blicke nur zitternd hefftet, erhob, theilten sich die Unterthanen in zwey Klassen. Die einen entfernten sich aus Furcht; die andern nährten sich aus Stolz; und diese versprechen sich die Sicherheit in dem Bewußtseyn ihrer niedrigen Denkungsart. Sie machen zwischen dem Despoten und dem übrigen Theil der Nation eine Art Untertyrannen aus, die nicht weniger zu fürchten und nicht weniger grausam als ihre Herren sind. Sie führen nur diese Worte im Munde: Der König; der König hat es gesagt; der König will es; ich habe den König gesehen; ich habe mit dem König zu Nacht gespeiset; es ist die Absicht des Königs. Diese Worte werden immer mit Erstaunen angehört, und am Ende für Befehle des Regenten angenommen. Wenn noch einige Macht übrig bleibt, so ist sie bey dem Kriegsheer, das seine ganze Wichtigkeit fühlt, und daher nur desto trotziger wird. Und der Priester, was spielt der für eine Rolle? Ist er begünstigt, so hilft er durch sein Beyspiel

spiel und seine Reden das Volk vollends viehisch zu machen. Wird er nicht geachtet, so wird er mürrisch, stiftet Unruhen, und sucht einen Schwärmer, der sich dazu gebrauchen läßt. Ueberall, wo weder feste Gesetze, noch Gerechtigkeit, noch eine befestigte Form, noch wahres Eigenthum statt hat, sind die Obrigkeiten wenig oder nichts; sie erwarten ein Zeichen, um zu seyn, was man will. Der Vornehmste kriecht vor dem Prinzen, und das Volk kriecht vor dem Vornehmen. Die natürliche Würde des Menschen ist verschwunden. Er hat keinen Begriff von seinen Rechten mehr. Rund um einen Despoten, seine Stützen, seine Günstlinge werden seine Unterthanen mit eben der Unachtsamkeit unter die Füße getretten, mit welcher wir die Insekten, die auf unsern Feldern im Staub wimmeln, zertretten. Die Sittenlehre ist verdorben. Es kömmt ein Zeitpunkt, wo die schreyendsten Bedrückungen, die unerhörtesten Angriffe, die Schwärze ihres Charakters und das Empörende verlieren werden. Derjenige, der die Namen der Tugend, der Vaterlandsliebe, der Billigkeit aussprechen würde, würde nur ein überkluger Kopf seyn, ein Ausdruck, der allzeit eine verwerfliche Nachsicht für Unordnungen anzeigt, von denen man seinen Vortheil hat. Der große Haufen der Nation wird ausgelassen und abergläubisch, denn die unumschränkte Macht kann sich weder ohne Beyhülfe festsetzen, noch ohne die Stütze des Aberglaubens erhalten; denn die Dienstbarkeit verleitet zur Schwelgerey, in welcher man Trost sucht, und die niemals unterdrückt wird. Einsichtsvolle Leute, wenn deren übrig sind, haben ihre Absichten, schmeicheln den

Gros-

Grossen, und bequemen sich zur politischen Religion. Die Tyranney, welche in ihrem Gefolge die Kundschafter und die Ankläger mit sich führt, verursacht, daß Ankläger und Spionen in allen Staaten sind, ohne auch die besten davon auszunehmen. Da das mindeste Versehen den Schein der Verletzung der geheiligten Majestät bekömmt, so sind die Feinde sehr gefährlich, und die Freunde sehr verdächtig. Man denkt wenig; man redet nicht, und fürchtet sich, sich in Gespräche einzulassen, man wird vor seinen eigenen Gedanken schüchtern, der Weltweise verbirgt seine Gesinnungen, wie der Reiche sein Geld. Das klügste Leben ist dasjenige, das am wenigsten bekannt ist. Das Mißtrauen und der Schröcken machen die Grundlage der allgemeinen Sitten aus. Die Bürger leben getrennt, und eine ganze Nation wird melancholisch, kleinmüthig, dumm und stumm. Dies sind die Fesseln, dies sind die traurigen Anzeigen oder die Stuffenleiter des Elendes, auf welcher jedes Volk den Grad des seinigen erkennen kann.

Wenn ihr auf die Vorboten, die vorhergehen, zurückdenkt, und euch das Gegentheil vorstellt, so werden sie euch die Bewegungen der Gesetzgebung anzeigen, die zur Freyheit abzwecken. Sie sind unruhig, schnell, heftig; sie sind ein geringeres oder heftigeres Fieber, aber stäts mit starken Bewegungen begleitet, alles kündigt Aufruhr und Mord an. Alles läßt vor einer allgemeinen Trennung erzittern, und wenn das Volk nicht zum äußersten Elend bestimmt ist, so schwingt sich seine Glückseligkeit nur in seinem Blut empor.

England erfuhr es gleich in den ersten Zeiten der Regierung Karl I., der nicht so pedantisch, aber eben so gierig nach Gewalt war, als sein Vater. Der zwischen dem König und dem Parlement entstandene Zwist bemächtigte sich der ganzen Nation. Der hohe und der reichste Adel vom zweyten Rang, in der Besorgniß, sich mit dem gemeinen Haufen vermengt zu sehen, ergriff die Parthie des Monarchen, von dem er diesen geborgten Glanz empfängt, den er ihm allzeit durch eine freywillige und feile Knechtschaft erwiedert. Da sie noch grösstentheils grosse Güter besaßen, so brachten sie fast alles Landvolk auf ihre Seite, welches den Fürsten natürlicher Weise liebt, weil es fühlt, daß dieser es auch lieben muß. London und die vornehmen Städte, denen die Municipalregierung einen republikanischen Geist einflößt, erklärten sich fürs Parlement, und rissen die Handelsleute mit sich hin, die sich nicht weniger achteten, als die holländischen, und also nach der Freyheit dieses demokratischen Staats trachteten.

Mitten aus diesen Zwistigkeiten entsprang der lebhafteste, blutigste, hartnäckigste bürgerliche Krieg unter allen, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat. Niemals hatte sich der englische Nationalcharakter auf eine so schröckliche Art gezeigt. Jeder Tag sahe neue Entsetzlichkeiten begehen, von denen man glaubte, sie seyen auf den höchsten Gipfel getrieben, und die noch durch abscheulichere Dinge in Vergessenheit gebracht wurden. Die Nation schien ihrem letzten Zeitpunkt nahe zu seyn, und jeder Britte geschworen zu haben, daß er sich unter die Trümmern seines Vaterlandes begraben wolle.

III.

Mit was für Menschen die englischen Inseln anfangs besezt wurden.

Bey diesem allgemeinen Feuer suchten minder hitzigen Gemüther eine ruhige Freystatt auf den amerikantschen Inseln, deren sich die englische Nation jüngst bemächtigt hatte. Die Ruhe, die sie da fanden, vermehrte das Auswandern. So wie das Feuer im Hauptlande weiter um sich griff, erweiterten und bevölkerten sich die Kolonien. Mit den Bürgern, welche die Parthien flohen, vereinigten sich bald die durch die Republikaner unterdrückten Royalisten, da jene endlich die Oberhand behalten hatten.

Hinter beyden Theilen her sah man jene unruhigen, voll Feuer seyenden Menschen in die neue Welt hinziehen, denen starke Leidenschaften, grosse Begierden und weitläufige Projekte einflößen; die den Gefahren und den Arbeiten, aus welchen sie nur zwey Ausgänge, den Tod oder ein großes Glück sehen, Troz bieten; die nur das Aeußerste, Reichthümer oder Elend kennen, die eben so fähig sind, ihr Vaterland umzustürzen, als ihm zu dienen; es zu verheeren, als es zu bereichern.

Die Inseln waren auch noch der Zufluchtsort der Handelsleute, welche unglücklich getriebene Geschäfte, oder die Verfolgungen ihrer Gläubiger zur Dürftigkeit gebracht, und in Müßiggang ver-

versetzt hatte. Das Unglück, gezwungen zu seyn, ihre Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, war für sie die Quelle des Glücks. Nach einigen Jahren sah man sie mit Pracht wieder kommen, und in ihren Provinzen, aus welchen sie der Schimpf und eine allgemeine Verlassung verbannt hatten, auf den höchsten Gipfel der Achtung steigen.

Diese Hülfe war jungen Leuten, die das erste Aufbrausen der Jahre des Vergnügens zu den Ausschweifungen einer unordentlichen Lebensart hingerissen hatte, noch nothwendiger. Hätten sie nie ihr Land verlassen, so hätten Schimpf und übler Ruf, welche niemals ermangeln, die Seele zu Boden zu schlagen, sie verhindert, wieder gute Sitten und die allgemeine Hochachtung zu erlangen. Aber in ein neues Land, wo die Erfahrungen eines lasterhaften Lebens Lehren der Weisheit für sie werden konnten; wo sie keinen Eindruck ihrer Fehler wieder gut zu machen hatten, fanden sie nach dem Schiffbruch ein Brett, das sie wieder in den Hafen brachte. Ihre Arbeit ersetzte wieder alle Unordnungen ihrer Aufführung; und Menschen, die aus Europa als Räuber, als ein Schandfleck dieses Welttheils zogen, kamen als redliche Männer wieder dahin, und wurden nützliche Bürger.

Alle diese verschiedenen Kolonisten bekamen zu ihrem Dienst, um ihre Ländereyen zu reuten und anzubauen, alle Missethäter aus den drey Königreichen, welche wegen Halsverbrechen das Leben verwirkt hatten, die man aber aus einer menschlichen und wohl überlegten Staatsklugheit leben

und

und zum Besten der Nation arbeiten ließ. Wenn sie nach den Inseln gebracht wurden, so mußten sie eine gewiße Anzahl Jahre in der Knechtschaft zubringen. Diese Missethäter nahmen in den Fesseln die Lust zur Arbeit und Gewohnheiten wieder an, wodurch sie wieder auf den Weg zum Glück gebracht wurden. Es gab welche, die, als sie wieder durch die Freyheit in die Gesellschaft traten, Pflanzer, Hausväter und Besitzer der besten Pflanzungen wurden. So gut stimmt diese Mäßigung in den peinlichen Gesetzen, welche ohnehin der schwachen, empfindlichen, und selbst nach dem Bösen des Guten fähigen menschlichen Natur so angemessen ist, mit dem Vortheil gesitteter Staaten überein.

IV.

Welche Art von Staatsverfassung die englischen Inseln zur Zeit ihrer Besitzung erhalten.

Indessen war das Hauptland mit seinen Streitigkeiten zu sehr beschäftigt, um darauf zu denken, den von ihm abhängenden Inseln Gesetze zu geben; und die Kolonisten selbst hatten nicht Kenntnisse genug, um selbst die für eine entstehende Gesellschaft schickliche Gesetzgebung zu bilden. So wie der bürgerliche Krieg die englische Staatsverfassung läuterte, so bildeten seine aus der Kindheit hervortrettende Kolonien die ihrige nach dem Muster ihres Vaterlandes. In jedem

dieser abgesonderten Besitzungen stellt ein Befehlshaber den König vor; ein Rath vertritt die Stelle der Lords, und die Abgeordneten der verschiedenen Reviere machen das Unterhaus aus. Die allgemeine Versammlung macht die Gesetze, verordnet die Auflagen, beurtheilt die Staatsverwaltung. Die ausübende Gewalt kömmt dem Gouverneur zu. Dieser entscheidet auch vorläufig über die Angelegenheiten, die man nicht voraus gesehen hatte, dies geschieht aber nur mit Beystimmung des Raths und nach der Mehrheit der Stimmen. Da aber die Glieder des Raths ihre Stellen gemeiniglich von ihm erhalten, so geschieht es selten, daß sie sich seinen Absichten widersetzen.

Großbritannien hat, um sein Bestes mit der Freyheit der Kolonien zu vereinigen, verordnet, daß man kein Gesetz daselbst machen sollte, das den seinigen entgegen wäre. Die Befehlshaber, die es hinschickt, um in seinem Namen zu regieren, müssen schwören, daß sie nicht leiden werden, daß man von denen zum Besten seines Handels gemachten Verordnungen, um welcher Ursache willen es auch seyn möchte, abweiche. Diese Eidesformel ist deswegen erdacht worden, weil die Inseln selbst den grösten Theil der Besoldungen ihrer Befehlshaber festsetzen und bezahlen, also zu befürchten wäre, daß einige derselben durch ihre Nachgiebigkeit die Freygebigkeit aufmuntern möchten. Der Bestechung wurde noch ein anderer Zaum angelegt. Die dem Gouverneur bewilligte Besoldung muß so lange, als seine Verwaltung dauern, und muß der Gegen-

stand

and der erstern Bill seyn, die bey seiner Ankunft
ntworfen wird. Diese Vorsichtigkeiten schienen
och einigen Despoten unzulänglich. Sie behaup-
eten, daß eine Gewohnheit abgeschaft werden
nüßte, welche gewißermaßen die Befehlshaber,
on denjenigen Menschen, die ihnen untergeben
oären, abhängig machte. Das Parlement wi-
ersetzte sich dieser Veränderung stäts. Da es
nit Recht den Stolz und die Habsucht, welche
ie Menschen über die See gehen machen, fürch-
ete, so unterstüßte es immer eine Gewohnheit,
ie es für so dienlich hielt, der Habsucht und
er Tyranney Einhalt zu thun. In der gleichen
Absicht hat es gegen die Gouverneure, welche
ie Gesetze der Kolonien übertretten würden, eben
ie Strafen verordnet, die in England auf die
Verletzer der Nationalrechte stehen.

Das Parlement hat den Inseln das Recht
erstattet, Abgeordnete, die ihr Interesse zu be-
orgen haben, im Hauptland zu halten. Ihre
Hauptbeschäftigung ist, die Bestättigung der Ge-
etze zu erhalten, welche die Kolonien sich gemacht
haben. Diese Acten werden zwar vorläufig in
Ausübung gebracht, aber die Gültigkeit der Ge-
etze erhalten sie erst, wenn sie vom Monarchen
bestätiget worden sind. Wenn diese Bestättigung
einmal erhalten worden ist, so können sie nur
urch die versammelte Kolonie, oder durch das
Parlement, das die höchste Gewalt im Reich
ausübt, aufgehoben werden. Diese Agenten sind
as in London, was die Abgeordneten des Volks
im Parlement sind. Sie verfechten die Sache
er entfernten Provinzen. Weh dem Staat,

wenn er gegen den Ruf der Repräsentanten, wer sie auch seyn mögen, taub würde. Die Grafschaften würden sich in England empören; die Kolonien in Amerika abfallen; die Schätze beyder Welten würden für die Mutterinsel verloren seyn. Das ganze Reich würde in Verwirrung gerathen.

Die Quellen des öffentlichen Wohls sind bis jetzt noch nicht durch so schlechte Gesinnungen verdorben worden. Die westindischen Niederlassungen hiengen immer an ihrem Vaterlande durch die Bande des Bluts und der Bedürfnisse. Auch haben ihre Pflanzer die Augen immer auf eine Mutter geheftet, die über ihre Erhaltung wacht. Gleich dem Adler, der das Nest seiner Jungen nie aus den Augen läßt, sieht London von dem Gipfel seines Towers seine Kolonien unter seinen aufmerksamen Blicken wachsen und blühen. Seine unzähligen Schiffe bedecken mit ihren stolzen Segeln einen Raum von zwey tausend Meilen, und machen dieser Stadt gleichsam eine Brücke auf den Ocean, um eine unaufhörliche Kommunikation von einer Welt zur andern zu unterhalten. Mit guten Gesetzen, die das, was sie festgestellt haben, aufrecht erhalten, braucht sie, um ihre entfernten Besitzungen zu decken, keine regulirte Truppen, die immer eine beschwerliche und verderbliche Last sind. Zwey sehr schwache Korps, die ihr Standquartier zu Antigoa und Jamaika haben, sind für eine Nation, die mit Recht, eine gut unterhaltene, stäts geübte, immer zum öffentlichen Nutzen gelenkte Seemacht für die wahren Festungswerke dieser nutzbaren Kolonien hält, hinreichend.

Durch

Durch diese wohlthätige Sorgfalt, die eine erleuchtete Staatsklugheit in der Menschenliebe selbst schöpfte, wurden die englischen Inseln bald glücklich, aber nicht reich. Ihr Landbau bestand blos in Toback, Baumwolle, Ingwer und Indigo. Einige unternehmende Kolonisten holten Zuckerrohre aus Brasilien. Sie vermehrten sich erstaunlich, aber ohne großen Vortheil. Man kannte die Kunst noch nicht, dieses kostbare Gewächs zu nützen, und man zog daraus nur ein schwaches und schlechtes Erzeugniß, das Europa verwarf, und nur um den geringsten Preis annahm. Mehrere nach Fernambuck gethane Reisen lehrten den Schatz bauen, den man daher geholt hatte; und die Portugiesen, die bis dahin den Zucker allein geliefert hatten, bekamen im Jahr 1650 an einem Bundsgenossen, dessen Fleiß ihnen auf schwachen Gründen zu stehen schien, einen Mitbuhler, der sich einstens alle ihre Reichthümer zueignen sollte.

V.

Mittel, welche das Hauptland angewandt hat, sich aller Erzeugnisse seiner Inseln zu versichern.

Unterdessen hatte das Hauptland nur einen sehr eingeschränkten Antheil an dem Flor seiner Kolonien. Sie schickten selbst ihre Waaren gerade zu nach allen Gegenden der Welt, wo sie hofften, sie am besten zu verkaufen, und empfiengen ohne Unterschied in ihren Häfen die Schiffe von

allen Nationen. Diese uneingeschränkte Freyheit mußte machen, daß fast der ganze Handel in die Hände des Volks fiel, welches vermöge des niedern Geldzinses, des Ueberflußes seiner Kapitalien, der Anzahl seiner Schiffe, der Mäßigkeit seiner Abgaben bey Aus- und Einfuhr, die besten Bedingungen geben, am theuersten ein- und am wohlfeilsten verkaufen konnte. Die Holländer waren dies Volk. Sie vereinigten alle Vortheile einer überlegenen Armee, die immer Meister vom Feld, und also in allen ihren Verrichtungen ungehindert ist. Sie bemächtigten sich auch gar bald des Vortheils so vieler Erzeugnisse, die sie weder gepflanzt, noch eingeerndtet hatten. Man sah in den englischen Inseln zehn von ihren Schiffen gegen ein englisches.

Diese Unordnung hatte die Nation während der Zeit, da sie durch die bürgerlichen Kriege zerrüttet wurde, wenig bekümmert; aber so bald diese Unruhen und Stürme aufgehört hatten, wodurch sie selbst durch die Gewalt der Winde und Ströme in den Hafen geführt worden war, so warf sie ihre Blicke auswärts um sich her. Sie sah, daß diejenigen unter ihren Bürgern, die gleichsam in die neue Welt geflüchtet waren, für den Staat verloren wären, wenn die Fremden, welche die Früchte dieser Kolonien verschlangen, nicht davon ausgeschlossen würden. Diese wohl überdachte und wohl ergründete Betrachtung brachte im Jahr 1651 die berühmte Schifahrtsakte hervor, die den Eingang der englischen Inseln nur englischen Schiffen gestattete, und also machen mußte, daß alle Erzeugnisse derselben

gerade

geradezu in die der Nation unterworfenen Länder geschaft werden mußten. Die Regierung, welche die Ungelegenheiten dieser Ausschließung voraus sahe, sie aber nicht achtete, und das Reich nur als einen Baum betrachtete, glaubte, sie müsse machen, daß der Saft, der in gar zu großer Menge nach einigen Zweigen trieb, seinen Lauf nach dem Stamme zu nähme.

Indessen verfolgte man die Beobachtung dieses Zwangs anthuenden Gesetzes nicht nach der Strenge. Vielleicht waren die Kauffahrteyschiffe des Hauptlandes nicht in hinlänglicher Anzahl, um alle Erzeugnisse der Inseln auszuführen? Vielleicht fürchtete man, die Kolonien zu erbittern, wenn man ihre Rheden zu schnell einer Mitwerbung beraubte, welche den Preis der Waaren erhöhte? Vielleicht hatten die Pflanzungen noch einiger Nachsicht nöthig, um ihren Bau so hoch zu treiben, als man ihn wünschte? Gewiß ist, daß die Schiffahrtsakte erst im Jahr 1660 in strenge Ausübung kam. In diesem Zeitpunkt hatte der englische Zucker den portugiesischen im ganzen nördlichen Europa verdrungen. Man kann glauben, daß sie dieses auch im mittäglichen gethan hätte, wenn nicht die den Seefahrern auferlegte Verbindlichkeit, in den englischen Seehäfen zu landen, bevor sie die Meerenge bey Gibraltar durchfahren, diesem Handel ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Es ist wahr, um diese Ueberlegenheit über die einzige Nation, die im Besitz dieses Erzeugnißes war, zu erlangen, hatten die Engländer die Preise gewaltig herab setzen müssen; allein die ergiebigen Erndten

hielten sie mit Wucher für dieses nothwendige Opfer schadlos. Wenn der Anblick von Englands Glück andere Nationen aufmunterte, wenigstens für ihren Gebrauch zu bauen, so bahnte sich England neue Auswege, welche die Lücke der alten ersetzten. Das gröste Unglück, das es in einer langen Reihe von Jahren auszuhalten hatte, war, daß eine Menge seiner Ladungen von französischen Kapern weggenommen, und um einen geringen Preis verkauft wurden. Dies verursachte dem Pflanzer einen doppelten Schaden, daß er einen Theil seines Zuckers verlor, und das übrige unter dem Werth verkaufen mußte.

VI.

Verminderung der Vortheile, welche England aus seinen Inseln zog. Was die Ursache davon war.

Ungeachtet dieser vorübergehenden Kapereyen, denen die Ruhe des Friedens immer ein Ende machte, vermehrte sich der Landbau immer mehr und mehr auf den englischen Inseln. Alle amerikanischen Erzeugnisse erfuhren daselbst eine neue Sorgfalt; aber die reichen Eigenthümer hielten sich vorzüglich an den Zucker, dessen Absatz durch ganz Europa täglich zunahm. Dieser gute Fortgang dauerte seit einem halben Jahrhundert, als aufmerksame Köpfe merkten, daß die Ausfuhr abnahm. Man glaubte damals so ziemlich allgemein,

gemein, daß die Kolonien ausgenützt wären. Das Parlement selbst hielt dieses Vorurtheil für wahr, ohne in Erwägung zu ziehen, daß, wenn auch der Boden jene besondere Fruchtbarkeit eines neuen Anbruchs nicht mehr haben sollte, ihm doch noch hinlängliche Fruchtbarkeit übrig bliebe, die der Boden selten verliert, wo nicht besondere Plagen und Abweichungen der Natur dessen ganzes Wesen verändern. Diese Wahrheit kam bald an den Tag, man mußte einsehen, daß die fremden Märkte sich nach und nach für England schloßen, um sich bald nur für Frankreich zu eröffnen.

Dieses Reich, das wegen seiner natürlichen Vortheile, und des thätigen Genies seiner Bewohner das erste seyn sollte, alles zu unternehmen, zeigte sich lange Zeit wegen der Hindernisse seiner Regierung, als eines der letzten, das sein Interesse einsah. Es erhielt anfangs seinen Zucker von den Engländern. Hierauf baute es für seinen Gebrauch solchen selbst; alsdann auch zum Verkauf, bis die Einschränkungen aller Art es dahin gebracht hatten, sich auf seine eigene Bedürfnisse einzuschränken. Erst im Jahr 1716 fiengen seine Inseln wieder an, andere Nationen zu versorgen. Die vorzügliche Güte ihres Erdreichs, der Vortheil, einen neuen Boden anzubauen; die nöthige Sparsamkeit ihrer noch armen Pflanzer, alles vereinigte sich, daß sie ihre Erzeugnisse in einem geringern Preis anbieten konnten, als ihre Nebenbuhler; ausserdem waren sie auch von besserer Beschaffenheit, und in dem Maas, als sie sich vermehrte, wurden diejenigen, die man ehemals so stark suchte, auf allen

Märkten zurückgewiesen. Gegen das Jahr 1740 fand sich der Zucker der französischen Kolonien für das allgemeine Bedürfniß hinreichend; in diesem Zeitpunkt sahen sich die Engländer genöthiget, nur für ihr eigenes Bedürfniß anzubauen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren sie sehr eingeschränkt, aber der Gebrauch des Thees, und der übrige neue Geschmack vermehrten dessen Verbrauch ganz erstaunlich.

VII.

Die Engländer lassen sich in Barbados nieder. Ungemeiner Wohlstand dieser Insel.

Barbados war eine der englischen Besitzungen, die am meisten von dieser Waare lieferten. Diese Insel, die den andern allen windwärts liegt, schien nicht einmal von Wilden bewohnt gewesen zu seyn, als einige englische Familien sich gegen das Jahr 1627 dahin begaben, aber ohne von dem Staat unterstützt zu werden. Erst zwey Jahre nachher entstand daselbst auf Kosten und unter der Besorgung des Grafen Carlisle, der bey dem traurigen Tod Karls I. ein Eigenthum verlor, welches dieser schwache Prinz ihm unvorsichtiger Weise bewilligt hatte, eine regelmäßige Kolonie. Sie fanden selbige mit so dicken, so harten Bäumen besetzt, daß nicht gemeine Denkungsart, Geduld, und Bedürfnisse dazu gehörten, um sie umzuhauen. Die Erde ward bald von dieser

Last

Last befreyet, oder dieser Zierrath entblößt; denn es ist zweifelhaft, ob die Natur ihr Werk nicht mehr verschönert, als des Menschen Hand, der alles in Rücksicht auf sich ganz allein verändert. Bürger, die es überdrüßig waren, das Blut ihres Vaterlandes fließen zu sehen, eilten, diesen fremden Aufenthalt zu bevölkern. Indessen andere Kolonien durch Landstreicher, die Elend und Liederlichkeit aus ihren Heymathen getrieben hatten, mehr verwüstet, als bebauet wurden, empfieng Barbados neue Bewohner, die nebst Kapitalien Lust zur Arbeit, Muth, Thätigkeit, Ehrgeitz dahin brachten, welche Laster und Tugenden die Früchte der bürgerlichen Kriege sind.

Mit diesen Mitteln ward eine Insel, die nicht mehr als sieben Meilen lang, gegen zwey bis fünf breit, und von achtzehn Meilen Umfang ist, in Zeit von weniger als vierzig Jahren, mit mehr als hundert tausend Menschen besetzt, und erhielt einen Handel, der vier hundert Schiffe, jedes von hundert und fünfzig Tonnen beschäftigte. Nie hatte vielleicht die Erde eine so große Menge Ackersleute auf einem so kleinen Strich Landes zusammen kommen, noch so viel reiche Erzeugnisse in so kurzer Zeit schaffen sehen. Die durch die Europäer geleiteten Arbeiten wurden durch in Afrika gekauften, oder auch wohl in Amerika erzogenen Sklaven ausgeführt. Diese letztere Art von Barbarey war eine zerbrechliche Stütze für ein neues Gebäude, sie hätte auch beynahe den Untergang desselben erzeugt.

VIII.

Eine durch die Sklaven in Barbados angesponnene Verschwörung.

Engländer, die an den Küsten des festen Landes gelandet hatten, um da Sklaven zu bekommen, wurden durch die Karaiben, die ihren Streifereyen zur Beute dienten, entdeckt. Diese Wilden fielen über den friedlichen Haufen her, den sie theils tödteten, theils in die Flucht schlugen. Ein junger Mensch, dem man lange Zeit nachsetzte, flüchtete in einen Wald. Eine Indianerin, die ihm begegnete, rettete sein Leben, ernährte ihn heimlich, und brachte ihn einige Zeit nachher an das Ufer des Meeres. Seine Gefährten erwarteten daselbst vor Anker diejenigen, die sich verlaufen hatten; die Schaluppe kam also, ihn abzuholen. Seine Befreyerin enschloß sich, mit ihm nach dem Schiffe zu gehen. Sobald sie zu Barbados angelangt waren, verkaufte dieses Ungeheuer diejenige, die ihm das Leben erhalten, die ihm ihr Herz mit allen Empfindungen und allen Schätzen der Liebe geschenkt hatte. Um die Ehre der englischen Nation wieder herzustellen, hat einer ihrer Dichter selbst dieses schändliche Denkmal von Geitz und Treulosigkeit dem ganzen Abscheu der Nachwelt geweiht. Es ist in verschiedenen Sprachen mehrern Nationen zum verfluchen dargestellt worden.

Die Indianer, die nicht kühn genug waren, um es zu unternehmen, sich zu rächen, brachten ihren Groll den Negern bey, die, wo möglich, noch mehrere Beweggründe hatten, um die Engländer zu hassen. Einmüthig schwuren die Sklaven den Tod ihrer Tyrannen. Diese Verschwörung ward so geheimnißvoll getrieben, daß den Tag vor der Ausführung die Kolonie noch nicht das geringste argwohnte. Aber als wenn Edelmuth immer die Tugend der Unglücklichen seyn müßte, so benachrichtigte einer der Rädelsführer seinen Herrn davon. Briefe, die alsbald in allen Pflanzungen verbreitet wurden, gelangten noch zur rechten Zeit dahin. Die folgende Nacht ergriff man die Sklaven in ihren Hütten; die strafbarsten wurden mit Tages Anbruch hingerichtet, und diese Strenge machte, daß alles sich wieder unterwarf.

IX.

Gegenwärtiger Zustand von Barbados.

Seitdem ist sie nicht weniger geworden, und gleichwohl ist die Kolonie von ihrem ehemaligen blühenden Zustand sehr herabgesunken. Man zählt zwar daselbst noch 10,000 Weisse und 50,000 Schwarze, aber die Erndten entsprechen der Bevölkerung nicht. In den besten Jahren übersteigen sie nicht 20,000,000 Pfund Zucker, und oft bleiben sie unter 10,000,000. Noch haben sie bey diesem Erzeugniß beträchtlichere Ausgaben, als eine doppelte Ausbeute in der erstern Zeit erfordert.

Der

Der Boden der Kolonie, der nur ein Felsen von Kalkstein mit weniger Erde bedeckt ist, ist gänzlich ausgenützt. Alle Jahre muß man ihn ziemlich tief öffnen, und die gemachten Löcher mit Dünger füllen. Der gewöhnlichste dieser Dünger ist der Varech, ein Meergewächs, das die Fluth zu bestimmten Zeiten auf die Küste wirft. In diesem Seegewächs wird das Zuckerrohr gepflanzt. Die Erde dient zum Wachsthum eben nicht viel mehr, als die Kästen, worinn man die Orangeriebäume in Europa steckt. Der aus diesem Bau entspringende Zucker ist gemeiniglich so wenig fest, daß man ihn reinigen muß, und nicht roh versenden kann; ein Verfahren, das man in den andern englischen Kolonien nicht befolgt, obwohl es auch nicht verboten ist, wie verschiedene Schriftsteller behauptet haben. Was seine schlechte Beschaffenheit noch mehr beweißt, ist, daß er mehr als anderswo, Syrup hinterläßt. Die trockene Witterung, die sich in Barbados, seitdem es gänzlich von Bäumen entblößt ist, sehr oft einfindet, stürzt die Einwohner dieser Insel, die ehemal so blühend war, in das gröste Unglück.

Es sind auch die Kolonisten, obschon die jährlichen Taxen nicht über 136,291 Liv. *) betragen, die jährlich als eine schwache Kopfsteuer für die Schwarzen und einige andere Auflagen bezahlt werden, in einen mäßigen Zustand versetzt, der nahe an den Mangel gränzt. Diese Lage verhindert sie, die Sorge für ihre Pflanzungen Untergebenen zu überlassen, um in einem sanftern Klima

*) Oder 62,466 fl. 42 kr.

Klima zu wohnen. Sie macht sie sogar unmensch-lich gegen ihre Sklaven, die sie mit einer Grau-samkeit behandeln, die in den andern Kolonien un-bekannt ist.

Die Kolonie zu Barbados ist die einzige han-delnde Kolonie, welche die Engländer auf den Windinseln haben. Fast alle Negerschiffe, die aus Afrika kommen, landen insgemein daselbst. Sie überliefern ihre ganze Ladung einem einzi-gen Käufer, und in einem allgemeinen Preis ohne Rücksicht des Alters oder des Geschlechts. Diese Neger, welche die Handelsleute überhaupt gekauft haben, verkaufen sie nachher einzeln, entweder auf ihrer Insel selbst, oder auf den andern englischen Inseln. Der Ausschuß wird durch den Schleichhandel, oder auch öffentlich in die Kolonien anderer Völker gebracht. Dieser starke Verkehr hat sich sehr vermindert, seitdem die an-dern brittischen Inseln ihre Sklaven meistens ge-raden Wegs aus Guinea haben wollten, und sich dem eingeführten Gebrauch unterwarfen, sie in Wechselbriefen von neunzig Tagen Sicht zu bezah-len. Seitdem hat man diesen Kredit, der zu kurz angesetzt war, auf ein Jahr verlängert, und sehr oft mußte man ihn noch mehr verlängern.

Vor dieser Veränderung war eine ziemliche Geldsumme in Barbados im Umlauf. Das Geld, das man noch, aber nicht in so großer Menge daselbst findet, ist fast durchgängig spanisches, wird als Waare angesehen, und blos nach dem Gewicht genommen. Die Schiffe, die dieser Besitzung eigenthümlich zugehören, bestehen in

einigen Fahrzeugen, die es zu seinen verschiedenen Korrespondenzen gebraucht, und in etwa vierzig Schaluppen, die zur Fischerey des fliegenden Fisches gebraucht werden.

Barbados ist ziemlich eben, und eine kleine Anzahl Wassergräben ausgenommen, überall baufähig. Nur in der Mitte erhebt sich der Boden allmählig, und bildet eine Art eines Bergs, der bis auf seinen Gipfel mit bequemen und angenehmen Pflanzungen bedeckt ist, weil sie wie die andern zur Zeit des großen Ueberflußes gebaut wurden. Die Insel ist nicht viel bewässert, aber die trinkbaren Wasserquellen sind sehr gemein daselbst. Schöne Straßen durchschneiden sie von einem Ende zum andern. Sie laufen alle nach Bridgetown, einer übel gelegenen, aber wohl gebauten Stadt, wo man die auszuführende Waaren einschifft, obwohl dieses eine Rhede ist, die verschiedenen Winden ausgesetzt ist.

X.

Ist Barbados einer großen Vertheidigung fähig?

Die Kolonie, die in eilf Kirchspiele abgetheilt ist, zeigt keine Lage, wo man einen ans Land gestiegenen Feind aufhalten könnte; und die Landung, die in verschiedenen Gegenden der Küste unmöglich ist, ist in andern, der zu ihrer Vertheidigung angelegten Redouten und Batterien ungeachtet sehr leicht. Kunstverständige glauben, daß das sicherste Mittel, einen Angriff glücklich auszuführen, dieses seyn würde, ihn zwischen dem Hauptland und dem Flecken Holetown vorzunehmen.

Dieses

Dieses Unternehmen würde mehr Gewalt erfordern, als man vielleicht glauben würde, wenn man bedenkt, daß Barbados keine eigentliche Soldaten hat. Es ist mit kleinen Pflanzern, die herzhaft, thätig, und zu Kriegsübungen angewohnt sind, angefüllt, die wahrscheinlich keinen geringern Widerstand, als Miethtruppen machen würden. Die Ausrüstung, die eine solche Eroberung zu machen bestimmt wäre, müßte von Europa aus gesandt werden. Wenn sie in Martinique, oder einer andern unter dem Wind liegenden Insel ausgerüstet würde, so könnten die englischen Geschwader, die in diesen Gegenden wären, den Hafen einschließen, oder in welchem die Zurüstung geschähe, zeitlich genug in Barbados anlangen, um die Unternehmungen des Angreiffers zu stören.

Diese Insel liegt allen andern im Wind, und gleichwohl könnte man aus ihrer Lage, militärisch betrachtet, keinen großen Vortheil ziehen. Sie hat nur schlechte Rheden, und ob sie wohl den Stürmen und den Orkanen weniger ausgesetzt ist, als andere benachbarte Ufer, so giebt sie doch zu keiner Zeit den Kriegsschiffen eine sichere Zuflucht, und in den sechs letzten Monaten des Jahrs, wo das Meer stürmischer ist, noch weniger. Auch hat das Hauptland keinen Seerüstungsplatz dorten angelegt. Die Nationalgeschwader liegen niemals daselbst. Wenn zuweilen eines da erscheint, so ist es nur für kurze Zeit. So versammelten sich daselbst in den Jahren 1761 und 1762 im Monat Jenner und Hornung in der schönen Jahrszeit die Flotten, die zu der Eroberung von Martinique und Havanna bestimmt waren.

XI.

Begebenheiten, die sich auf Antigoa zugetragen. Erzeugnisse und Auflagen dieser Insel. Derselben Wichtigkeit für Großbritannien.

Antigoa, das beynahe rund, und ungefähr zwanzig Meilen lang ist, wurde von der kleinen Anzahl Franzosen, die dahin flohen, als sie im Jahr 1628 durch die Spanier von St. Christoph vertrieben wurden, gänzlich öde gefunden. Der Mangel an Quellen, der unstreitig die Wilden verhindert hatte, sich darauf niederzulassen, zwang die neuen dahin Geflüchteten, sich, so bald sie wieder in ihre ehemalige Wohnplätze kommen konnten, von da weg zu begeben. Einige Engländer, die unternehmender waren, als die Franzosen und Karaiben, schmeichelten sich, dieses große Hinderniß zu übersteigen, indem sie das Regenwasser in Zisternen sammelten, und bauten sich da an. Man weis nicht recht, in welchem Jahre diese Besitzung angelegt ward; aber es ist erwiesen, daß sich im Jenner 1640 ungefähr dreyßig Familien darauf befanden.

Diese Anzahl hatte sich eben nicht vermehrt, als Lord Willoughby, welchem Karl II. Antigoa geschenkt hatte, im Jahr 1666 auf seine Kosten eine ziemliche Anzahl Einwohner dahin schickte. Toback, Indigo, Ingwer, womit sie sich allein beschäftigten, hätten sie wahrscheinlich niemals bereichert, wenn nicht der Oberste Codrington im

Jahr

Jahr 1680 an dem Zuckerbau eine Quelle des Flors nach der Insel, die damals wieder zum Domän der Nation geschlagen worden war, gebracht hätte. Derjenige, den es anfangs hervorbrachte, war schwarz, herbe, grob. Man mochte ihn in England nicht haben, und er fand nur in Holland und in den Hanseestädten Abgang, wo er viel geringer verkauft wurde, als der aus den andern Kolonien. Die Arbeit, die hartnäckiger, die Kunst, die erfinderischer, als die Natur widerspenstig ist, ersetzten mit der Zeit bey dieser Waare das, was ihr an Vollkommenheit und Werth mangelte. Die Begierde aller gieng damals dahin, selbige zu vermehren. Diese Sorge beschäftigte im Jahr 1741 3538 Weisse, und 27418 Schwarze, seit diesem Zeitpunkt hat die Anzahl der freyen Menschen sich sehr vermindert, und die der Sklaven sich beträchtlich vermehrt. Ihre vereinigten Arbeiten bringen 18 bis 20,000,000 Pfund rohen Zucker, und eine verhältnißmäßige Menge Rum hervor. Dieses Einbringen vermindert sich in den zu oft einfallenden Jahren beträchtlich, wo die Trockenheit die Kolonie plagt, welche auch aus dieser Ursache sehr in Schulden steckt.

Alle Gerichtshöfe sind zu St. Johann, das im westlichen Theile der Insel liegt. Nach diesem Flecken hat sich auch der gröste Theil des Handels hingezogen. Unglücklicher Weise ist sein Hafen von einer Sandbank gesperrt, auf welcher nur zwölf Fuß Wasser steht. Wenn sie noch größer wird, so müssen die Schiffer ihre Ladungen im nördlichen Theil der Kolonie auf der Rhede

von Parrham nehmen, die viel besser ist, als die, welche sie besuchen, aber zur Vereinigung der Waaren unendlich weniger bequem ist.

Ein großer Eigennutz muß England anreitzen, durch alle mögliche Mittel dem Verfall einer so kostbaren Kolonie zuvorzukommen. Sie ist die einzige Vormauer der zahlreichen und kleinen Inseln, welche es in diesen Gewäßern besitzt. Alle haben die Augen auf Antigoa und auf den englischen Hafen geheftet. Ein vortrefflicher Hafen, wo die ganze Seemacht, die für ihre Sicherheit besorgt seyn will, Anker werffen, und wo die Geschwader in den sehr gut eingerichteten Zeughäusern und Magazinen die nöthigen Gegenstände zu ihren Verrichtungen finden; die Unterhaltung der mittelmäßigen Festungswerke, welche die zwey vornehmsten Rheden umgeben; ein Theil des Solds für die sechs hundert Mann, die zu ihrer Vertheidigung bestimmt sind; die Unkosten, die das Geschütz nach sich zieht, diese Ausgaben kommen der Kolonie zur Last, und nehmen die zwey Drittel der 272,582 Liv. *) weg, welche sie jährlich von ihren Einwohnern zu verlangen gezwungen ist.

Diese Last ist zu groß. Um das Gewicht derselben zu vermindern, ersann die Versammlung der Insel eine Taxe auf alle ihre Eigenthumsinnhaber, die sich in Europa aufhalten würden; aber das Hauptland verwarf eine Verordnung, die offenbar die besondere Freyheit eines jeden ein-

*) Oder 124,933 fl. 25 kr.

einschränkte. Hierauf verordnete die Kolonie, daß die Pflanzer in Zukunft auf ihren Pflanzungen eine weisse Mannsperson oder zwey Weibspersonen, auf jedes dreyßig von Schwarzen haben sollten. Dies Gesetz, das von verschiedenen andern Inseln angenommen wurde, wird wenig beobachtet, weil es weniger kostet, solches zu brechen, als freye Weissen zu unterhalten, deren Arbeit unentbehrlich ist. Auch sind die festgesetzten Strafen für seine Uebertretung eine der reichsten Quellen der öffentlichen Schatzkammer dieser Kolonie geworden.

Ihre gesetzgebende Macht hat zuweilen eine merkwürdige Herzhaftigkeit gezeigt. Die englischen Inseln haben keine eigene Münzsorten. Die, welche man da im Umlauf sieht, sind alle fremd. Das Hauptland glaubte, deren Werth zu Anfang dieses Jahrhunderts festsetzen zu müssen. Diese Einrichtung hielt die Kolonie ihrem Interesse zuwider, und daher setzte sie solche selbst auf einen höhern Fuß. Vernünftiger Weise hätte man glauben sollen, daß das Parlement eine Akte, die ihrem Ansehen so sehr entgegen war, vernichten würde. Die Advokaten verbanden sich aber, wenn dieses geschehen sollte, keinem derjenigen, der sich weigern würde, die Münzen in dem von der Versammlung festgesetzten Preis anzunehmen, mehr zu dienen.

Eine andere Gelegenheit entwickelte den Geist, der zu Antigoa herrschte, noch besser. Der dortige Statthalter, Oberster Park bot den Gesetzen, den Sitten und Anstande Hohn, und kannte

weder Ziel noch Maaß. Die Kolonie verlangte und erhielt seine Zurückberufung. Da er sich nicht zur Abreise anschicken wollte, so giengen verschiedene der angesehensten Einwohner zu ihm, um ihm lebhafte Vorstellungen über diese Art von Ungehorsam zu machen. Seine Wachen stießen sie mit Heftigkeit zurück. Alsbald ergreift man die Waffen, der Tyrann wird in seinem eigenen Haus angegriffen, und stirbt von verschiedenen Wunden, die man ihm beybringt. Sein nackend auf die Straße geworfener Leichnam wird durch diejenigen verstümmelt, deren Ehebett er befleckt hatte. Das Hauptland, welches von den heiligen Rechten der Natur mehr gerührt, als auf sein Ansehen eifrig war, wandte die Augen von einer gewaltsamen That weg, die seine Wachsamkeit hätte verhüten sollen, die aber die Billigkeit zu rächen ihm verbot. Die Tyranney allein will, wenn sie eine Rebellion erregt hat, sie in dem Blut der Unterdrückten ersticken. Der Machiavellismus, der die Fürsten die Kunst lehrt, Furcht und Abscheu zu erwecken, gebietet ihnen, die Schlachtopfer zu ersticken, deren Geschrey ihnen lästig wird. Die Menschlichkeit gebietet den Königen, gerechte Gesetze zu geben; den Staat sanft zu regieren; Mäßigung anzuwenden, um keine Empörungen zu erregen; und Gnade, um sie zu verzeihen. Die Religion gebietet den Unterthanen den Gehorsam; aber vor allen Dingen befiehlt Gott den Fürsten Billigkeit. Wenn sie es daran ermangeln lassen, so werden sich hundert tausend Hände, hundert tausend Stimmen an dem Richttag des Himmels und der Erden gegen einen einzigen Menschen erheben. Der

Rath

Rath von Antigoa breitet seine Gerichtsbarkeit nicht auf die benachbarten Inseln aus, die alle ihre eigenen Versammlungen haben; aber ihr Statthalter ist es auch für die andern, ausgenommen Barbados, welches wegen seiner Lage und seiner Wichtigkeit eine besondere Achtung verdiente. Dieser allgemeine Befehlshaber soll alle Jahre die seiner Gewalt untergebene Oerter besuchen; und er fängt gemeiniglich seine Geschäfte mit Montserrat an.

XII.

Worinn die Kolonie der Engländer zu Montserrat bestehe?

Diese Insel, die im Jahr 1493 von Kolombo entdeckt, und im Jahr 1632 von den Engländern eingenommen wurde, hat nur acht bis neun Meilen im Umfang. Die Wilden, die ruhig daselbst lebten, wurden dem Gebrauch nach von den Eroberern vertrieben. Diese Ungerechtigkeit hatte anfangs keine zu glückliche Folgen. Der Gang der neuen Kolonie war geraume Zeit so langsam, daß man 56 Jahre nach der Gründung kaum 700 Einwohner daselbst zählte. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Bevölkerung an Weissen und Schwarzen so, wie sie auf einer so eingeschränkten Besitzung seyn konnte. Hierauf wurden statt der geringen Erzeugnisse, welche die Pflanzer im Elend hatten schmachten

machen, die Zuckerrohre angebaut. Der Krieg und die Elemente warfen verschiedenemal die besten Hoffnungen zu Boden, und nöthigten die Kolonisten, Schulden zu machen, die noch nicht bezahlt sind. In dem Zeitpunkt, in dem wir schreiben, erzeugen tausend freye Menschen und acht tausend Sklaven fünf bis sechs Millionen Pfund rohen Zucker auf kleinen Ebenen oder in Thälern, die von den Bergwässern benetzt werden. Ein großer Mangel für diese Insel, die jährlich nicht über 49,887 Liv. *) Ausgaben hat, ist, daß sie keine einzige Rhede hat, wo die Ein- und Ausladung leicht wäre. Selbst die Schiffe laufen an den Küsten Gefahr, wenn diejenigen, die sie regieren, nicht die Vorsicht gebrauchen, wenn sie Sturm entstehen sehen, in die offene See zu stechen, oder sich in einen benachbarten Hafen zu ziehen. Nevis ist den gleichen Beschwerlichkeiten ausgesetzt.

XIII.

Alte Sitten und gegenwärtiger Zustand von Nevis.

Der gemeinsten Meynung zufolge ward diese Insel im Jahr 1628 durch die Engländer besetzt. Eigentlich ist sie nur ein sehr hoher Berg, mit einer ganz gelinden Abdachung, auf dessen Spitze hohe Bäume stehen. Die Pflanzungen sind da herum

*) Oder 22,864 fl. 52 kr.

herum angelegt, fangen am Ufer des Meeres an, und erheben sich bis an den Gipfel. Aber so wie sie sich von der Ebene entfernen, vermindert sich ihre Fruchtbarkeit, weil ihr Boden steinig wird. Diese Insel wird von einer Menge Bäche gewässert. Sie wären Quellen des Ueberflußes, wenn sie bey Gewittern sich nicht in Ströme verwandelten, das Erdreich mit wegspühlten, und die Schätze, die sie hervorgebracht haben, nicht selbst zerstörten.

Die Kolonie zu Nevis war ein Muster von Tugend, Ordnung und Frömmigkeit. Sie hatte ihre exemplarische Sitten den väterlichen Bemühungen ihres ersten Befehlshabers zu danken. Dieser unvergleichliche Mann erweckte alle Einwohner durch seine eigene Aufführung zur Liebe für die Arbeit, zu einer vernünftigen Sparsamkeit, zu anständigen Erholungen. Derjenige, der gebot; die, die da gehorchten; alle hatten zur Richtschnur ihrer Handlungen nichts als die strengste Billigkeit. Niemals herrschte irgendwo mehr Eintracht, Ruhe und Sicherheit. Der Fortgang dieses sonderbaren Pflanzorts war so beträchtlich, daß, wenn man allen Nachrichten aus den damaligen Zeiten trauen will, sich bald zehn tausend Weisse und zwanzig tausend Neger da befanden. Sollte auch diese angegebene Menschenzahl in einer Strecke von zwey Meilen Länge und eine Breite übertrieben seyn, so zeigt das nichts desto weniger eine außerordentliche aber unfehlbare Wirkung des Flors an, der in wohlgesitteten Gesellschaften der Tugend folgt.

Indessen schützt die Tugend selbst weder den einzelnen Menschen, noch die Völker vor den Plagen der Natur, oder den Streichen des Glücks. Im Jahr 1689 raffte ein schröckliches Sterben die Hälfte dieser glückseligen Völkerschaft weg. Ein französisches Geschwader verheerte sie im Jahr 1706, und raubte ihr drey bis vier tausend Sklaven. Im folgenden Jahr ward der Ruin dieser Insel durch den wüthendsten Orkan, dessen man sich zu erinnern wußte, vollendet. Seit diesen nach einander folgenden Unfällen hat es sich ein wenig erholt. Man sieht daselbst sechs hundert freye Menschen, und fünf tausend Sklaven, deren Auflagen nicht über 45,000 Liv.*) betragen, und welche drey bis vier Millionen Pfund rohen Zucker nach England senden, welchen die Seefahrer gänzlich unter den Mauern der schönen Stadt Charlestown einladen. Vielleicht wären diejenigen, die sich am meisten über die Ausrottung der Amerikaner und die Sklaverey der Afrikaner betrüben, ein wenig getröstet, wenn die Europäer überall so menschlich wären, als die Engländer auf Nevis waren, und wenn alle Inseln der neuen Welt verhältnißmäßig eben so wohl angebauet wären, aber die Natur und die menschliche Gesellschaft bringen selten solche Wunder hervor.

*) Oder 20,625 fl.

XIV.

St. Christoph, das anfangs zwischen den Engländern und Franzosen getheilt ward, wird Großbritannien überlassen.

Dieses ist die Mutter aller englischen und französischen Kolonien, die in der neuen Welt gewesen. Beyde Nationen gelangten an demselben Tag im Jahr 1625 dahin. Sie theilten die Insel unter sich; sie unterschrieben einen ewigen Neutralitätsvertrag; sie versprachen sich wechselseitige Hilfe gegen den gemeinschaftlichen Feind; der waren die Spanier, die seit hundert Jahren beyde Halbkugeln an sich rissen oder beunruhigten. Unglücklicher Weise hatte man durch ein wenig übersehenes Verständniß die Jagd, die Fischerey, die Waldungen, die Rheden, die Salzwerke gemeinschaftlich gelassen. Diese Einrichtung vermischte Menschen, die sich nicht lieben konnten, zu sehr, als daß nicht bald die Eifersucht Leute, die nur ein zufälliges Interesse vereinigt hatte, trennen sollte. Diese unglückliche Leidenschaft erzeugte täglich Zänkereyen, Kämpfe und Verwüstungen. Es waren nichts, als Familienfeindschaften, woran die Regierung keinen Antheil nahm. Als im Jahr 1666 wichtigere Angelegenheiten den Krieg zwischen den beyden Hauptländern, der beynahe ununterbrochen den Ueberrest des Jahrhunderts fortdauerte, entzündet hatten, so bekriegten sich ihre Unterthanen auf St. Christoph mit einer Wuth, die sonst nirgends gefunden wurde. Bald Sieger,

bald

bald überwunden jagten sie sich wechselweise aus ihren Pflanzungen. Diese so lange die Waage haltende Abwechslung von Glück und Unglück endigte sich im Jahr 1702 mit der Vertreibung der Franzosen, denen der Utrechter-Frieden alle Hoffnung zur Rückkehr benahm.

Dieses Opfer war damals für eine Nation, die sich niemals ernstlich mit der Sorgfalt beschäftiget hatte, Erzeugnisse auf ihrer Besitzung zu erziehen, nicht sehr groß. Ihre ganze Menschenzahl bestand daselbst nur aus 667 Weissen, groß und klein von beyden Geschlechtern; 29 freye Negern, 659 Sklaven, 157 Pferde, 265 Stück Hornvieh machten ihre sämmtliche Viehzucht aus. Sie zog nur ein wenig Indigo und Baumwolle, und hatte nur eine einzige Zuckerpflanzung.

XV.

Was St. Christoph unter brittischer Herrschaft geworden ist.

Obgleich England schon längst bessern Vortheil aus seinem Recht an dieser Insel gezogen hatte, so machte es sich doch die gänzliche Abtrettung derselben nicht gleich zu Nutzen. Seine Eroberung blieb lange Zeit ein Raub habsüchtiger Befehlshaber, welche die Länderey für sich verkauften, oder sie ihren Anhängern schenkten, ohne die Dauer ihrer Ertheilung länger, als ihr Regiment währte, versichern zu können. Das englische Parlement

machte

machte dieser Unordnung endlich ein Ende. Es befahl, daß alle Ländereyen an den Meistbietenden verkauft, und der Werth dafür in die Kassen des Staats gebracht werden sollten. Seit dieser weisen Verordnung wurden die neuen Ländereyen so, wie die alten gebauet.

Die Insel, die durchgängig, aber sehr ungleich schmal ist, kann eine Oberfläche von sechs und dreyßig Quadratmeilen haben. Eine Menge auf einander liegender, unfruchtbarer, obwohl grüner Berge nehmen das Drittel des Bodens ein, und durchstreichen sie nach ihrer ganzen Länge. Aus dem Fuß dieser Gebirge sieht man eine Menge Quellen hervorbrechen, die aber unglücklicher Weise meistens in der dürren Jahrszeit vertrocknen. Auf der Ebene sieht man angenehme, reinliche, bequeme, mit Alleen, Springbrunnen und Bschuwerken geschmückte Pflanzungen hie und da herum liegen. Die Lust zum Landleben, die sich in England mehr, als in irgend einer Gegend des gesitteten Europas erhalten hat, ist zu St. Christoph eine Art von Leidenschaft geworden. Niemals hat man da die Nothwendigkeit empfunden, in kleinen Versammlungen zusammen zu kommen, um die lange Weile zu vertreiben; und wenn die Franzosen nicht eine Dorfschaft dort zurückgelassen hätten, wo ihre Sitten noch herrschen, so wüßte man nichts von dem geselligen Wesen, das mehr Zänkereyen als Vergnügungen erzeugt; das, von Buhlerey genährt, endlich auf Lüderlichkeit hinausläuft; das mit Freuden beym Schmausen anfängt, und mit Zänkereyen beym Spiel aufhört. Anstatt dieses

Bild

Bild von Einigkeit, das nur eine Quelle von Uneinigkeit ist, zu besitzen, leben die englischen Pächter, deren Herren fast alle in Europa wohnen, 1800 an der Zahl auf ihren Pflanzungen, aus denen sie mit Hülfe von 20 bis 25,000 Sklaven 18 Millionen Pfund des schönsten Zuckers der neuen Welt ziehen. Dieses Erzeugniß setzt die Kolonien in den Stand, ganz leicht zu den öffentlichen Ausgaben beyzutragen, die jährlich nicht über 68,145 Livres *) steigen.

XVI.

Traurige Begebenheit zu St. Christoph.

Zu St. Christoph geschah im Jahr 1756 ein Auftritt, der merkwürdig ist, erzählt zu werden.

Ein Neger wurde von Kindheit an zu den Spielen seines Herrn gezogen. Diese Vertraulichkeit, die gemeiniglich sehr gefährlich ist, vergrößerte die Einbildung des Sklaven, ohne seinen Charakter zu verändern. Quazy machte sich bald so verdient, daß er zum Aufseher der Arbeiten auf der Pflanzung erwählt wurde, und er zeigte in diesem wichtigen Posten eine sehr seltene Einsicht und einen unermüdeten Fleiß, seine Aufführung und seine Talente vermehrten noch die Gunst für ihn. Sie schien vor allem Angriff sicher zu seyn, als dieser Aufseher der Arbeiten, der bis dahin so beliebt und so geschätzt wurde, in den Verdacht kam, daß er sich gegen die festgesetzte Polis-

*) Oder 31,233 fl. 8 kr.

Polizey verfehlt habe, und mit einer erniedrigenden Strafe bedroht wurde.

Ein Sklave, der lange Zeit unter keiner Züchtigung gewesen, zu leicht und zu oft Leibesstrafen an seines gleichen vollstreckte, ist auf diesen Vorzug ungemein eifersüchtig. Quazy, der die Schande mehr, als das Grab fürchtete, und der besorgte, daß er durch Bitten das gegen ihn ausgesprochene Urtheil nicht würde zurücktreiben können, gieng bey anbrechender Nacht aus, um eine mächtige Vermittlung anzuflehen. Sein Herr entdeckte ihn unglücklicher Weise, und wollte ihn aufhalten. Sie ergriffen sich wechselweise. Diese zwey geschickten und starken Kämpfer rangen einige Zeit mit ungleichem Erfolg. Endlich warf der Sklave seinen unbiegsamen Feind zu Boden, setzte ihn außer Stande, aus dieser verdrüßlichen Lage zu kommen, und hielt, indem er ihm den Dolch auf die Brust setzte, folgende Rede an ihn:

„ Herr! ich wurde mit euch auferzogen. Eure „ Vergnügungen sind die meinigen gewesen. Ich „ bin wegen des kleinen Fehlers, dessen man mich „ beschuldigt, unschuldig, und wenn ich auch „ schuldig gewesen wäre, so hättet ihr mir ver„ zeihen können. Alle meine Sinnen empören sich „ bey dem Andenken des Schimpfs, den ihr mir „ zubereiten wolltet. Und siehe nun, durch welches „ Mittel ich selbigem entgehen will! “ Indem er dieses sagte, schnitt er sich die Gurgel entzwey, und fiel tod hin, ohne dem Tyrannen, den er mit seinem Blut bespritzte, zu fluchen.

Auf der nemlichen Insel hat sich Liebe und Freundschaft durch eine traurige Begebenheit ausgezeichnet, dergleichen weder Fabel, noch Geschichte kein Beyspiel geliefert haben.

Zwey junge, wohlgebildete, starke und muthige Neger, mit einem seltenen Herzen gebohren liebten einander von Kindheit auf. Sie arbeiteten in einer Pflanzung zusammen, und hatten sich durch ihre Leiden, welche zärtliche Herzen genauer vereinigen, als Vergnügungen verbunden. Waren sie nicht glücklich, so trösteten sie sich doch in ihrem Unglück. Die Liebe, durch welche man dasselbe sonst ganz zu vergessen pflegt, trieb das ihrige aufs höchste. Eine Schwarze, eine Sklavin wie sie, mit Blicken, die unstreitig durch ihre schwarze Farbe lebhafter und feuriger glänzten, als unter einer alabasternen Stirne, entzündete in beyden Freunden eine gleiche Wuth. Ihre Liebhaberin, die geschickter war, eine große Leidenschaft zu erregen, als zu empfinden, hätte jeden von beyden zu ihrem Gatten erwählt, aber keiner wollte sie dem andern rauben, noch konnte sie ihm abtretten. Die Zeit vermehrte nur die Quaalen, die ihre Seele nagten, ohne weder ihre Freundschaft, noch ihre Liebe zu schwächen. Oft flossen bittere und sengende Thränen unter ihren häufigen Umarmungen, wenn sie den gar zu theuern Gegenstand, der sie in Verzweiflung setzte, erblickten. Sie schwuren manchmal, sie nicht mehr zu lieben, dem Leben lieber, als ihrer Freundschaft zu entsagen. Die ganze Pflanzung war durch das Schauspiel dieser schröcklichen Kämpfe gerührt. Man sprach von nichts, als von der Liebe der beyden Freunde für die schöne Negerin.

Eines

Eines Tags folgen sie in ihr Holz. Da umarmt sie jeder in die Wette, drückt sie tausendmal an sein Herz, thut ihr alle Schwüre, überhäuft sie mit allen Namen, welche die Zärtlichkeit erfand; und auf einmal, ohne einander etwas zu sagen, ohne einander anzusehen, stoßen sie ihr den Dolch ins Herz. Sie stirbt; und ihre Thränen, ihr Schluchzen vermischt sich mit ihrem letzten Athem. Sie brüllen. Das ganze Gehölz erschallt von ihrem wüthenden Geschrey. Ein Sklav kömmt herzugelaufen. Er sieht sie von fern, wie sie das Schlachtopfer ihrer sonderbaren Liebe mit Küssen bedecken. Er ruft Leute herbey, sie kommen, und man findet die beyden Freunde, wie sie, den Dolch in der Hand, sich über den Leichnam ihrer unglücklichen Geliebten umarmend, in ihrem Blute badend, selbst in den Strömen von Blut, die aus ihren eigenen Wunden floßen, den Geist aufgaben.

Diese Liebenden, diese Freunde waren in den Fesseln. In diesem erniedrigenden Zustand entstehen Handlungen, die des Erstaunens der Welt würdig sind. Unglück demjenigen, dem das Durchdringende dieser Liebe nicht vor Abscheu und Mitleiden erzittern macht. Die Natur brachte sie hervor, nicht für die Sklaverey der Neger, sondern für die Tyranney ihrer Herren. Dieser Mann wird ohne Mitleiden gelebt haben, er wird ohne Trost sterben; er wird niemals geweint haben, und wird niemals beweint werden.

XVII.

Merkwürdigkeiten von Barbados.

Barbados, das ganz der Familie von Codrington gehört, und dessen Umfang sechs bis sieben Meilen beträgt, hat sehr gefährliche Küsten. Sie ist vielleicht unter allen amerikanischen Inseln die ebenste. Die Bäume, die sie bedecken, sind schwach und nicht sehr hoch, weil sich daselbst niemals mehr, als sechs oder sieben Zoll Bodentiefe auf einer Kalksteinlage befindet. Die Natur hat eine große Menge Schildkröten dahin versetzt; aus Eigensinn sandte man rothes Wildpret und verschiedene andere Arten dahin; durch Zufall wurden die Wälder daselbst mit Perlenhünern und anderm Geflügel angefüllt, die sich von Schiffen, die Schiffbruch gelitten, dahin gerettet haben. Auf diesem Boden werden Ochsen, Pferde, Maulesel zur Arbeit der benachbarten Kolonien gezogen. Man kennt keinen andern Bau daselbst, als den des guineischen Grases, das zur Nahrung dieser zahlreichen Heerden in den Jahrszeiten nöthig ist, wo Futter mangelt. Ihre Bevölkerung schränkt sich auf 350 Sklaven, und auf die kleine Anzahl Menschen, die sie anführen, ein. Dieses besondere Eigenthum zahlt an die Nation keinen Tribut, ob es schon den Gerichtshöfen von Antigoa unterworfen ist. Die Luft ist daselbst sehr rein und gesund; ehemals giengen die schwächlichen Leute von den andern englischen Inseln dahin, sie einzuathmen, um den Fortgang ihres

Uebels

Uebels zu hemmen, oder ihre Kräfte wieder zu erhalten. Dieser Gebrauch hat aufgehört, seitdem sich einige unter ihnen verderbliche Jagden erlaubt haben.

Wie, um Thiere zu ernähren, ließe man Menschen umkommen? Wie, man duldet, daß dieser grausame Gebrauch, der den Fluch fast von ganz Europa auf seine Regenten und die Herren dieser Ländereyen zieht, sich jenseits des Meeres festsetze? Ich habe diese Fragen gethan, und man hat mir geantwortet: daß die Insel den Codringtons gehöre, und daß sie das Recht hätten, über ihr Eigenthum nach ihrer Laune zu befehlen. Ich frage nun, ob dieses ohne Zweifel geheiligte Recht des Eigenthums keine Gränzen hat? Ob dieses Recht nicht in tausend Fällen dem öffentlichen Wohl aufgeopfert wird? Ob derjenige, der einen Brunnen besitzt, dem, der Durstes stirbt, Wasser versagen kann? Ob ein Codrington von jenen kostbaren Perlenhünern essen würde, welche das Leben einem seiner Landsleute, oder seines gleichen gekostet hätte? Ob derjenige, der überführt würde, daß er einen Kranken vor seiner Thüre hätte sterben lassen, genugsam durch den öffentlichen allgemeinen Fluch bestraft wäre, oder ob er nicht verdiente, als Mörder vor das Kriminalgericht gezogen zu werden? Besitzer von Barbados, ihr seyd es von allen denjenigen, denen ihr die Heilsamkeit der Luft, die sie erhalten hätte, entzogen habt; und wenn ihr nicht sterbend darüber verzweifelt, so trotzt ihr in eurem Herzen der göttlichen Gerechtigkeit. Eilet, euren unverschämten Pächter zurückzuberufen, der, wie man sagt, wegen eines

Serail von Mulattinnen, das sein Vergnügen ist, einer Verbot bis zur äußersten Strenge mißbraucht.

XVIII.

Die Kolonie von Anguille ist sehr elend, und ihr Schicksal kann nicht verbessert werden.

Anguille hat sieben bis acht Meilen Länge, und eine sehr ungleiche Breite, die jedoch nirgends über zwey Meilen beträgt. Man sieht daselbst weder Berge, noch Wälder, noch Flüsse. Ihr Boden ist blosse Kreiden.

Auf diesem löcherigen und zerreiblichen Felsen ließen sich einige englische Abentheurer im Jahr 1650 nieder. Nach einer hartnäckigen Arbeit entrissen sie endlich dieser Art Tuff ein wenig Baumwolle, ein wenig Hirsen und einige Pataten. Sechs Adern fruchtbaren Bodens, die man mit der Zeit entdeckte, wurden zum Zuckerrohr genützt, welches selbst bey der besten Erndte nur 50,000 Pfund Zucker giebt, zuweilen aber auch nur 5 bis 6000. Was noch mehr aus dieser Kolonie kömmt, wurde nur heimlich von St. Croix, wo die Einwohner von Anguille verschiedene Pflanzungen angelegt haben, gebracht.

In den Jahren der Trockenheit, die sehr oft auf einander folgen, findet die Insel keine andere Nahrungsquelle, als in einem Teich, dessen Salz den Neuengländern geliefert wird, und in dem

Ver-

Verkauf von Schaafen und Ziegen, die besser in diesem trockenen Klima auf diesen dürren Heiden, als in dem übrigen Amerika fortkommen.

Auf Anguille zählt man nur zwey hundert freye Leute, und fünf hundert Sklaven. Gleichwohl hat sie eine Versammlung, und selbst einen Befehlshaber, der durch die Einwohner erwählt, und durch den Gouverneur von Antigoa bestätiget wird. Ein Fremder, den man diese schwache Kolonie zu regieren senden würde, würde gewiß von Menschen verstoßen werden, die etwas von dem unabhängigen Charakter, und von den etwas wilden Sitten ihrer Vorfahren beybehalten haben.

Die Küsten der Insel haben nur zwey Rheeden, und selbst da können nur sehr kleine Schiffe ankern, die eine wie die andere wird von vier Kanonen beschützt, die seit einem halben Jahrhundert keinen Dienst mehr gethan haben.

XIX.

Tortola ist die einzige der Jungferninsel, welche die Engländer angebaut haben. Vorwurf, welcher der Regierung gemacht werden kann.

Die Jungferninseln sind ein Haufen von sechzig kleinen Inseln, die meistens bergig, trocken und dürr sind, wo die Spanier lange Zeit ganz allein Schildkröten fischten, die sich da sehr häufig fanden. Die Holländer legten so eben daselbst

auf Tortola, einer der besten und die den sichersten Hafen hat, eine kleine Kolonie an, als sie im Jahr 1666 von den Engländern daraus vertrieben wurden. Diese ermangelten nicht, sich auf den benachbarten kleinen Inseln und Felsen auszubreiten. Hier lebten sie beynahe ein Jahrhundert durch, wie die Wilden, blos mit dem Baumwollenbau beschäftiget. Erst nach dem Frieden vom Jahr 1748 lenkte sich ihre Thätigkeit auch auf den Zucker, davon sie seitdem ziemlich regelmäßig alle Jahre 4 bis 5 Millionen Pfund nach ihrem Hauptland geschickt haben.

Vor diesem Zeitpunkt war weder ordentliche Regierung, noch Gottesdienst auf Tortola. Das eine und das andere ist ganz neuerlich eingeführt worden, und was vielleicht noch schwerer war, man hat die Bewohner zur Einwilligung gebracht, der Schatzkammer vier und ein halbes vom hundert bey der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse zu bezahlen. Eine vorsichtige Verwaltung hätte um eine Bill angesucht, um den Eigenthumsbesitz zu bestättigen. Alle oder die meisten sind auf eine ziemlich unregelmäßige Art übergeben worden, und wenn sie gerichtlich angefallen würden, so wären wenige Kolonisten, die man nicht gesetzmäßig in Verderben stürzen könnte.

Hier ist also in Tortola die Regierung sehr gierig, Geld von den Kolonisten zu beziehen, und sehr wenig bekümmert, ihr Glück zu sichern, ob es sie wohl nur ein wenig Zuneigung ohne einiges Opfer gekostet hätte. Kann man auf eine unverschämtere Art zu Menschen sagen: „Wir

„achten

„ achten euch für nichts. Bezahlet und bezahlet
„ wieder, und wenn ihr nicht mehr im Stand
„ seyd, zu bezahlen, so seyd unglücklich, kommt
„ um, sterbet; was liegt uns daran. Der An-
„ theil, den wir an eurem Schicksal nehmen,
„ ist nur nach dem Verhältniß der Summen, die
„ ihr uns liefert.“ Nirgends hält man eine solche unmenschliche Rede, aber überall hat man die gleiche Art zu denken und zu handeln. Ueberall behandelt man die Unterthanen, wie die Erzgruben, die man aufhört zu bearbeiten, wenn sie nichts mehr geben. Ueberall vergißt man, daß sie bey ein wenig Gerechtigkeit und Schutz unerschöpflich wären. Ueberall glauben sich die Reichen ewig, und diejenigen, die sie regieren, betragen sich so, als wenn sie nur einen Tag dauern sollten. Die Gefahr von Tortola ist nicht so beschaffen, wie die von Jamaika.

XX.

Beschreibung von Jamaika.

Diese Insel, die den übrigen englischen unter dem Wind liegt, und von den Erdebeschreibern in die Zahl der grossen Antillen gesetzt worden ist, kann 43 oder 44 Meilen in der Länge, und 16 bis 17 in ihrer grösten Breite haben. Sie wird von verschiedenen Ketten von hohen unregelmäßigen Bergen, wo abscheuliche Felsen unordentlich auf einander gehäuft liegen, durchschnitten. Ihre Unfruchtbarkeit hindert nicht, daß sie nicht

gänzlich mit einer erstaunlichen Menge Bäumen bedeckt seyn sollten, deren Wurzeln in die Ritzen der Felsen dringen, und da die Feuchtigkeit suchen, welche häufige Gewitter und Nebel zurücklassen. Dieses beständige Laub, das durch eine Menge von Wasserfällen genährt und verschönert wird, bildet einen immerwährenden Frühling, und zeigt dem bezauberten Auge das schönste Schauspiel in der ganzen Natur. Aber dieses Wasser, das von dürren Gipfeln herab fallen, Fruchtbarkeit in die Ebenen gießt, hat einen unangenehmen und ungesunden Kupfergeschmack. Das Klima ist noch gefährlicher. Unter allen amerikanischen Inseln ist Jamaika am meisten mörderisch. Man kommt sehr schnell da um, und nach zwey Jahrhunderten Anbau finden sich sehr fruchtbare Gegenden selbst nahe bey der Hauptstadt, wo ein freyer Mensch keine Nacht ohne die äußerste Noth zubringen würde.

XXI.

Die Spanier entdecken Jamaika, und lassen sich nach Verfluß einiger Zeit daselbst nieder.

Colombo entdeckte diese große Insel im Jahr 1494, aber er legte keinen Pflanzort darauf an. Acht Jahre nachher ward er durch einen Sturm dahin geworfen. Da der Verlust seiner Schiffe ihn außer Stand setzte, heraus zu kommen, so flehte er die Menschlichkeit der Wilden an, und empfieng von ihnen allen Beystand

des

des natürlichen Mitleidens. Aber dieses Volk, das lediglich für seine eigene Nothdurft Land baute, ward es überdrüßig, Fremdlinge zu nähren, die es in Gefahr setzten, selbst Hungers zu sterben, und entfernte sich nach und nach von den Küsten. Die Spanier, die es schon durch Gewaltthätigkeiten schüchtern gemacht hatten, schonten darauf diese Indier nicht länger, und trieben es so weit, daß sie gegen ihren Anführer die Waffen ergriffen, den sie der Strenge beschuldigten, weil er ihre Wildheit nicht gebilliget hatte. Colombo, gezwungen ihren Drohungen nachzugeben, bediente sich, um sich aus seiner verzweifelten Lage zu reißen, einer von jenen Erscheinungen der Natur, worinn der Mann von Genie unterweilen Hilfsmittel findet, welche der Nothwendigkeit zu verzeihen sind.

Die wenigen astronomischen Kenntnisse, die er erlangt hatte, zeigten ihm an, daß sich bald eine Mondfinsterniß ereignen würde. Er ließ allen benachbarten Kaziken sagen, daß sie sich versammeln möchten, um von ihm Dinge zu hören, die für ihre Erhaltung wichtig wären. Als er mitten unter ihnen war, warf er ihnen erstlich die Härte vor, womit sie ihn und seine Gefährten tod hungern ließen; und sagte ihnen darauf mit dem Ansehen eines vom Himmel Erleuchteten: Um euch diesfalls zu strafen, wird der Gott, den ich anbete, euch mit den härtesten Streichen züchtigen. Gleich diesen Abend werdet ihr den Mond roth werden, dann sich verdunkeln, und euch sein Licht entziehen sehen. Das wird nur das Vorspiel eurer

Un-

Unglücksfälle seyn, wenn ihr mir fernerhin keine Lebensmittel geben wollt.

Kaum sprach es der Admiral, so wird seine Prophezeihung erfüllt. Die Noth ist groß unter den Wilden. Sie halten sich für verloren, bitten um Gnade und versprechen alles. Darauf wird ihnen angekündiget, daß der Himmel von ihrer Reue gerührt, seinen Zorn fahren lasse, und daß die Natur wieder in ihr Geleise treten werde. Von dem Augenblick an kommen von allen Enden Lebensmittel her, und es fehlte dem Colomb nicht weiter daran, bis er abreißte.

Don Diego, der Sohn dieses außerordentlichen Mannes war derjenige, der die Spanier zu Jamaika ansäßig machte. Im Jahr 1509 schickte er von San-Domingo aus siebenzig Räuber, unter Anführung von Juan de Esquimel dahin. Bald darauf folgten ihnen andere. Alle schienen nach dieser herrlichen und friedlichen Insel nur darum zu gehen, um sich daselbst im Menschenblut zu baden. Das Schwerd dieser Unmenschen hielt nicht eher ein, als bis kein einziger Einwohner mehr vorhanden war, um das Andenken eines zahlreichen, sanften, einfältigen und ungekünstelten Volks zu erhalten. Zum Glück für den Erdball waren diese seine Verwüster nicht bestimmt, die Stelle dieser Menschen zu ersetzen. Hätten sie wohl sich auf einer Insel vermehren mögen, die kein Gold lieferte? Ihre Grausamkeit brachte ihrem Geitz keinen Vortheil, und die Erde, die sie mit Blut befleckt hatten, schien den unermeßlichen Bemühungen, die sie anwandten, um sich darauf fest

zu

zu setzen, zu widerstehen. Alle Niederlassungen, die auf der Asche der Landeseingebohrnen errichtet wurden, verfielen, so wie Arbeit und Verzweiflung die der Wuth der ersten Eroberer entgangenen Wilden vollends aufrieben. St. Jago de la Vega war die einzige, die Bestand behielt. Die Einwohner dieser Stadt, in den Müßiggang, der aus der Tyranney nach der Verwüstung entspringt, versenkt, begnügten sich damit, von einigem Landbau zu leben, dessen Ueberschuß sie an die Schiffe verkauften, die an ihren Küsten anhielten. Die ganze Menschenzahl dieser in dem kleinen Gebiet, das dieses Mördergeschlecht ernährte, eingeschränkten Kolonie belief sich auf fünfzehn hundert unter einer gleichen Anzahl von Tyrannen stehender Sklaven, als die Engländer endlich im Jahr 1655 diese Stadt angriffen, sich ihrer bemächtigten, und sich daselbst niederließen.

XXII.

Jamaika wird durch die Engländer erobert. Was sich auf dieser Insel zugetragen, seitdem sie Herren davon sind.

Mit ihnen drang Zwietracht herein. Sie brachten den schröcklichsten Keim dazu mit sich hin. Anfangs hatte die Kolonie zu Bewohnern nur drey tausend Mann von jener fanatischen Miliz, die unter den Fahnen der republikanischen Parthie gestritten und gesiegt hatten. Bald darauf kamen

eine

eine Menge Royalisten hinzu, welche in Amerika hoften, einen Trost für ihre Unfälle, oder die Stille des Friedens anzutreffen. Aber der Geist der Zwietracht, der beyde Parthien seit so langer Zeit und so grausam wüthend gegen einander gemacht hatte, folgte ihnen jenseits des Meeres. Das war hinreichend, um die abscheu- und blutvollen Auftritte in der neuen Welt, die man in der alten so oft erblickt hatte, zu erneuern. Aber Penn und Venables, die Eroberer von Jamaika hatten das Kommando dem weisesten Mann, der auch zugleich der älteste Officier war, übergeben. Es war Dodley, der sich unter die Macht der siegenden Bürger gebückt hatte, ohne seine Anhänglichkeit für die Stuarts zu verlieren. Zweymal setzte Cromwell einen von seinen Anhängern an die Stelle, und zweymal machte ihr Tod, daß man den Dodley wieder zum Oberhaupt nehmen mußte.

Die Verschwörungen, die man wider ihn anstellte, wurden entdeckt und vereitelt. Niemals ließ er das geringste gegen die Mannszucht begangene Versehen unbestraft. Die Waagschaale hielt er immer gleich, zwischen der Parthie, die er verabscheute, und der, die er liebte. Der Arbeitstrieb ward durch seine Bemühungen, seine Rathschläge und sein Beyspiel erweckt und angefeuert. Seine Uneigennützigkeit unterstützte sein Ansehen; zufrieden mit dem, was ihm seine Pflanzungen einbrachten, konnte man ihn gar nicht bewegen, einen Gehalt anzunehmen. In seinem Privatleben war er ungekünstelt und freundschaftlich, aber dabey in seinem Amt ein unerschro-

schrockener Krieger, ein unbeweglicher und strenger Befehlshaber, und ein weiser Staatsmann. Seine Art zu regieren war ganz militärisch, denn er wußte, daß er eine blos aus Kriegsleuten zusammengesetzte erst entstehende Kolonie im Zaum zu halten und zu bilden, und einen Anfall der Spanier, welche versuchen möchten, das wieder zu erlangen, was sie verloren hatten, zu verhüten oder abzuschlagen hatte.

Als aber Karl II. von der Nation, die seinen Vater vom Thron gestoßen hatte, auf denselben wieder gerufen ward, so ward zu Jamaika eine bürgerliche Regierung eingeführt, die, wie in den andern Kolonien nach dem Muster des Hauptlandes gebildet war. Erst im Jahr 1682 entstand das Gesetzbuch, das heut zu Tag die Kolonie bey Kräften erhält. Drey weise Gesetze aus demselben verdienen des Lesers Aufmerksamkeit.

Das eine, das für die Vertheidigung des Vaterlandes sorgt, reitzt eben das Privatinteresse der Bürger dazu, welches sie davon abhalten könnte. Es gebietet, daß jeder durch den Feind geschehener Schaden augenblicklich durch den Staat, und wenn der Fiskus nicht dazu im Stande ist, auf Kosten aller Einwohner bezahlt werden soll.

Ein anderes Gesetz wacht auf die Mittel, die Bevölkerung zu vermehren. Es verordnet, daß jeder Schiffer, welcher in die Kolonie einen Menschen gebracht hat, der nicht im Stande ist, seine Fahrt zu bezahlen, eine allgemeine Belohnung von einem Pfund Sterling erhalte. Die besondere

Belohnung beträgt für jede aus England oder Schottland gebrachte Person 168 Livres a); für eine aus Irrland 135 Livres b); für jede aus dem amerikanischen festen Lande 78 Liv. 15 Sols c), und 45 Livres d) für jeden aus den andern Inseln herübergebrachten Menschen.

Das dritte Gesetz zweckt darauf ab, den Landbau zu begünstigen. Wenn ein Ländereybesitzer nicht das Vermögen hat, die Zinsen oder das Kapital seiner Schulden zu bezahlen, so wird seine Pflanzung durch zwölf Besitzer taxirt, die seine Pairs sind. Der Gläubiger ist verbunden, diese Grundstücke zur Bezahlung des Ganzen, nach dem Werth der Schätzung anzunehmen, und wenn es sich auch so hoch nicht beliefe, als die Schuld; sollte aber die Pflanzung diese übersteigen, so muß er den Ueberschuß herausgeben. Diese Einrichtung, die zu vielen Partheylichkeiten Anlaß giebt, machte ihre Ungerechtigkeit durch einen allgemeinen Vortheil, den sie hervorbringt, wieder gut, indem sie die Strenge der Klagen des Kapitalisten und Kaufmanns gegen den Pflanzer lindert. Die Folge dieser Einrichtung gereicht den Ländereyen und den Menschen überhaupt zum Vortheil. Selten leidet der Gläubiger darunter, weil er auf seiner Hut ist; und der Schuldner wird desto stärker zur Wachsamkeit und Ehrlichkeit angehalten, um Kredit zu finden. Dann gründen sich die Verbindungen auf das Vertrauen, und Vertrauen wird nur durch Tugenden erworben und erhalten.

Die

---

a) Oder 77 fl. 20 kr.
b) — 61 fl. 52 —
c) Oder 35 fl. 45 kr.
d) — 20 fl. 38 kr.

Die Zeit hat noch andere Verordnungen veranlaßt. Man bemerkte, daß die Juden, die in großer Anzahl in Jamaika wohnhaft waren, ein Spielwerk daraus machten, die Gerichtshöfe zu betrügen. Einer Obrigkeitsperson fiel ein, daß dieses daher kommen könnte, daß die Bibel, die ihnen gegeben worden, in englischer Sprache wäre. Es wurde Befehl gegeben, daß sie in Zukunft auf den hebräischen Text schwören sollten, und nach dieser Vorsicht wurden die Meyneide unendlich seltener.

Im Jahr 1761 wurde festgesetzt, daß jeder nicht weisse Mensch nur von 13,629 Liv. 3 Sols 4 Deniers *) Erbe seyn könne. Dieses Gesetz mißfiel verschiedenen Mitgliedern der Versammlung, die darüber unwillig waren, daß man zärtlichen Vätern die Zufriedenheit rauben wolle, ein durch lange Arbeiten erkauftes Glück geliebten Nachkommen zu hinterlassen, weil sie nicht ihre Farbe hätten. Man theilte sich in den Gesinnungen, und das englische Parlement zog den Streit vor sich. Einer der berühmtesten Redner von der Kammer der Gemeinen erklärte sich öffentlich gegen die Neger. Seine Meynung war, daß dieses niederträchtige Wesen, von einer andern Art als die unsrigen seyen. Das Zeugniß von Montesquieu war der stärkste seiner Beweise, und er las zutrauungsvoll das scherzhafte Kapitel aus dem Geist der Gesetze über die Sklaverey. Keiner der Zuhörer vermuthete die wahren Absichten eines so geistvollen Schriftstellers, und seinem Namen unterwarf sich der ganze brittische Senat.

Der

*) Oder 6246 fl. 42 kr.

Der ganze brittische Senat! Eine ganz versammelte Kammer, um das Beste der Nation zu entscheiden, und um ernstlich über einen Vorschlag zu sprechen, dessen Ungerechtigkeit und Unvernunft nur Spottgelächter erregte! Und warum entschied man nicht, daß diese Schwarzen gänzlich enterbt werden sollen? Wenn ihre Farbe das Recht gab, sie eines Theils des Vermögens ihrer Väter zu berauben, warum nicht auch des Ganzen? Mit Spott, und nicht mit Gründen hätte man eine so handgreifliche Thorheit widerlegen sollen. Und wenn auch wider alle Wahrscheinlichkeit des Montesquieu seine Gesinnung wirklich so gewesen wäre, was lag wohl an seinem Ansehen? Wenigstens hätte man sich übrigens um die wahre Meynung dieses Verfassers bekümmern sollen.

Die Bill war schon nach Indien zu gehen bereit, als ein Mann, der weniger als die andern geblendet war, die Anmerkung machte, daß es eine abscheuliche Ungerechtigkeit seyn würde, die alten Eigenthümer der Insel mit den Afrikanern zu vermengen, und daß ohne diese nur fünf bis sechs Familien übrig blieben.

Ehe so weise Gesetze den Flor der Kolonie sicher gestellt hatten, war sie schon in Ruf gekommen. Einige Abentheurer, sowohl aus Nationalhaß und Eifersucht, als aus einem unruhigen Gemüth und Begierde nach Reichthümern fielen die spanischen Schiffe an. Diesen Seeräubern standen Cromwells Soldaten bey, die, da sie nach seinem Tode nichts erhielten, als den allge-

allgemeinen mit seinen grausamen Siegen verbundenen Haß, in der Ferne ein Glück suchten, das sie in Europa nicht mehr hofften. Diese Anzahl ward noch durch eine Menge Engländer von beyden Parthien vermehrt, welche durch die bürgerlichen Kriege, worinn sie um das Ihrige gekommen, an Blut gewöhnt waren. Diese nach Raub und Mord gierigen Menschen plünderten die Meere und verheerten die Küsten der neuen Welt. Immer ward von den Eingebohrnen und oft von den Fremden der Raub Mexikos und Perus nach Jamaika gebracht. Sie fanden auf dieser Insel mehr Bequemlichkeit, bessere Aufnahme, mehr Schutz und Freyheit als anderswo, theils zum Landen, theils die Beute ihrer Streifereyen zu verzehren. Da stürzten sie die Verschwendungen eines lüderlichen Lebens gar bald wieder ins Elend. Dieser einzige Sporn ihres blutigen Fleißes machte, daß sie auf neuen Raub auszogen. So zog ihre Kolonie Nutzen aus ihrem beständigen Glückswechsel; und ward reich durch die Laster, welche die Quelle und der Untergang ihrer Schätze waren.

Als dieses verwüstende Geschlecht durch seine mörderische Thätigkeit erlöscht war, so wurden die Kapitalien, die sie zurückgelassen hatten, und die dann doch nur noch ungerechtern und grausamern Räubern entrissen worden waren, die Grundlage eines neuen Wohlstandes, durch die leichten Mittel, die sie an die Hand gaben, einen Schleichhandel mit den spanischen Besitzungen anzulegen. Diese Quelle von Reichthümern, die man gegen das Jahr 1772 eröffnet hatte, nahm immer zu,

und zumal gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Es machten sich Portugiesen mit einem Kapital von 3,000,000 Liv. *), wozu der Landesherr zwey Drittel hergeschossen hatte, im Jahr 1696 anheischig, den Unterthanen des Madriderhofes, die fünf Jahre hindurch, da der Vertrag bestehen sollte, jährlich fünf tausend Neger zu liefern. Diese Gesellschaft holte einen großen Theil seiner Sklaven aus Jamaika. Von Stund an hatten die Einwohner dieser Insel einen ununterbrochenen Verkehr mit Mexiko und Peru, theils vermittelst der portugiesischen Agenten; theils durch die Befehlshaber ihrer eigenen Schiffe, die sie bey diesem Handel brauchten. Aber dieser Verkehr ließ durch den spanischen Erbfolgskrieg etwas nach.

Bey dem Frieden erregte der Assientotraktat Besorgnisse in Jamaika. Diese Insel befürchtete, daß die Südseekompagnie, die nun die spanischen Kolonien mit Negern versehen sollte, ihr den Weg und Zugang nach den Goldbergwerken gänzlich verschließen möchte. Alle Bemühungen, die man von dorther anwandte, um diese Einrichtung zu verhindern, änderten nichts an den Maaßregeln des englischen Ministeriums. Es hatte weislich vorausgesehen, daß die Thätigkeit der Assientisten dem alten Schleichhandel einen neuen Antrieb geben würden, und seine Muthmaßungen waren richtig.

Der

*) Oder 1,375,000 fl.

Der verbotene Handel, den Jamaika trieb, war bey seinem Betrug ganz ungekünstelt. Ein englisches Fahrzeug stellte sich, als habe es Mangel an Wasser, Holz oder Lebensmittel; oder sein Mast sey ihm zerbrochen; oder es führe einen Leck, den es weder entdecken, noch stopfen könne, ohne abzuladen. Der Statthalter erlaubte, daß das Schiff in den Hafen lief, und sein Benöthigtes besorgte. Aber um sich vor jeder Anklage an seinem Hof schützen oder entschuldigen zu können, ließ er die Thüre der Niederlage, wo man die Waaren des Schiffs hingebracht hatte, versiegeln, indessen eine andere Thür unversiegelt blieb, durch welche man die Dinge, die in diesem geheimen Handel umgesetzt wurden, aus- und eintrug. Wenn er geschlossen war, so verlangte der Fremde, dem es immer an Geld mangeln mußte, die Erlaubniß, so viel zu verkaufen, als nöthig wäre, um seine Unkosten zu bezahlen; eine Erlaubniß, welche abzuschlagen zu grausam gewesen wäre. Diese Nachgiebigkeit war nothwendig, damit der Befehlshaber oder seine Agenten ungestraft öffentlich verkaufen durften, was sie heimlich eingekauft hatten, weil man immer meynen würde, es können keine andere, als die Waaren seyn, die man zu kaufen erlaubt hatte. Auf die Art wurden die stärksten Ladungen losgeschlagen und verkauft.

Der spanische Hof schmeichelte sich, dieser Unordnung ein dadurch Ende zu machen, daß er verböte, man solle kein fremdes Schiff in seinen Häfen aufnehmen, es möchte, unter welchem Vorwand es nur wolle, geschehen. Aber die Ja-

maiker riefen die Gewalt der List zu Hülfe, und ließen sich bey der Fortsetzung des Handels durch englische Kriegsschiffe beschützen, welche fünf vom Hundert von allen Artikeln, deren heimliche Einfuhr sie begünstigten, erhielten.

Indessen ist an die Stelle dieser offenbaren und unleugbaren Verletzung des Völkerrechts eine unmerklichere und nicht so drohende getretten. Die aus Jamaika abgefertigten Schiffe begeben sich nach den unbesuchtesten Rheeden der spanischen Küste, und zumal nach zwey ganz öden Häfen, nemlich nach Brew, fünf Meilen von Karthagena und nach Grout, vier Meilen von Portobelo. Ein Mensch, der die Landessprache versteht, wird geschwind ans Land geschickt, um den benachbarten Gegenden von der Ankunft des Schiffs Nachricht zu geben. Die Nachricht geht mit der grösten Geschwindigkeit von einer Hand zur andern, bis an die entferntesten Orte. Die Kaufleute kommen eben so geschwind, und der Handel fängt an, aber mit Vorkehrungen, deren Nothwendigkeit die Erfahrung erwiesen hat. Das Schiffsvolk wird in drey Theile getheilt. Indessen der eine die Käufer höflich empfängt, und mit wachsamen Auge auf ihre Neigung und Geschicklichkeit zum Stehlen Achtung giebt, ist der andere damit beschäftiget, die Vanille, den Indigo, die Cochenille, das Gold und Silber der Spanier gegen die Sklaven, das Queckſilber, die seidenen Zeuge und andere Waaren, die man ihnen liefert, zu empfangen. Zu gleicher Zeit sorgt die auf dem Verdeck verschanzte und in Waffenstehende dritte Abtheilung für die Sicherheit des

Schiffs

Schiffs und der ganzen Mannschaft, indem sie darauf sieht, daß nie mehr Menschen auf einmal hereinbringen, als sie im Zaum halten kann.

Wenn die Geschäfte abgethan sind, so sorgt der Engländer mit seinen Kapitalien, die er gemeiniglich um das Doppelte vermehrt hat, daß er wieder nach seiner Insel, und der Spanier mit seinem Einkauf, aus dem er einen gleichen und wohl noch stärkern Profit zu bekommen gedenkt, daß er wieder nach seiner Heimat kommt. Aus Furcht, entdeckt zu werden, vermeidet dieser die Landstraßen, und zieht mit den Negern, die er eingekauft, und mit den in leicht zu tragende Paketen vertheilten Waaren beladen hat, über Nebenwege.

Diese Art zu handeln blühte seit langer Zeit zum großen Vortheil der Kolonien beyder Nationen, als die Registerschiffe, die man an die Stelle der Galionen setzte, dem Lauf dieser Handlung, so wie es Spaniens Absicht war, in etwas Einhalt thaten. Er nahm nach und nach ab, und in den letzten Zeiten belief er sich jährlich nur auf eine sehr geringe Summe. Das englische Ministerium, das ihm aufhelfen, oder den Vortheil desselben ferner einerndten wollte, kam im Jahr 1766 auf den Gedanken, daß das beste Mittel, um der Insel Jamaika dasjenige wieder zu verschaffen, was sie verloren hat, das sey, sie für einen Freyhafen zu erklären.

Alsobald sind die spanischen Fahrzeuge aus der neuen Welt von allen Seiten dahin gekommen,

um ihre Metalle und ihre Waaren gegen englische Manufakturarbeiten zu vertauschen. Dieser Eifer hatte die Bequemlichkeit, daß der Gewinn, dessen Quelle er war, ohne Gefahr war, und keine Gelegenheit zu Zwistigkeiten geben könnte; aber man konnte es erwarten, daß der Hof zu Madrid nicht säumen würde, einen seinem Vortheil so nachtheilige Verbindung zu unterbrechen. Der englische Hof dachte sich es so, und um noch ferner die Reichthümer des benachbarten festen Landes in seinen Schooß fließen zu machen, errichtete er an der Mosquitenküste eine Kolonie.

XXIII.

Erzeugnisse, die auf Jamaika angebaut wurden.

Wie auch eines Tags das Schicksal dieser neuen Kolonie beschaffen seyn mag, so ist es gewiß, daß Jamaika sich lange Zeit allzuviel mit einem Schleichhandel, und zu wenig mit seinem Anbau beschäftigte. Das erste Erzeugniß, das man daselbst zog, war der Kakao, dessen Bau man durch die Spanier schon völlig eingerichtet gefunden hatte. Er blühte so lange, als die Pflanzungen dieses Volks dauerten, das seine Hauptnahrung und seinen einzigen Handel daran hatte. Man bemerkte, daß sie anfiengen abzunehmen, und man pflanzte sie von neuem. Aber entweder aus Mangel an Fleiß oder an Geschicklichkeit von Seiten der neuen Kolonisten geriethen ihre Bäume nicht. Man ward dieses Baus überdrüßig, und erwählte statt dessen den Indigo.

Dieses

Dieses Erzeugniß gewann einen ansehnlichen Fortgang, als das Parlement eine Abgabe darauf legte, die es nicht ertragen konnte, und die bewirkte, daß dessen Bau in Jamaika, wie in den andern englischen Inseln aufhörte. Diese unkluge Taxe wurde darauf wieder aufgehoben, ja man setzte wohl Belohnungen dagegen fest; aber diese zu spat kommende Freygebigkeit erzeugte nur Mißbräuche. Um die Wohlthat zu genießen, nahmen die Jamaiker die Gewohnheit an, die sie noch beybehalten, diese kostbare Farbe von St. Domingo zu beziehen, und sie nach Großbritannien als ein Erzeugniß ihres eigenen Bodens einzuführen.

Man kann die Kosten, welche die Regierung hierauf verwendet, nicht als ganz verloren ansehen, da die Nation Nutzen davon zieht. Aber sie unterhalten das Mißtrauen, und man kann wohl sagen, bey der Schelmerey, die der kameralistische Geist in unsern meisten Regierungen zwischen dem Staat und seinen Unterthanen erzeugt hat, Geld zu erjagen, sucht das Volk immer Listen, um sich der Ungerechtigkeit der Auflagen zu entziehen, oder den Fürsten um sein Geld zu betrügen. Sobald kein Verhältniß in der Ausgabe, keine Gränzen in den Auflagen, keine Billigkeit in der Vertheilung, keine Gelindigkeit bey der Erhebung mehr statt gefunden hat: so hat auch alle Bedenklichkeit bey Uebertrettung der Geldgesetze, alle Treue bey Bezahlung der Auflagen, alle Aufrichtigkeit bey den Verpflichtungen des Unterthanen gegen die Regierung aufgehört. Auf der einen Seite Unterdrückung, auf der andern Beraubung: die Kammern verfolgen

die Handlung, und die Handlung überlistet, oder betrügt die Kammern. Der Fiskus ranzionirt den Pflanzer, und der Pflanzer belügt den Fiskus durch falsche Angaben. So sind die Sitten beyder Welttheile beschaffen.

Der Indigobau war auf Jamaika noch nicht ganz gefallen, als man den Baumwollenbau daselbst unternahm. Dieses Erzeugniß hatte einen schnellen Fortgang, und dauerte immerfort, weil es nach England einen ununterbrochenen vortheilhaften Absatz fand, wo man es mit einer Geschicklichkeit verarbeitete, die durch wetteifernde Nationen eher blos nachgeahmt, als gleich gemacht werden konnte.

Der Ingwer war für die Kolonien weniger nützlich. Die Wilden, welche die Europäer auf den amerikanischen Inseln fanden, machten ziemlich allgemeinen Gebrauch von ihm. Aber dieser Verbrauch war in dem Stück, wie in andern so eingeschränkt, daß die Natur ihnen freywillig genug lieferte. Die Eroberer gewannen eine Art von Leidenschaft für dieses Gewürz. Sie aßen des Morgens davon, um ihren Appetit zu stärken. Sie trugen welches, auf unterschiedliche Art eingemacht bey den Mahlzeiten auf. Nach demselben aßen sie es, um die Verdauung zu befördern. In der Schiffahrt war es ihr Gegenmittel gegen den Scharbock. In der alten Welt nahm man den Geschmack der neuen an, und dieser Geschmack dauerte, bis daß der Pfeffer, der lange Zeit in einem sehr hohen Preis war, wohlfeiler wurde. Alsdann fiel der Ingwer in eine neue Verachtung, und dessen Anbau wurde fast überall verlassen, außer in Jamaika nicht.

Diese

Diese Insel erzeugt und verkauft noch eine andere Art von Gewürz, das unter dem uneigentlichen Namen Pfeffer von Jamaika bekannt ist. Die Staude, die es trägt, ist eine Art Myrten (Myrtus pimenta. Linn.), sie wächst gemeiniglich in den Bergen mäßig dick, und mit einer gräulichen, glatten und glänzenden Rinde überzogen. Ihre Blätter, die einen angenehmen Geruch haben, gleichen in Ansehung der Gestalt und ihrer Lage den Lorberblättern, und am Ende der Zweige stehen Blumenbüschel, die in allem denen der gemeinen Myrte ähnlich sind. Die darauf folgenden Früchte sind kleine Beere, die etwas dicker sind, als die am Wachholderstrauch. Sie werden gelesen, wenn sie noch grün sind, und an der Sonne getrocknet. Hierdurch werden sie braun, bekommen einen Gewürzgeruch, und werden deswegen in England Allspice (Kommodgewürz) genannt. Ihr Gebrauch dient denjenigen vortrefflich, die einen erkälteten Magen haben. Aber was will dieser Vortheil in Vergleich desjenigen sagen, den der Zucker liefert?

Die Kunst, letztern zu ziehen, fieng erst im Jahr 1668 an, auf Jamaika bekannt zu werden. Sie wurde durch einige Bewohner von Barbados dahin gebracht. Der eine unter ihnen hatte alles, was die Art von Schöpfung, die von den Menschen abhängt, erfordert. Er hies Thomas Moddifort. Seine Kapitalien, seine Thätigkeit, seine Einsichten setzten ihn in den Stand, einen unermeßlichen Strich Landes auszureuten, und erhoben ihn mit der Zeit zur Befehlshaberstelle in der Kolonie. Indessen konnte der Anblick seines

Ver-

Vermögens und seine lebhaften Ermahnungen Menschen, die grösstentheils in dem Müßiggang der Waffen erzogen waren, nicht zu den Arbeiten des Landbaues bewegen. Zwölf hundert Unglückliche, die im Jahr 1670 aus Surinam, das man vor kurzem den Holländern abgetretten hatte, angelangt waren, zeigten sich aufmerksamer auf seine Lehren. Die Noth gab ihnen Muth, und ihr Beyspiel flößte Nacheiferung ein. Dieser erste Keim von Arbeit ward zum Glück durch das Geld genährt, das die beständigen glücklichen Thaten der Flibustiere täglich nach Jamaika brachten, unterhalten. Ein großer Theil desselben ward auf Erbauung der Gebäude, auf Ankauf der Sklaven, der Geräthschaften und aller Mobilien, die den neuen Pflanzungen nöthig waren, verwandt. Bald kam eine große Menge Zucker hervor, der zwar geringer, als der auf den meisten andern Kolonien gezogen war, aber dessen Rum einen ausgezeichneten Vorzug hatte.

Die Kaffeestaude kam schon glücklich in den holländischen und französischen Besitzungen fort, ehe die Holländer darauf gedacht hatten, sich solche zu verschaffen. Ja es war Jamaika die einzige der brittischen Inseln, die ihn aufzunehmen für nöthig hielt, aber sie trieb den Bau nie so weit, als ihre Nebenbuhler.

Im Jahr 1756 war es eine allgemeine angenommene Meynung, daß Jamaika in dem blühendsten Zustand sey, den es erreichen könnte. Eine Insel, die seit einem Jahrhundert von einem thätigen und aufgeklärten Volk bewohnt wurde.

Eine

Eine Insel, in welche die Seeräuberey und der Schleichhandel ununterbrochen die Schätze von Mexiko und Peru ergossen hatte. Eine Insel, der kein Mittel zur Bearbeitung jemals gefehlt hatte. Eine Insel, deren sichere Ufer und vortreffliche Rheeden nie aufgehört hatten, Seefahrer herbeyzulocken. Eine Insel, deren Erzeugnisse immer ganz Europa gesucht hatte; von einer solchen Kolonie sollte selbst der nachdenkende Kopf glauben, daß sie allen guten Fortgang, dessen ihre Natur fähig gewesen wäre, gemacht hätte.

Der Krieg, der diesen Zeitpunkt immer merkwürdig machen wird, machte, daß eine so billige Meynung verschwand. Eine Plage, die manchmal die Staaten umkehrt, und sie stäts erschöpft, wurde eine Quelle des Glücks für Jamaika. Die englischen Kaufleute, durch den Raub eines Feinds bereichert, der überall überwunden, überall flüchtig war, befanden sich im Stande, den Pflanzern großen Vorschuß und langen Kredit zu machen. Die Kolonisten selbst, durch die Muthlosigkeit der französischen Kolonisten aufgemuntert, deren Arbeiten bis dahin so glücklich gewesen waren, benützten feurig diese Gelegenheit, die ihnen so unerwartete Begebenheiten in die Hände spielte. Der Friede hielt den erhaltenen Stoß nicht auf. Diese schnelle Betriebsamkeit hat fortgedauert, und die Erzeugnisse der Kolonie betragen beynahe ein Drittel mehr, als vor dreyßig Jahren.

XXIV.

Gegenwärtiger Zustand von Jamaika nach seinen verschiedenen Verhältnissen betrachtet.

Die ganze Insel kann 3,800,000 Morgen Landes enthalten. Die Gebirge, die Felsen, die Seen, die Moräste, die Flüsse und andere Oerter, die nothwendiger Weise für die nutzbare Arbeiten verloren sind, nehmen 1,728,431 Morgen nach den Einsichten eines verständigen und fleißigen Mannes, der lange Zeit diese Kolonie regiert hat, davon ein. Die Regierung hat nach und nach 1,671,569 M. bewilliget, die angebaut sind, oder es seyn können. Es blieben noch 400,000 zu überlassen übrig sind, welche Arme und Mittel zur Bearbeitung erwarten.

Im Jahr 1658 zählte Jamaika 4500 Weisse und 1400 Sklaven; im Jahr 1670 7500 Weisse und 8000 Sklaven. Im Jahr 1734 7644 Weisse und 86,546 Sklaven. Im Jahr 1746 10,000 Weisse und 112,428 Sklaven. Im Jahr 1768 17,947 Weisse und 166,914 Sklaven. Im Jahr 1775 18,500 Weisse, 3700 freye Schwarzen oder Mulatten, und 190,914 Sklaven. 1,10,000 dieser Unglücklichen sind auf 680 Zuckerpflanzungen vertheilt. Die übrigen werden zu dem geringen Anbau auf 1460 Höfen zur Schiffahrt, zum häuslichen Dienst und zu den übrigen nothwendigsten Arbeiten gebraucht.

Die

Die Staatsausgaben der Kolonie betragen jährlich bis 817,750 Livres a). Dieser Nothdurft begegnet man durch Auflagen auf die Häuser, auf die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens, auf die fremden Getränke, auf die Köpfe der Schwarzen; und in außerordentlichen Fällen durch Verdopplung der Kopfsteuer. Die Einnehmer, welche die von der allgemeinen Versammlung festgesetzten Auflagen zu erheben befehligt sind, haben für ihre Bemühung zwey vom Hundert, und der Generalsteuereinnehmer erhält fünf vom Hundert.

Das Geld, das gemeiniglich auf der Insel in Umlauf ist, beträgt nicht über 954,041 Liv. b). Dieses baare Geld ist mehr als hinlänglich, weil es nur zu den Handelsgeschäften im Kleinen dient. Die Sklaven, die aus Afrika gebracht werden; die Waaren, die Europa sendet; alles, was einen großen Werth hat, wird in Wechselbriefen auf London und andere brittische Seehäfen, wohin die Kolonisten ihre Waaren für ihre eigene Rechnung senden, bezahlt.

Der Werth dieser Erzeugnisse ist nicht blos allein zu den stäts wiederkommenden Bedürfnissen von Jamaika bestimmt. Ein großer Theil muß zur Bezahlung der Schulden, die ein unmäßiger Aufwand und zu oft wiederholte Unglücksfälle veranlaßt haben, verwandt werden. Seine Verpflichtungen, so viel man urtheilen kann, mögen zwey Drittel von seinen scheinbaren Reichthümern betragen.

---

a) Oder 374,802 fl. 5 kr.

b) — 437,268 fl. 48 kr.

tragen. Der gröste Theil ihrer Gläubiger wohnt in England. Die übrigen sind Kaufleute, die nur zu Zeiten auf der Insel sich aufhalten, unter welchen man viele Juden zählet. Möchte dieses Volk, das anfangs Sklave war, dann Eroberer wurde, und endlich zwanzig Jahrhunderte lang verachtet war, eines Tags Jamaika, oder eine andere Insel der neuen Welt gesetzmäßig genießen! Möche es daselbst alle seine Kinder versammeln, und sie im Frieden, im Landbau und im Handel sicher vor der Schwärmerey, die sie der Erde verhaßt machte, und der Verfolgung, die sie ihrer Fehler wegen zu strenge bestraft hat, unterrichten! Möchten die Juden endlich frey, ruhig und glücklich in einer Ecke der Welt leben, weil sie unsere Brüder durch die Bande der Menschheit und unsere Väter durch die Lehrsätze der Religion sind.

Die Kolonie schickt gegenwärtig jährlich in ihr Hauptland 800,000 Centner Zucker, der zu 40 Livres a) der Centner 32,000,000 Liv. b) ausmacht. 4,000,000 Gallonen Rum, der zu 1 Liv. 10 Sols c), die Gallone, 6,000,000 Liv. d) beträgt. 300,000 Gallonen Syrup, der zu 10 Sols e), die Gallone, 150,000 Liv. f) werth ist. 6000 Centner Baumwolle, die zu 150 Liv. g) der Centner, 900,000 Liv. h) Werth ausmachen.

6000

---

a) Oder 18 fl. 20 kr.
b) — 14,666,666 fl. 40 —
c) — 41 —
d) — 2,750,000 fl. — —
e) — 14 —
f) — 68,750 fl. — —
g) — 68 fl. 45 —
h) — 412,500 fl. — —

6000 Cent. Jamaikapfeffer (Kommodgewürz), das zu 42 Liv. i) der Centner, 252,000 Liv. k) ausmacht. 18,000 Centner Kaffee, der zu 50 Liv. l) der Centner, 900,000 Liv. m) einbringen. 3000 Centner Ingwer, der zu 70 Livres n) der Centner, 210,000 Liv. o) beträgt. Für 400,000 Liv. p) Farbholz oder Einlegholz. Alle diese vereinigten Gegenstände bringen die Erzeugnisse von Jamaika auf 40,812,000 Liv. q).

Die Schiffe, die zu deren Ausfuhr bestimmt sind, sind sehr zahlreich, führen aber gemeiniglich nur 150 bis 200 Tonnen.

Eine kleine Anzahl derselben nimmt Ladung in dem Hafen Morant, den man als gut ansehen könnte, wenn seine Einfahrt weniger beschwerlich wäre, ein. Diese Rhede, die auf der mittäglichen Seite der Insel liegt, wird nur durch eine schlechte und übelangelegte Batterie vertheidiget. Zwölf Mann von einem Sergeanten angeführt, sind die beständige Wache daselbst. Nicht weit davon ist eine Bucht gleichen Namens, die bequemer ist, und stärker von Seefahrern besucht wird.

Die Küste hat hernach keinen Ankerplatz mehr bis zum Port Royal, wo die Hälfte der für Europa bestimmten Erzeugnisse eingeschifft wird.

Weiter

---

i) Oder 19 fl. 15 kr.
k) — 115,500 fl. — —
l) — 22 fl. 55 —
m) — 412,500 fl. — —
n) — 32 fl. 5 —
o) — 96,250 fl. — —
p) — 183,333 fl. 20 —
q) — 18,705,500 fl. — —

Weiter hin ist der alte Hafen, der gemeiniglich oft besucht wird. Die benachbarten Pflanzer haben schon oft beschlossen, einige Werke aufzuführen, um die Schiffe, die dort Ladung aufnehmen wollten, gegen die kleinen Raubschiffe zu vertheidigen. Dieser kostbare Entwurf scheint ganz verlassen zu seyn. Man sahe endlich ein, daß die Beschwerde der Einfahrt immer die beste Vertheidigung seyn würde.

Die Bucht des schwarzen Flußes würde eine gute Batterie erfordern. Man könnte sie ohne großen Kosten errichten, und sie würde eine Sicherheit für die große Anzahl kleiner Schiffe seyn, die selbige besuchen.

Savane la Marr hat immer nur wenig Wasser, und seine Einfahrt ist überall mit vielen Sandbänken und Felsen unter Wasser verhindert. Es ist der schlimmste Hafen der Kolonie, und gleichwohl wurde er die Niederlage eines ziemlich großen Handels, seitdem das benachbarte Land angebaut worden ist. Seine Bewohner wollten ihn ehedem mit Festungswerken umgeben. Die Arbeit wurde aber, nachdem man mehr als 100,000 Thaler daran verschwendet hatte, liegen gelassen. Von dieser Arbeit ist nichts mehr übrig, als ein Haufen Ruinen.

Die Insel hat auf der Westseite, die sehr schmal ist, nur einen einzigen Hafen, nemlich den von Oranges. Sieben bis acht Schiffe nehmen daselbst jährlich Ladung ein.

Der

Der erste Hafen gegen Norden ist der von St. Lucia. Er ist geräumig, sicher, durch eine Schanze vertheidigt, die einigen Widerstand zu thun fähig ist, wenn sie ausgebessert, und ihr Geschütz in den Stand gesetzt wäre, Dienste zu thun. Man unterhält daselbst immer eine schwache Besatzung.

Acht bis neun Meilen weiter hin ist die vortreffliche Bucht von Montego, der fünfte Theil der Erzeugnisse der Kolonie wird in der kleinen Stadt Barnet-Town eingeschifft, die durch eine Batterie von zehn Kanonen vertheidiget wird.

Seichte Gründe machen die Einfahrt des Hafens St. Anna schwer. Kaum werden da alle Jahr 15 bis 16 Schiffe aufgenommen.

Der Hafen Antonio ist einer der sichersten auf der Insel, aber er wird nicht am häufigsten besucht. Seine Schanze wird von einem Trupp Soldaten unter den Befehlen eines Officiers bewacht.

Die östliche Seite hat nur den Hafen Manchineel. Der Ankergrund ist daselbst gut, aber an den benachbarten Küsten ist das Meer allzeit von den Ostwinden in heftiger Bewegung, dieses ist das Quartier, das einem Einfall am meisten ausgesetzt ist, und eine Batterie von zehn Kanonen, die dort errichtet ist, würde es nicht außer Gefahr setzen, wenn seine Reichthümer beträchtlicher wären. Die Vertheidigung der ganzen Kolonie beruht eigentlich auf Port-Royal.

XXV.

Mittel, welche Jamaika hat, sich vor dem Einfall zu schützen.

Die Engländer hatten sich nicht sobald von Jamaika Meister gemacht, als sie sich damit beschäftigten, diese Eroberung nutzbar zu machen, und sich deren Besitz zu versichern. Der Anbau, den die Spanier unternommen hatten, und die Vortheile einer unermeßlichen, sichern und bequemen Rhede hefteten weislich ihre Aufmerksamkeit auf Port-Royal. Die Stadt, die sie daselbst bauten, ob wohl sie in dem Sand auf eine lange Erdzunge gesetzt war, ob wohl sie durch die Natur des trinkbaren Wassers und aller andern Lebensbedürfnisse beraubt war, so war sie doch in weniger als dreyßig Jahren ein berühmter Ort. Diesen Glanz war er dem schleunigen und beständigen Umsatz schuldig, der aus den Erzeugnissen der Insel, aus den Prisen der Flibustiere, und aus dem Schleichhandel, den man mit dem festen Lande angelegt hatte, entsprang. Es gab wenig Niederlagsstädte in der Welt, wo der Durst nach Reichthümern und nach Vergnügungen so viele Schätze und Verderbniß zusammengebracht hätte.

Ein Augenblick zerstörte den 7 Juni im Jahr 1692 auf einmal diesen prächtigen Schauplatz. Der heiterblaue und wolkenlose Himmel ward finster und röthlich über den ganzen Umfang von Ja-

Jamaika. Ein dumpfiges Geräusch verbreitete sich unter der Erde von den Bergen nach der Ebene hin. Die Felsen zersprangen. Hügel, durch grosse Thäler getrennt rückten nahe an einander. Stinkende Seen entstanden an der Stelle verschlungener Berge. Grosse Wälder wurden mehrere Meilen von ihrer alten Lage versetzt. Es thaten sich ungeheure Schlünde aus, aus welchen dicke Säulen von Wasser herausprangen, welche die Luft verdarben. Die Gebäude verschwanden im Abgrund der Erde, oder stürzten zusammen. Dreyzehn tausend Menschen fanden den Tod in diesem Grab der ganzen Insel; drey tausend starben an der auf diese Plage folgenden Seuche. Seit diesem Zeitpunkt ist, wie es heißt, die Natur auf Jamaika nicht so schön, der Himmel nicht so heiter, der Boden nicht so fruchtbar mehr als ehedem. Die Europäer lernen aus dieser schröcklichen Naturbegebenheit, oder sie werden es niemals mehr lernen, sich auf die Besitzungen einer Welt, die unter ihren Füßen wankt, und sich ihren habsüchtigen Händen zu entziehen scheint, nicht zu verlassen.

In dieser allgemeinen Verwirrung sahe Port-Royal seine Schiffe, deren stolze Flagge sie so hochmüthig machte, in die empörten Flutten versenkt, oder fern auf den Strand geworfen. Die Stadt selbst wurde zerstört und versenkt. Vergebens zog man sie aus ihren Trümmern. Zu kühne Arbeiten! Ein nochmaliger Orkan wirft seine von neuen emporsteigende Mauern wieder ein. Port-Royal kann so wenig, als Jerusalem wieder erbauet werden. Die Erde läßt sich nur

ausgraben, um es wieder zu verschlingen. Aus einer Seltsamkeit, die alle Bemühungen und Betrachtungen des Menschen zu Schanden macht, bleiben die einzigen Häuser, die diese Verwüstung stehen läßt, auf einer kleinen Erdzunge, die mehrere Meilen weit in die See hineinragt; als ob die Unbeständigkeit des Oceans Häusern einen festen Grund gestattet hätte, welche das feste Land auszuwerfen schien!

Die Einwohner von Port-Royal wurden durch wiederholte Unfälle muthlos gemacht, und retteten sich nach Kingston, das in eben der Bay liegt. Bald machten ihr Fleiß und Thätigkeit dies Fleckchen, das bis dahin unbekannt war, zu einer angenehmen und blühenden Stadt. Die Geschäfte sind daselbst nach und nach lebhafter geworden, als sie es in keinem andern Zeitpunkt in den vorherigen Marktplätzen waren, weil die Kolonie durch die Vermehrung ihres Baues mehr gewonnen, als sie durch die Verminderung ihres Schleichhandels verloren hat. Es ist der Mittelpunkt aller Geschäfte geworden. Sind sie nicht so lebhaft mehr, als sie ehemals zu Port-Royal waren, so kömmt es daher, weil die äußern Verbindungen der Kolonien sich verändert haben. Die neue Niederlage war zu offen, um die Handelsleute vor aller Besorgniß sicher zu stellen. Erst seit wenigen Jahren hat man sie mit Werken umgeben, die sie vor einem Ueberfall sicher stellen.

Indessen war Port-Royal niemals die Hauptstadt gewesen, und Kingston wurde es auch nicht. Dieser nützliche Vortheil blieb der Stadt Sant

Jago

Jago de la Vega, welche die Engländer Spanisch-town, (die spanische Stadt) nennen. Diese Stadt, die von den Spaniern erbaut ist, liegt einige Meilen von der See an dem Fluß Cobre, der, ohne schiffbar zu seyn, der schönste im Land ist. Sie war der Sitz der allgemeinen Versammlung, des Befehlshabers, der Gerichtshöfe, und folglich der Aufenthalt der reichsten Kolonisten.

Admiral Knowles hielt diese Einrichtung dem allgemeinen Wohl nachtheilig, und im Jahr 1756 ließ er durch die allgemeine Versammlung entscheiden, daß alles, was zur Regierung gehörte, zusammen in Kingston wohnen sollte. Personal-Feindschaften gegen den Urheber des Vorschlags; die Härte der Mittel, die er zur Ausführung gebrauchte; die Liebe, die man für die Oerter eben so, als für die Dinge selbst gewinnt; eine Menge von Privatabsichten, denen die Veränderung nicht anders als entgegen seyn konnte: alle diese Ursachen flößten vielen Leuten eine unüberwindliche Abneigung gegen einen Entwurf ein, der vielleicht einige Ungelegenheiten haben konnte, der aber auf entscheidenden Gründen beruhte, und grosse Vortheile darbot. Die Hindernisse, welche der Gegentheil dem neuen System in den Weg legte, hinderte die oberste Gewalt nicht. Dieses war sogar der Zeitpunkt, den sie wählte, die Kalsschanze auszubessern, die Port-Royal als Citadelle dient, und auf der andern Seite der Bucht, der sehr gut angelegten Mosquitospitze, Werker zu vermehren, die den Kanal bestreichen, wo die nach Kingston bestimmten Schiffe durchfahren müssen. Wenn der Feind, anstatt in

die Bucht einzufahren, gegen Norden von der neuen Hauptstadt landen wollte, so würde ihm Zock im Wege liegen, eine Schanze, die mit Fleiß angelegt, und mit Sorgfalt in einen sehr engen Paß eine Stunde von der Stadt unterhalten wird.

In diesen verschiedenen Werkern, und in einigen andern weniger wichtigen Posten sind beständig zwey Regimenter vertheilt. Sie erhalten ihren Sold vom Hauptland, aber die Kolonie fügt eine Beylage von täglich 12 Sols *) für jeden Soldaten, und eine gleiche doppelte für jeden Officier bey. Wenn auch diese Truppen eben so gut wären, als sie schlecht sind, so würden sie doch die Insel vor keinem Einfall bewahren, und würden bald gezwungen seyn, vor einer Seemacht, die derjenigen überlegen wäre, die zu ihrer Unterstützung bestimmt wäre, zu kapituliren.

Wenn schon Jamaika sich vor dem Unglück eines fremden Einfalls schützen könnte, so würde es nichts desto weniger der innerlichen Gefahr ausgesetzt bleiben, die noch mehr zu fürchten ist.

XXVI.

Gefahren, die Jamaika in seinem eigenen Schoos bedrohen.

Als die Spanier gezwungen wurden, Jamaika an England zu überlassen, hinterließen sie eine ziemliche Menge Neger und Mulatten, die ihrer Skla-

*) Oder 16 kr.

Sklaverey müde, den Entschluß faßten, eine Freyheit, die ihnen die Flucht ihrer besiegten Tyrannen darzubieten schien, in den Gebirgen zu retten. Nachdem sie Anordnungen getroffen hatten, die ihre Einigkeit feststellen sollten, pflanzten sie in den unzugänglichsten Orten ihres Aufenthalts Mays und Kakao. Aber die Unmöglichkeit bis zu ihrer Erndte zu leben zwang sie, in die Ebene zu kommen, um Lebensmittel zu rauben. Der Sieger ertrug dieses Plündern um so ungeduldiger, da er selbst nichts missen konnte, und kündigte diesen Räubern den heftigsten Krieg an. Verschiedene wurden ermordet. Die meisten unterwarfen sich. Fünfzig bis sechzig fanden nur noch Felsen, um darauf zu leben oder zu sterben.

Die Staatsklugheit, die Augen, aber kein Gefühl hat, wollte, daß man diese Handvoll Flüchtlinge, die den Fesseln oder dem Tode entgangen waren, vollends ausrotten oder bezwingen sollte. Aber die Truppen, die wegen Ermattung erschöpft waren oder hinstarben, fanden an diesem Zerstöhrungssystem, das sie noch Blut kosten sollte, keinen Geschmack. Aus Furcht, sie möchten sich empören, gab man es auf, diese Nachgiebigkeit ward verderblich. Die Sklaven, die der Abscheu vor der Arbeit, oder die Furcht vor der Strafe zur Verzweiflung trieb, säumten nicht, eine Freystatt in den Wäldern zu suchen, wo sie allzeit sicher waren, Gefährten zu finden, die ihnen zu helfen bereit waren. Die Anzahl der Flüchtlinge wuchs täglich. Man sah sie bald schaarweise davon laufen, nachdem sie ihre Herren ermordet, und die Pflanzungen, die sie dann in Brand gesteckt,

geplündert hatten. Umsonst gebrauchte man gegen sie thätige Parthiegänger, denen man 900 Liv. *) für jeden ermordeten Neger, dessen Kopf sie bringen würden, zahlte. Diese Strenge schafte keine Aenderung, und das Ausreissen ward nur um so allgemeiner.

Die Anzahl der Rebellen vermehrte ihre Kühnheit. Bis im Jahr 1690 hatten sie sich mit Fliehen begnügt. Aber da sie sich endlich für stark genug hielten, um sogar selbst anzugreifen, sah man sie in abgesonderten Haufen über die englischen Pflanzungen herfallen, wo sie entsetzliche Verwüstungen anrichteten. Umsonst wurden sie mit Verlust in ihre Gebirge zurück geschlagen; umsonst baute man, um sie im Zaum zu halten, hie und da Feldschanzen, in die man Kommandos hineinlegte. Denn ungeachtet dieser Vorsicht fiengen die Verheerungen zu wiederholtenmalen an. Die Erbitterung der durch eine unmenschliche Polizey beleidigten Natur gab den von den Weissen erkauften Negern eine solche Wuth ein, daß jene, um, wie sie sagten, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, im Jahr 1735 beschlossen, alle Macht der Kolonie anzuwenden, um einen mit Recht unversöhnlichen Feind zu zerstöhren.

Alsbald tritt das Kriegsrecht an die Stelle der bürgerlichen Verwaltung. Alle Kolonisten vertheilen sich in Regimenter. Man setzt sich in Bewegung, und rückt auf verschiedenen Wegen gegen die Rebellen los. Eine Parthie übernimmt es,

*) Oder 412 fl. 30 kr.

es, die Stadt Nanuy anzugreifen, welche die Neger selbst in den blauen Bergen erbaut hatten. Mit Kanonen zerstört man diesen ohne Regeln angelegten und ohne Geschütz vertheidigten Ort. Aber von den andern Unternehmungen haben einige nur einen zweydeutigen Erfolg, und andere mißlingen dagegen. Die Sklaven, die durch einen Sieg mehr Muth bekommen, als zehen Unfälle sie niederschlagen, werden stolz, daß ihre Tyrannen weiter nichts sind, als Feinde, gegen die sie kämpfen sollen. Werden sie überwunden, so geschieht es nicht ohne Rache. Ihr Blut wird wenigstens mit dem ihrer barbarischen Herren vermischt. Sie gehen dem Degen des Europäers entgegen, um ihm eines Dolch ins Herz zu stoßen. Die Flüchtlinge, die sich gezwungen sehen, der Zahl oder der Geschicklichkeit zu weichen, verschanzen sich in unzugängliche Oerter, und vertheilen sich daselbst in kleine Haufen, in der festen Entschließung, nicht heraus zu gehen, und bey der gewissen Versicherung, daß sie da siegen werden. Nach neun monatlichen Gefechten und Streifereyen läßt man endlich das Vorhaben, sie zu bezwingen, fahren.

So wird immer, über lang oder kurz ein durch die Schröcklichkeit der Tyranney, oder die Ungerechtigkeit der Eroberung in Verzweiflung gesetztes Volk den Vortheil über zahlreiche, kriegerische, ja selbst geübte Heere davon tragen, wenn es den Muth hat, lieber Hunger als Fesseln ertragen zu wollen; wenn es mit dem Abscheu gegen das Joch, die Entschlossenheit zu sterben vereint; wenn es lieber aus der Zahl der Völker aus-

ausgerottet seyn, als die Zahl der Sklaven vermehren will. Im ebenen Feld weiche es der Menge Truppen, der Rüstungen der Waffen, dem Gepränge der Lebensmittel, Ammunition und Lazarethe; und rette sich nur in dem Innern der Gebirge ohne Gepäck, ohne Obdach, ohne Vorrath; die Natur wird es da schon ernähren und vertheidigen. Es bleibe da Jahre lang, wenn es nöthig ist, um zu erwarten, bis Klima, Hitze, Müßiggang, Liederlichkeit diese zahlreichen Heere von Fremden, die weder Beute zu hoffen, noch Ruhm einzuerndten haben, aufzehren. Es steige zuweilen gleich den Strömen herab, um den Feind in seinen Zeltern zu überfallen, und seine Verschanzungen zu verheeren. Es biete endlich den Schimpfnamen von Räubern und Mördern Trotz, die ihm eine Nation beylegen wird, welche niederträchtig genug ist, um sich ganz gegen eine handvoll Jäger zu rüsten, und schwach genug, um sie nicht überwinden zu können.

So war die Aufführung der Neger gegen die Engländer beschaffen. Letztere wurden der fruchtlosen Streifereyen und Rüstungen überdrüßig, und verfielen in eine allgemeine Muthlosigkeit. Die ärmsten unter ihnen wagten es nicht, Ländereyen anzunehmen, welche die Regierung ihnen in der Nähe der Gebirge anbot. Besitzungen, die von diesen furchtbaren Sklaven noch weiter entfernt lagen, wurden vernachläßiget, ja sogar öde gelassen. Verschiedene Gegenden der Insel, die ihrem Anblick nach die gröste Fruchtbarkeit versprachen, blieben in ihrem ungebauten Zustand liegen.

In

In dieser Verfassung ward dem Trelaunay die Regierung der Kolonie übertragen. Dieser weise und ohne Zweifel menschlich gesinnte Statthalter sah gar bald ein, daß Menschen, die seit beynahe hundert Jahren nackend, allem Wind und Wetter ausgesetzt von wilden Früchten lebten; die immer im Streit mit einem stärkern und besser bewaffneten Feind als sie, doch nicht aufhörten, für die Vertheidigung ihrer Freyheit zu kämpfen, nie durch Gewalt würden bezwungen werden. Er nahm also seine Zuflucht zu friedlichen Maaßregeln. Man bot ihnen daher nicht nur Ländereyen zu bauen, sondern auch Freyheit und Unabhängigkeit an. Diese Anerbietungen wurden günstig aufgenommen, der mit ihnen im Jahr 1739 geschlossene Vertrag gestattete, daß sie dieselbe unter Anführer genießen möchten, die sie sich selbst erwählten, die aber ihre Bestallung vom englischen Statthalter erhalten sollten; daß dieser alle Jahre sich nach der Hauptstadt der Kolonie begeben sollte, wenn es verlangt würde; daß zwey Weisse beständig bey ihm wohnen sollten, um eine beyden Nationen nützliche Harmonie zu erhalten, und daß er mit den Seinigen die Waffen ergreifen sollte, wenn jemals die Kolonie angegriffen würde.

Indessen Trelaunay diesen Vertrag im Namen der Krone schloß, hatte die Generalversammlung der Kolonie ihre besondere Bedingungen den unabhängigen Negern vorgeschlagen. In diesem zweyten Vertrag verband sich das neue Volk, den flüchtigen Sklaven keine Zuflucht bey ihnen zu verstatten; und man versicherte ihnen eine gewiße

wiße Summe für jeden dieser Flüchtlinge, den sie angäben, und eine beträchtlichere Belohnung für diejenigen, die sie in ihre Pflanzungen zurückbringen würden. Seit diesem schimpflichen Vertrag gieng die kleine Republik immer rückwärts, sie zählt in ihrem Schoos nicht mehr, als noch 1300 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, die in fünf oder sechs Dörfer vertheilt sind.

Es mochte nun das, was vorgieng, ihnen Kühnheit, oder die Härte des englischen Jochs Haß eingeflößt haben, so beschloßen die Negersklaven, auch frey zu werden. Während der europäische Krieg Amerika in Flammen setzte, beschloßen diese Unglückseligen, im Jahr 1760 alle an einem Tage die Waffen zu ergreifen, ihre Tyrannen zu ermorden, und sich der Regierung zu bemächtigen. Aber die Ungeduld nach Freyheit verdarb die Einmüthigkeit beym Vorhaben, indem sie vor dem zur Ausführung angesetzten Augenblick ausbrach. Einige der Verschwornen steckten vor der bestimmten Zeit die Pflanzungen in Brand, ermordeten die Herren derselben, und da sie sich nicht im Stande sahen, der ganzen Macht der Insel, die ihre voreilige Unternehmung in einer Minute zusammengebracht hatte, zu widerstehen, so retteten sie sich in die Gebirge. Von dieser undurchdringlichen Freystatt aus hörten sie nicht auf, blutige und verheerende Ausfälle zu thun. Die Engländer sahen sich in ihrer Verzweiflung genöthiget, durch Geld die Hülfe der wilden Neger, deren Unabhängigkeit durch ein feyerliches Bündniß anzuerkennen sie gezwungen worden waren, zu erkaufen. Man versprach

ihnen

ihnen eine bestimmte Summe für den Kopf eines jeden Sklaven, den sie tödten würden. Diese niederträchtigen und der wiedererrungenen Freyheit unwürdigen Afrikaner schämten sich nicht, das Blut ihrer Brüder zu verkaufen, sie verfolgten sie, und tödteten eine große Menge derselben, die sie überfielen. Endlich blieben die geschwächten und durch ihr eigen Geschlecht verrathenen Verschwornen lange Zeit in der Stille und Unthätigkeit.

Man hielt das Feuer der Verschwörung auf immer für erloschen; als die durch den Zuwachs von Flüchtlingen, die aus verschiedenen Pflanzungen entlaufen waren, verstärkten Verschwornen sich mit neuer Wuth wieder sehen ließen. Die regulären Truppen, die Miliz, ein zahlreiches Korps Matrosen; alles vereinigte sich gegen die Sklaven. Man bekämpfte und besiegte sie bey verschiedenen Gelegenheiten. Viele wurden getödtet und zu Gefangenen gemacht. Die übrigen zerstreuten sich in die Wälder und Felsen. Alle Gefangenen wurden erschossen, gehenkt oder verbrannt. Diejenigen, die man für die Urheber der Verschwörung hielt, wurden lebendig an Galgen geknüpft, wo sie der Sonne des brennenden Himmelsstrichs ausgesetzt, und von ihr verzehrt (eine schmerzhaftere und schröcklichere Strafe als der Scheiterhaufen) langsam sterben mußten. Indessen weideten sich ihre Tyrannen eifrig an den Qualen dieser Elenden, deren einziges Verbrechen darinn bestand, daß sie durch Rache Rechte, die ihnen Geiz und Unmenschlichkeit geraubt hatte, wieder zu erlangen versuchten.

Der

Der nemliche Geist der Grausamkeit schrieb auch die Maaßregeln vor, die man traf, um neue Empörungen zu verhüten. Ein Sklave wird durch die Straßen gepeitscht, wenn er irgend ein Spiel spielt; wenn er sich untersteht, auf die Jagd zu gehen, oder etwas anders verkauft, als Milch und Fische. Er darf aus der Pflanzung, wo er dient, nicht anders, als unter Begleitung eines Weissen, oder mit einer schriftlichen Erlaubniß gehen. Wenn er die Trommel schlägt, oder irgend ein Lerm machendes Instrument gebraucht, so muß sein Herr 225 Livres *) Strafe bezahlen. So treiben die Engländer, dieses auf seine Freyheit so eifersüchtige Volk ihr Spiel mit der Freyheit der andern Menschen. Zu dieser übermäßigen Grausamkeit hat der Handel und die Sklaverey der Neger die Tyrannen verleiten müssen. Dieses ist der Fortgang der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Um die neue Welt zu erobern, hat man freylich ihre Bewohner erwürgen müssen. Um ihre Stelle zu ersetzen, mußte man Neger kaufen, die sich allein für den amerikanischen Himmelsstrich und Arbeiten schickten. Um diese Afrikaner zu verpflanzen, die man dazu bestimmte, das Land zu bauen, ohne den geringsten Antheil daran zu haben, hat man sie mit Gewalt nehmen und zu Sklaven machen müssen. Um sie in der Sklaverey zu erhalten, muß man sie hart behandeln. Um die Empörungen, welche die Härte der Sklaverey erregen muß, zu verhüten oder zu bestrafen, muß man unmenschliche Todesarten,

*) Oder 103 fl. 7 kr.

arten, Züchtigungen, Gesetze gegen Menschen haben, die selbst unmenschlich geworden sind.

Aber die Grausamkeit findet endlich in ihrer verheerenden Natur ihr Ziel. Ein Augenblick ist hinreichend, eine glückliche Landung auf Jamaika kann Menschen, deren Gemüth gegen ihre Unterdrücker erbittert, deren Arm aufgehoben ist, Waffen zubringen. Der Franzoß, der nur darauf denken wird, seinem Feind zu schaden, ohne einzusehen, daß die Empörung der Neger in einer Kolonie sie in allen zum Aufruhr reitzen kann, wird während des Kriegs eine Revolution beschleunigen. Der zwischen zwey Feuer gesetzte Engländer wird seine Kraft, seinen Muth verlieren, und Jamaika Sklaven und Eroberern Preis lassen, die es sich durch neue Abscheulichkeiten abzujagen suchen werden. So ist die Kettenfolge der Ungerechtigkeit beschaffen. Sie hängt sich an die Menschen mit Fesseln, die nur Eisen brechen kann. Verbrechen erzeugt Verbrechen; Blut zieht Blut nach sich, und die Erde bleibt ein ewiger Schauplatz von Verwüstung, Thränen, Elend und Trauer, worauf die Menschengeschlechter hinter einander erscheinen, um sich in Blut zu baden, sich die Eingeweide auszureissen, und einander in den Staub zu strecken.

XXVII.

Vortheile, die Jamaika in Ansehung des Kriegs und Nachtheile, die es in Rücksicht auf die Schiffahrt besitzt.

Jamaika wäre indessen für England ein empfindlicher Verlust. Die Natur hat diese Insel am Eingang des mexikanischen Meerbusens gelegt, und gleichsam zum Schlüssel dieses reichen Landes gemacht. Die Schiffe, die von Karthagena nach Havana wollen, sind gezwungen, vor seinen Küsten vorbey zu segeln. Diese Insel liegt allen Handelsplätzen des festen Landes näher und gelegener, als irgend ein anders. Die Menge und Vortrefflichkeit seiner Rheden geben ihm leichte Mittel an die Hand, aus allen Punkten seines Umfangs Kriegsschiffe auszuschicken. So viele Vortheile sind aber mit einigen Ungelegenheiten verknüpft.

Ob man zwar gleich mit Passatwinden leicht nach Jamaika kommt, indem man vor den kleinen Antillen vorbeysegelt, so ist es doch so leicht nicht, heraus zu kommen, man mag nun durch die Meere von Bahama wollen, oder sich zur Fahrt unter dem Wind entschließen.

Der erste dieser Wege hat den besten Wind, zwey hundert Meilen weit, aber sobald man Kap St. Anton vorbey ist, trift man denselben Wind gerade vor sich, den man die ganze Zeit im Rücken gehabt hatte. Auf diese Art verliert

man

man mehr Zeit, als man gewonnen hatte, und läuft dabey Gefahr, von den Wachtschiffen auf Havana weggenommen zu werden. Aus dieser Gefahr fällt man in die Klippen von Florida, wo die Winde und die Ströme einen mit der grösten Gewalt hintreiben. Die Elisabeth, ein englisches Kriegsschiff stand im Jahr 1746 auf dem Punkt, unfehlbar darauf umzukommen, als es sich lieber entschloß, in Havana einzulaufen. Es war ein feindlicher Hafen. Es war in vollem Kriegsfeuer. „Ich komme, sagte Kapitain Edward zum Befehlshaber des Orts, „ und liefre „ euch mein Schiff, meine Matrosen, meine „ Soldaten und mich selbst, und verlange nur „ das Leben für mein Schiffvolk. „Ich werde,“ erwiederte der spanische Befehlshaber, „ keine „ schimpfliche That begehen. Hätten wir euch „ in offenbarer See, oder auf unsern Küsten in „ einem Gefechte überwunden, so wäre euer Schiff „ unser, und ihr unsre Gefangnen. Aber da ihr „ vom Sturm überfallen, und aus Furcht vor „ Schiffbruch in diesen Hafen getrieben seyd, so „ vergesse ich, und muß es vergessen, daß mein „ Volk mit dem eurigen in Krieg verwickelt ist. „ Ihr seyd Menschen, und wir sind es auch. „ Ihr seyd unglücklich, wir sind euch Mitleiden „ schuldig. Ladet also getrost aus, und kalfatert „ euer Schiff. Handelt, wenn es nöthig ist, „ in diesem Hafen, um die Kosten, die ihr anwenden müßt, zu bezahlen. Hernach könnt ihr „ abreisen, und ihr sollt einen Paß bis jenseits „ Bermudas haben. Werdet ihr über dieser „ Strecke hinaus weggenommen, so fallt ihr durch „ das Kriegsrecht in unsre Hände; aber in gegen-

„ wärtigem Augenblick sehe ich in den Engländern
„ nichts als Fremde, für welche die Menschlich-
„ keit Hülfe verlangt. “

Aber Spanier, unbegreifliches Geschlecht, sage mir doch, weil du empfinden, und mit einem Feind, den dir die Winde überlieferten, also sprechen kannst, warum konntest du nicht des unschuldigen Wilden schonen, der sich zu deinen Füßen niederwarf und dich anbetete? Ach! ich begreife es, das Schiff des Edwards war nicht mit jenem gelben Staub beladen, dessen Anblick dich so oft zum wilden Thier gemacht hat. Vielleicht verläumde ich dich; aber ich habe dich so oft unter deinem Geschlecht erniedriget gesehen, daß du wohl verdient hast, daß ich an deiner Tugend zweifle. Insonderheit, wenn du mir selbige in einem Charakter von Heldenmuth zeigst, der mich erweicht und erstaunt, setze ich vielleicht meiner Bewunderung und meinen zum Fließen bereiteten Thränen ungerechten Verdacht entgegen.

Der andere Weg ist nicht mit wenigern Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Er läuft auf eine kleine Insel los, welche die Engländer Crooked nennen, und die achtzig Meilen von Jamaika liegt. Gemeiniglich muß man während dieser ganzen Fahrt gegen den Ostwind ringen, sehr nahe an der Küste von San-Domingo wegschiffen, aus Furcht, auf die Untiefen von Cuba getrieben zu werden, und durch den engen Paß, den die Spitzen dieser beyden grossen Inseln bilden, und wo es sehr schwer ist, nicht durch ihre Kaper oder Kriegsschiffe aufgefangen zu wer-

werden, segeln. Die Seefahrer, die von den Lukayen absegeln, haben diese Schwierigkeiten nicht zu überstehen.

XXVIII.

Begebenheiten, die sich auf den Lukayen zugetragen. Zustand dieser Inseln.

Man zählt derselben ungefähr zwey hundert, alle gegen Norden von Cuba. Die meisten sind nichts, als Felsen, die aus dem Wasser hervorragen. Colombo, der sie bey seiner Ankunft in die neue Welt entdeckte, und derjenigen, auf der er landete, den Namen St. Salvador gab, errichtete keine Kolonie daselbst. Die Spanier setzten sich auch in der Folge daselbst nicht fest, aber im Jahr 1507 nahmen sie alle Einwohner weg, die jedoch bald in den Arbeiten der Bergwerke, und bey der Perlenfischerey umkamen. Dieser kleine Archipel war ganz wüste, als im Jahr 1672 einige Engländer den Einfall hatten, die Providenzinsel einzunehmen. Nachdem sie sieben bis acht Jahre hernach auf Befehl des Hofs zu Madrid davon verjagt wurden, kamen sie im Jahr 1690 wieder dahin, um im Jahr 1703 durch die vereinigten Spanier und Franzosen neuerdings daraus verjagt zu werden. Ein besonderer Vorfall bevölkerte sie wieder.

Im Jahr 1714 wurden reich beladene Schiffe an den Küsten von Florida von den Wellen verschlungen. Die Schätze, die sie führten, gehörten Spanien, welches sie ausfischen ließ. Ein so reicher Raub setzte einige Einwohner von Jamaika in Versuchung. Man schlug es ihnen ab, sie zur Theilung zuzulassen, und Jennings, der verwegenste unter ihnen, nahm seine Zuflucht zu den Waffen, um sein natürliches und erlaubtes Recht, wie er es nannte, zu unterstützen. Die Furcht strenge für die Stöhrung eines Friedens, nach welchem Europa so lange geseufzt hatte, bestraft zu werden, und den man kaum zu genieſsen anfieng, machte ihn zum Seeräuber. Er hatte bald genugsam Mitgesellen, daß man die Ausrüstungen vermehren mußte. Die Lukayen wurden ihr Zufluchtsort. Von da aus verbreiteten sich diese Räuber, um ohne Unterschied alle Seefahrer, die Engländer wie die andere anzugreifen. Die Nationen befürchteten in der neuen Welt die abscheulichen Auftritte, welche die ehemaligen Flibustiere daselbst gegeben hatten, wieder erneuert zu sehen; als Georg I. durch das Geschrey seines Volks und den Wunsch seines Parlements erweckt, im Jahr 1719 eine hinlängliche Macht hinschickte, um diese Räuber zu bezwingen. Die entschlossensten schlugen den ihnen angebotenen Waffenstillstand aus, und giengen, um Asien und Afrika mit ihren Räubereyen zu überfallen. Die andern vergrößerten die Kolonie, die Wood-Rogers aus Europa hinbrachte.

Heut zu Tag mag sie wohl aus drey oder vier tausend Seelen bestehen. Die Hälfte davon wohnt

wohnt auf Providenz, wo man die Nassauerschanze erbaut hatte, und die für kleine Schiffe einen hinlänglich guten Hafen hat; das übrige Volk wohnt auf den andern Inseln. Sie senden jährlich nach England für 40 oder 50,000 Thaler an Baumwolle, an Farbholz, an lebenden Schildkröten, und mit ihrem Salz bezahlen sie die Lebensmittel, die ihnen Nordamerika liefert.

Obwohl der Boden der Lukayen nicht mit dem von verschiedenen andern Kolonien verglichen werden kann, so wäre er doch hinreichend, eine beträchtlichere Menschenzahl in blühenden Zustand zu setzen, als diejenige ist, die sich wirklich daselbst an freyen Menschen und Sklaven befindet. Wenn der Anbau da vernachläßiget ist, so muß man es den ersten Sitten und den gegenwärtigen Neigungen zuschreiben. Diese Inseln, die auf der einen Seite nur durch die Straße von Bahama von Florida getrennt sind, machen auf der andern eine lange Kette aus, die sich ungefähr bey der Spitze von Cuba endigt. Da fangen andere Inseln an, die man die Kaiken und Türken nennt, und die Kette bis gegen die Mitte der nördlichen Küste von San-Domingo fortsetzen. Eine so günstige Lage zur Seeräuberey hat die Absichten der Einwohner auf diese Fahrten gelenkt. Unaufhörlich seufzen sie nach Feindseligkeiten, die ihnen die spanischen und französischen Erzeugnisse in die Hände spielen könnten. Die Bermuden liefern ein ruhigeres Gemählde.

XXIX.

Armuth der bermudischen Inseln. Charakter ihrer Einwohner.

Dieser Haufen Inseln, der ungefähr drey hundert Meilen von den Antillen liegt, ward im Jahr 1527 durch den Spanier Johann Bermudas entdeckt, der ihnen seinen Namen gab, ohne darauf zu landen. Ferdinand Camelo, ein Portugies erhielt im Jahr 1572 von Philipp II. eine Belehnung, die weiters keine Folgen hatte. Der französische Seefahrer Barbotiere litt im Jahr 1593 daselbst Schiffbruch, und dachte nicht mehr an selbige, nachdem er davon entfernt war. Das Schiff des Georg Sommers scheiterte daselbst im Jahr 1609. Aus den Trümmern dieses Schiffs baute man ein kleines, mit welchem man das Glück hatte, England zu erreichen.

Drey Jahre hernach wurde zu London eine Gesellschaft errichtet, um die ganz öden bermudischen Inseln zu bevölkern. Man schickte sechzig Mann dahin, denen bald viele andere nachfolgten. Sie besetzten zuerst St. Georg, diejenige dieser Inseln, die den besten Hafen hatte, und mit der Zeit alle diejenigen, die eines Anbaues fähig waren. Die Ländereyen wurden den Bewohnern, nachdem ihre Familien mehr oder weniger zahlreich waren, genau ausgemessen und zugetheilt.

Was man von der gesunden Beschaffenheit und von der Annehmlichkeit der Himmelsgegend bekannt gemacht hatte, zog viele Kolonisten aus allen Theilen des brittischen Reichs dahin. Von den Antillen aus begab man sich dahin, um die Gesundheit wieder zu erlangen; von den nördlichen Kolonien, um sein durch glückliche Geschäfte erworbenes Vermögen ruhig zu geniessen. Verschiedene Royalisten erwarteten daselbst den Tod Cromwells, der sie unterdrückt hatte. Unter andern setzte Waller, ein allerliebster Dichter und Feind dieses Befreyers und Tyrannen über das Meer, und besang diese Inseln der Glückseligen, von dem Einfluß der Himmelsluft und der reizenden Gegend entflammt, welches die wahren Gottheiten der Dichtkunst sind. Er flößte seinen Enthusiasmus jenem Geschlecht ein, in dessen Herz Feuer zu erregen, etwas so süßes ist. Die englischen Damen hielten sich nur dann für schön und gut geputzt, wenn sie kleine Hüte von Palmblättern, die aus den Bermudens kamen, trugen.

Aber endlich verschwand die Bezauberung, und diese Inseln verfielen in die Vergessenheit, die ihr kleiner Umfang verdiente. Sie sind außerordentlich zahlreich, und nehmen doch nur einen Raum von sechs bis sieben Meilen ein. Der Boden ist von mittelmäßiger Beschaffenheit ohne die geringste Quelle, um ihn zu wässern. Man trinkt da nichts anders, als Brunnen- und Zisternenwasser. Mays, allerley Gemüse und viel vortreffliches Obst verschaffen eine überflüßige und gesunde Nahrung. Es wächst da nichts von dem Ueberfluß, den man andern Nationen zuführt. Indessen

hat der Zufall unter diesem heitern und gemäßigten Himmel vier bis fünf tausend arme, aber darinn, daß man sie vergißt, glückliche Einwohner versammelt. Ihre Verbindung mit England steigt jährlich nicht über 125000 Liv. *), und diejenigen, die sie mit dem festen Lande von Amerika gemacht haben, sind nicht viel beträchtlicher.

Um den Wohlstand dieser schwachen Kolonie durch einen geschickten Fleiß zu vermehren, schlug man nach und nach vor, sie sollte Seiden, nachher Cochenillie ziehen, und endlich Wein pflanzen. Keiner dieser Entwürfe ist je zur Ausführung gebracht worden. Es hat sich daselbst der Fleiß auf die Verfertigung von Segeltüchern eingeschränkt, eine Beschäftigung, die ganz natürlich mit dem Bau jener kleinen Schiffe von Cedern- oder Acajouholz verbunden ist, die niemals ihres gleichen auf der Welt, weder in Ansehung des Ganges, noch der Dauer gehabt haben.

Die vornehmsten Einwohner der Bermuden haben im Jahr 1765 eine Gesellschaft angelegt, deren Gesetze vielleicht das schätzbarste sind, das je der Menschheit Ehre gemacht hat. Diese tugendhaften Bürger haben sich anheischig gemacht, eine Bibliothek von allen ökonomischen Schriften aus allen Sprachen zu errichten; den tauglichen Personen von beyderley Geschlechtern eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihrer Denkungsart angemessen wäre; jeden Menschen, der eine neue Kunst nach der Kolonie bringen, oder eine schon da

*) Oder 57291 fl. 40 kr.

da bekannte vollkommener machen würde, zu belohnen; jeden Taglöhner, der bey einer vierzig Jahr langen fleißigen Arbeit, und bey untadelhaftem Ruf nicht im Stande gewesen wäre, sich so viel zu sammeln, um seine letzten Tage sorgenlos hinzubringen, einen Gehalt zu geben; und endlich jeden Einwohner auf den Bermuden, den die Obrigkeit oder das Ministerium unterdrücken würde, schadlos zu halten.

Behalte diese Vortheile, arbeitsames und reichthumloses Volk, das du an deiner Arbeit und an deiner Armuth, wodurch deine Sitten rein erhalten werden, glücklich bist. Ein reiner und heitrer Himmel wache über dein schuldloses Leben. Du athmest die Ruhe der Seelen mit der Gesundheit. Kein Ueppigkeitsgift ist noch in deinen Adern geflossen. Du erregst und empfindest keinen Neid. Die Wuth des Ehrgeitzes und des Kriegs zerschlägt sich an deinen Ufern, so wie die Stürme des dich umgebenden Weltmeers. Um das Schauspiel deiner Mäßigkeit zu genießen, wünscht der Tugendhafte, über das Meer zu setzen. Ach mögen doch die Winde dir nie die Begebenheiten der Welt, worinn wir leben, hinterbringen! Du würdest lernen — — aber ach! — — nein, meine Seele schauert vor Entsetzen, die Feder fällt mir aus der Hand, und ich kann dir nichts sagen! — —

So waren die englischen Besitzungen in dem amerikanischen Archipel beschaffen, als der im Jahr 1763 geendigte Krieg und dessen Erfolg dem Gebiet dieser Macht daselbst eine beträchtliche

Erwei-

Erweiterung verschafte, davon Granada der reichste Antheil war.

XXX.

Granada war Anfangs von den Franzosen besetzt. Was die ersten Kolonisten daselbst machten.

Diese Insel hat zwanzig Meilen im Umfang, sechs in seiner grösten Breite, die von Norden nach Süden geht, und vier von Osten nach Westen. Ihr Boden, ob er wohl sehr uneben ist, ist dennoch insgemein sehr fruchtbar, und seiner Eigenschaft und Lage nach, die man nicht genug untersucht hat, einiges Anbaues fähig. Indessen ist gleichwohl der Boden weniger fruchtbar, je weiter er von der Küste entfernt ist; dieses kann daher kommen, daß die am Fuß der Berge zu häufigen Regen selbst dann, wenn das übrige der Insel mit Trockenheit geplagt ist, in dem beynahe ganz thonigen Boden, der sie umgiebt, eine Kühle und Feuchtigkeit zurücklassen, die ihren Schmuck, und folglich auch ihre Fruchtbarkeit verhindern.

Zehn Flüsse benetzten die westliche Seite, drey die nördliche, acht die östliche, und fünf die südliche, außer diesen Quellen, die alle beträchtlich genug sind, um Zuckermühlen zu treiben, sieht man verschiedene weniger beträchtliche, aber sehr nützliche in den Kaffeepflanzungen.

Das

Das benachbarte feste Land beschützt Granada vor den traurigen Orkanen, welche die Verheerung auf so viele andere Inseln bringen, und die Natur hat daselbst die Seebusen, Buchten und Rheden, welche die Ausfuhr der Erzeugnisse erleichtern, sehr häufig angelegt. Sein vornehmster Hafen nennt sich Basse-Terre, oder St. Georg. Er würde sechzig Kriegsschiffen eine hinlängliche Sicherheit gewähren.

Obschon die Franzosen, auf Nachricht der Fruchtbarkeit von Granada im Jahr 1638 das Vorhaben gefaßt hatten, sich da niederzulassen, so führten sie es doch erst im Jahr 1651 aus. Als sie ankamen, gaben sie einige Aexte, einige Messer, einige Tonnen Brandtenwein an das Oberhaupt der Wilden, die sie daselbst antrafen; und in der Meynung, daß sie die Insel um diesen Preis erkauft hätten, nahmen sie den Ton vom Landesherrn an, und handelten bald als Tyrannen. Die Karaiben, die sie nicht mit offenbarer Gewalt bekämpfen konnten, ergriffen die Parthie, welche die Schwachheit immer gegen die Unterdrückung einflößt; nemlich alle die, welche sie abseits und wehrlos fanden, zu ermorden. Die Truppen, die man zur Unterstützung der noch in der Kindheit befindlichen Kolonie abschickte, sahen nichts sicherers, nichts beförderlichrers, als alle Landeseingebohrnen ums Leben zu bringen. Der Ueberrest dieser Unglückseligen, die sie ausgerottet hatten, rettete sich auf einen schrofen Felsen, und wollte sich lieber lebendig von seinem Gipfel herunterstürzen, als in die Hände eines unversöhnlichen Feindes fallen. Die Franzosen

nannten

nannten diesen Fels sehr leichtsinnig, den Berg der Springer, ein Name, den er noch führt.

Wie könnte dieses muthwillige Volk in entfernten Gegenden den leichtsinnigen Ton verlieren, den es in seinem Lande mitten unter den grösten Unglücksfällen führt! Es ist von Natur nicht grausam, aber eine angebohrne Munterkeit, die ihn unter die Gezelte, aufs Feld, auf das Schlachtfeld, auf die Decke im Hospital, wo man ihn mit Wunden bedeckt, hingelegt hat, an denen er in einigen Augenblicken sterben kann, folgt, flößt ihm nach einem lüstigen Einfall ein, der seine Kammeraden, die eben so übel daran sind, als er, noch lachen machte, und der in Ansehung der Umstände zur Unzeit angelegte Charakter wird sich auf gleiche Art bey allen Franzosen zeigen, und in einigen Originalien bey allen Völkern der Welt.

Ein habsüchtiger, gewaltthätiger, unerbittlicher Befehlshaber belohnte sie nach Verdienst für so viele Grausamkeiten. Die meisten Kolonisten konnten seine Tyranney nicht länger ausstehen, und retteten sich nach Martinique: diejenigen aber, die unter ihm blieben, verurtheilten ihn zum Tode. In dem ganzen Gericht, welches diesem Räuber den Prozeß machte, war ein einziger Mensch, mit Namen Archangeli, der schreiben konnte. Ein Hufschmied stellte die Untersuchungen an. Anstatt seiner Unterschrift führte er ein Hufeisen zum Siegel, um welches Archangeli, der das Amt eines Sekretärs verwaltete, ganz gravitätisch die Worte: Zeichen des Herrn la Brin, des referirenden Raths, niederschrieb.

Man

Man besorgte unstreitig, der französische Hof möchte ein so seltsames und mit so unerhörten Formalien vollzogenes Gericht, ob es gleich die gesunde Vernunft angegeben hatte, nicht gut heißen. Die meisten unter denen, die bey dem Verbrechen Richter, und bey der Strafe Zeugen abgegeben hatten, machten sich von Granada weg. Es blieben nur diejenigen da, die ihre Dunkelheit vor der Nachsuchung der Gesetze sicher stellte. Die Schätzung vom Jahr 1700 bezeugt, daß sich nur 251 Weisse, 53 freye Wilde oder Mulatten, und 525 Sklaven auf der Insel befanden. Die erträglichen Thiere bestanden nur aus 64 Pferden und 569 Stück Hornvieh. Den ganzen Landbau machten drey Zucker- und zwey und fünfzig Indigopflanzungen aus.

Alles veränderte um das Jahr 1714 seine Gestalt, und diese Veränderung war ein Werk von Martinique. Diese Insel legte damals den Grund zu einem Glanz, der alle Nationen in Erstaunen setzen sollte. Sie sandte unermeßliche Erzeugnisse nach Frankreich, wofür sie köstliche Waaren zur Bezahlung bekam. Das reichste, was sie erhalten hatte, brachte sie an die spanische Küste. Ihre Fahrzeuge legten unterwegs vor Granada an, um da Erfrischungen einzunehmen.. Die gerüsteten Kauffahrteyschiffe, die diese Schiffahrt unternahmen, lehrten diese Insel das Geheimniß ihrer Fruchtbarkeit. Ihr Boden durfte nur angebaut werden. Die Handlung macht alles leicht. Einige Handelsleute lieferten die zu Anlegung der Zuckerpflanzungen nöthigen Sklaven und Geräthschaften. Es entstand eine Rechnung unter beyden

Kolo-

Kolonien. Granada machte sich nach und nach durch seine reiche Erzeugnisse frey, und der gänzliche Saldo sollte abgethan werden, als der Krieg vom Jahr 1744 den Verkehr der beyden Inseln unterbrach, und den Fortgang des Baus der wichtigsten Kolonie in der neuen Welt aufhielt. Hernach wurden Baumwollenstauden, Kakaobäume, und hauptsächlich Kaffeestauden angepflanzt, welche während der Feindseligkeiten den nöthigen Wachsthum erreichten, um häufige Früchte zu liefern. Nach dem Frieden vom Jahr 1748 konnte man diese nützlichen Bäume doch beybehalten, aber die Zuckerrohre wurden neuerdings mit einem ihrer Wichtigkeit angemessenen Eifer betrieben. Zu wohl verdiente Unglücksfälle beraubten das Hauptland bald der grossen Vortheile, die es sich von seiner Kolonie versprach.

Die Wuth, vor der Zeit und ohne Ziel und Maaß zu genießen; diese Krankheit, welche die Regierung einer Nation befallen hat, die doch würdig wäre, von ihren Herren geliebt zu werden; diese Verschwendung, die da erndtet, wenn gesäet werden sollte; die mit einer Hand das Vergangene, mit der andern die Zukunft zerstört; die den Grund der Reichthümer durch die Vorausaufnehmung der Einkünfte austrocknet und verschlingt; diese Unordnung, die aus den Bedürfnissen entspringt, worinn der Mangel an Grundsätzen und Erfahrung einen Staat niemals zu stürzen ermangelt, der bloße Kräfte ohne Absichten, und Mittel ohne Klugheit besitzt; die Anarchie, die am Ruder der Geschäfte sitzt; die Uebereilung, das Ränkemachen der Unterbedienten,

der

der Mangel an sichern Entwürfen; auf der einen Seite die Kühnheit, alles ungestraft zu thun, auf der andern die Furcht, selbst für das allgemeine Beste zu reden; dieser Zusammenfluß von Uebeln, die eins das andere von fern herbeylocken, hat gemacht, daß Granada in die Hände der Engländer gekommen ist, diese die Eroberung vermöge des Friedens vom Jahr 1763 besitzen.

XXXI.

Begebenheiten, die sich auf Granada zugetragen, seitdem es unter brittischer Herrschaft ist.

Die Engländer haben nicht glücklich daselbst angefangen. Eine große Menge unter ihnen wollten Pflanzungen auf einer Insel haben, wovon man schon im voraus die größte Vorstellung hatte, und in ihrem Enthusiasmus kauften sie solche viel theurer, als sie werth waren. Diese Grille hat erstlich eine Menge alte Kolonisten aus der Insel vertrieben, die an das Klima gewohnt waren, und sodann aus dem Hauptland 35 bis 36,000,000 Liv. *) herausgeschaft. Auf diese Unvorsichtigkeit ist eine andere Unvorsichtigkeit gefolgt. Die neuen Eigenthümer, vom Nationalstolz ohne Zweifel geblendet, haben neue Arten zu verfahren statt der bey ihren Vorgängern üblichen eingeführt. Sie haben die Lebensart der Sklaven verändern wollen. Die Neger, die selbst

*) Oder 16,041,666 fl. 40 kr. oder 16,500,000 fl.

selbst durch ihre Unwissenheit noch stärker an ihren Gewohnheiten hangen, als die Menschen gemeiniglich thun, haben sich empört. Man hat müssen Truppen marschieren lassen und Blut vergießen. Die ganze Kolonie ist voller Argwohn geworden. Herren, die sich in die Nothwendigkeit versetzt hatten, Gewaltthätigkeiten auszuüben, haben besorgt, sie möchten in ihren Pflanzungen verbrannt oder ermordet werden. Die Arbeiten sind matt betrieben worden, ja segar liegen geblieben. Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt worden. Aber ein neues Gewitter zog sich in die Nähe.

In allen brittischen Besitzungen sind die Anhänger des römischen Gottesdienstes sehr strenge auch des mindesten Einflußes in die öffentlichen Entschließungen beraubt. Als die englische Regierung zu Granada niedergesetzt wurde, glaubte das Ministerium, es müßte sich von diesen allgemein angenommenen Grundsätzen entfernen, und wollte, daß die alten Einwohner, von welcher Religion sie auch wären, bey der Kolonieversammlung ihre Stimme geben sollten. Diese Neuerung fand den hartnäckigsten Widerstand; aber endlich erklärte sich das Parlement, das etwas von seinen Vorurtheilen verloren hatte, für die Verwaltung, und die Katholiken wurden berechtiget, sich wie die andern für das allgemeine Wohl zu beschäftigen.

Die Vorliebe, welche Georg III. für die Franzosen, die seine Unterthanen geworden waren, zeigte, machte, daß er glaubte, daß sein Willen keinen Widerstand in einer Kolonie finden würde, wo sie noch die gröste Anzahl ausmachten. In die-

diesem Zutrauen befahl er, daß bey der Ausfuhr der Erzeugnisse, die fünfthalb vom hundert, welche alle brittischen Inseln, Jamaika ausgenommen, in einem Anfall von Eifer bewilliget hatten, erhoben werden sollten. Man widersetzte sich dieser Gewalt. Die Sache wurde öffentlich erwogen, und die Entscheidung war für den Monarchen nicht günstig.

Dieser Sieg machte die Kolonisten stolz. Um ihren Bau zu beschleunigen, hatten sie starke Summen bey den Kapitalisten des Hauptlandes geborgt. Diese Schulden, die sich auf 50,000,000 Liv. *) beliefen, wurden bey ihrer Verfallzeit nicht bezahlt. Die Gläubiger bewaffneten sich mit dem Schwerd des Gesetzes, das sie berechtigte, die verpfändeten Pflanzungen anzugreiffen, öffentlich verkaufen zu lassen, und nach acht Monaten den ganzen Werth zu erheben. Diese Strenge verbreitete allgemeine Bestürzung. In ihrer Verzweiflung entwarf die gesetzgebende Macht der Insel den 6 Juni 1774 eine Bill, die den Werth des Erkauften in fünf Zahlungen vertheilte, und die den letzten Termin bis auf zwey und dreyßig Monate hinaus setzte. Der geheime Beweggrund dieser sonderbaren Akte war ohne Zweifel der, die Schuldner in den Stand zu setzen, ihre eigene Güter wieder einlösen zu können, und ihnen durch dieses Mittel einen Aufschub zu verschaffen, den sie vergebens von dem Mitleiden ihrer Gläubiger erwartet hätten.

*) Oder 22,916,666 fl. 40 kr.

Ein so verwegenes Unternehmen empörte ganz England. Man war allgemein dadurch beleidiget, daß ein sehr schwacher Theil des Reichs sich berechtiget glaubte, die, unter der Leitung eines allgemeinen Gesetzes in der Handlungstreue eingegangenen Verbindlichkeiten aufzuheben. An diesem Unwillen nahmen sogar die amerikanischen Inseln Antheil, die wohl einsahen, daß kein Kredit mehr zu hoffen seyn würde, wenn das Zutrauen auf keinem festen Grund beruhte. Die Britten der alten und der neuen Welt vereinigten ihre Stimmen, um die höchste Macht dahin zu vermögen, diesen großen Eingriff in das wichtige und nicht aufzuhebende Eigenthumsrecht zu vernichten.

XXXII.

Bau in Granada und den Granadinen.

Das Parlement, wie stark auch seine Besorgniß für einen so kostbaren Besitz seyn mußte, dachte, wie das Volk, in den Jahren 1771 und 1775 wurde St. Georg durch abscheuliche Feuersbrünste eingeäschert. Die Kolonie erfuhr noch andere Unglücksfälle, und gleichwohl haben sich seine Erzeugnisse dreyfach vermehrt, seitdem sie aus den Händen der Franzosen gekommen ist. Sie ist in der neuen Welt die zweyte der englischen Inseln geworden. Ihr neues Hauptland empfängt jährlich von ihr 18,000,000 Pfund Zucker, der zu 40 Liv. a) der

a) Oder 18 fl. 20 kr.

der Centner in Europa 7,200,000 Liv. b) ausmacht; 1,100,000 Gallonen Rum, welcher zu 1 Liv. 10 Sols c), die Gallone 1,650,000 Liv. d) beträgt. 30,000 Centner Kaffee, der zu 50 Liv. e) den Centner, einen Werth von 1,500,000 Liv. f) hat; 3000 Centner Kakao, der zu 50 Liv. g) den Centner 150,000 Liv. h) beträgt; 300 Centner Indigo, der zu 800 Liv. i), der Cent. 240,000 Liv. k) einbringt; 13,000 Centner Baumwolle, die zu 150 Liv. l) den Centner, 1,950,000 Liv. m) ausmacht; dieses beträgt in allem 12,690,000 Liv. n), aber unter diesen Einkünften ist auch dasjenige begriffen, was die Granadinen liefern.

Dies sind ein Duzend kleiner Inseln, die von drey bis zu acht Meilen im Umfang haben. Es fließt da keine Wasserquelle, die Luft aber ist gesund. Die Erde, die nur mit lichtem Buschwerke bedeckt gewesen, hat Jahrhunderte durch keinen Schutz vor den Strahlen der Sonne gehabt, und dünstet also auch während der Arbeit nicht die tödtlichen Säfte aus, die das Leben des Ackermanns verkürzen.

b) Oder 3,300,000 fl.
c) — — 41 kr.
d) — 756,250 fl.
e) — 22 fl. 55 kr.
f) — 687,500 fl.
g) — 22 fl. 55 kr.
h) — 68,750 fl.
i) — 366 fl. 40 kr.
k) — 110,000 fl.
l) — 68 fl. 45 kr.
m) — 881,250 fl.
n) — 5,816,250 fl.

Kariaku, die einzige unter diesen Inseln, welche die Franzosen besetzt hatten, ward anfangs von einigen Schildkrötenfängern besucht, die in den Zeiträumen, welche ein so leichtes Handwerk unbesetzt ließ, Land zu reuten anfiengen. Mit der Zeit ward ihre Anzahl durch verschiedene Einwohner von Guadaloupe vermehrt, welche ihren Fleiß nach Kariaku brachten, welche plagende Insekten von ihren Pflanzungen vertrieben hatten. Diese guten Leute, von acht bis neun hundert Sklaven unterstützt, beschäftigten sich ziemlich nützlich mit der Baumwolle. Diese Staude wurde durch die Engländer auf die andern Granadinen gebracht, und sie errichteten sogar zu Bekuya eine Zuckerpflanzung, und zwey zu Kariaku *).

XXXIII.

Die Insel Tabago, die zwischen den Holländern und Franzosen so vielen Streit veranlaßt hat, wird eine englische Besitzung.

Tabago, die an Großbritannien in dem nemlichen Zeitpunkt und durch die nemlichen Verträge abgetretten worden, ist von der spanischen Insel Trinidad nur durch einen Kanal von neun Meilen unterschieden. Diese Besitzung hat zehn Meilen Länge, und vier in seiner grösten Breite. Auf ihrer

*) In dem englisch-amerikanischen Krieg wurde Granada und die Granadinen von den Franzosen erobert, allein im Frieden an England zurückgegeben.

ihrer nördlichen Seite hat sie eine Rhede, die 25 bis 30 Fuß Wasser hat, und auf ihrer westlichen eine andere, die nur 20 bis 25 hat. Alle beyde sind vor den meisten Winden gesichert, Vortheile, welche die südliche Seite nicht hat. Unter den Hügeln, welche die Mitten der Insel einnehmen, ist einer erhabener, dessen schwarze oder röthliche Farbe die Reste eines alten Vulkans anzuzeigen scheint. Sie ist nicht den schröcklichen Orkanen ausgesetzt, die an andern Orten so grosse Verheerungen verursachen. Die Nachbarschaft des festen Landes verschaft ihr vielleicht diesen unschätzbaren Vortheil.

Auch war, wenn man allen Ueberlieferungen trauen will, Tabago ehemals sehr bevölkert. Seine Einwohner widerstanden lange Zeit den lebhaften und häufigen Anfällen der Wilden auf dem festen Lande, welches hartnäckige und unversöhnliche Feinde waren. Der immer neuen dorther kommenden Streifereyen waren sie müde, und zerstreuten sich in den benachbarten Inseln.

Diejenige, die sie verlassen hatten, stand den europäischen Einfällen offen, als zwey hundert Menschen aus Fleßingen im Jahr 1632 dahin landeten, um die Gründe einer holländischen Kolonie daselbst zu legen. Die Indier aus der Nachbarschaft vereinigten sich mit den Spaniern auf Trinidad, gegen eine Niederlassung, die ihnen Furcht erweckte. Alles, was sich ihrer ungestümmen Wuth widersetzte, ward ermordet oder gefangen genommen. Die wenigen, die sich durch die Wälder aus ihren Händen retteten, verließen die Insel gar bald.

Holland vergaß zwanzig Jahre lang eine Besitzung, welche ihm nur durch die Unfälle, die sie bey ihrer Entstehung aushalten mußte, bekannt war. Im Jahr 1654 schickte man neue Leute dahin. Diese wurden im Jahr 1666 wieder daraus verjagt. Die Engländer mußten es bald erleben, daß ihnen diese Eroberung von den Franzosen weggenommen ward. Aber Ludwig XIV. begnügte sich damit, zu siegen, und gab der Republik, seiner damaligen Bundesgenoßin eine Insel zurück, die ihr zugehört hatte. Diese Besitzung blühte nicht besser, als alle landbauende Kolonien dieser handelnden Nation. Was an andern Orten so viele Menschen dazu bewegt, nach Amerika überzugehen, hat die Holländer niemals dahin treiben können. Ihr Hauptland bietet dem Fleiß seiner Bürger alle Mittel zu einem vortheilhaften Handel an; sie durften nicht aus ihrem Vaterlande gehen, um ihr Glück zu machen. Eine glückliche, so wie ihre Freyheit, durch Ströme von Blut erkaufte Toleranz läßt endlich einmal dem Gewissen frey Athem schöpfen. Niemals drängen Religionsskrupel die furchtsamen Seelen sich von den Gegenden, wo der Himmel sie gebohren werden ließ, zu entfernen. Das Vaterland sorgt mit so viel Weisheit und Menschlichkeit für die Erhaltung und Beschäftigung der Armen, daß die Verzweiflung keinen zwingt, hinzugehen, und ein Land zu reuten, das gewohnt ist, seine ersten Anbauer zu verzehren. Tabago enthielt also nie mehr, als zwölf hundert Menschen, die sich damit beschäftigten, ein wenig Toback, Baumwolle, und Indigo zu bauen, und sechs Zuckerplantagen zu verarbeiten.

Das

Das war der ganze Flug, den der Fleiß auf dieser Kolonie genommen hatte, als sie durch dieselbe Nation angegriffen ward, die dieselbe in seine ersten Besitze und Eigenthumsrecht wieder eingesetzt hatte. Im Hornung 1677 begegnete eine französische Flotte, die sich Tabagos bemächtigen sollte, der holländischen Flotte, die sich dieser Unternehmung widersetzen wollte. Das Treffen fieng in der Rhede der Insel selbst an, welche in einem an grossen Begebenheiten ergiebigen Jahrhundert durch diese merkwürdige Schlacht berühmt ward. Der unabläßige Muth der Streiter war von beyden Seiten so groß, daß die Schiffe keine Masten, kein Thauwerk, keine Matrosen, um sie zu regieren, mehr hatten, und man noch nicht aufhörte, sich zu schlagen. Das Gefecht endigte sich nicht eher, als nachdem man zwölf Schiffe verbrennen, und verschiedene untergehen sah. Der angreifende Theil verlor weniger Leute, allein die Vertheidiger behaupteten noch die Insel.

Aber d'Etrees, der es durchsetzen wollte, landete in eben dem Jahr, im Monat December wiederum daselbst an. Damals war keine Flotte mehr da, um seine Macht abzuhalten oder abzuwenden. Eine von seinem Lager abgeschossene Bombe fiel auf das Pulvermagazin. Dieser gemeiniglich entscheidende Schlag setzte den Feind außer Vertheidigungsstand: er ergab sich auf Gnade und Ungnade. Der Sieger begnügte sich nicht damit, die Festungswerke zu schleifen, sondern legte nach aller Strenge des Kriegsrechts die Pflanzungen in die Asche; bemächtigte sich aller Schiffe, die im Hafen lagen, und schaffte

die Einwohner aus der Insel, die er eingenommen hatte, heraus. Diese Eroberung ward bey dem, auf das Gefecht, bey dem der Besiegte keine Schande, der Sieger aber keinen Vortheil erwarb, folgenden Frieden an Frankreich versichert.

Der französische Hof vernachläßigte diese wichtige Insel so sehr, daß er nicht einen einzigen Menschen hinschickte. Vielleicht sah er in dem Rausch einer falschen Größe alles mit Gleichgültigkeit an, was blos nützlich war. Er faßte sogar eine so schlechte Meynung von Tabago, daß er es für einen unfruchtbaren Felsen hielt. Dieser Irrthum vermehrte sich durch das Betragen der Franzosen, die, weil sie auf Martinique zu zahlreich waren, sich in die Inseln St. Lucia, St. Vincent und Dominiko verbreiteten. Das waren erbettelte Besitzungen von mittelmäßiger Beschaffenheit. Hätte man sie wohl einer Insel vorgezogen, dessen Boden besser, und dessen Eigenthum unwidersprechlich war? So schloß eine Regierung, die damals in Ansehung des Handels und der Pflanzung der Kolonie nicht Einsichten genug hatte, um die wahren Beweggründe zu unterscheiden, warum ihre Unterthanen so wenig Neigung für Tabago bezeugten.

Eine ganz neue Kolonie, besonders wenn sie nur mit schwachen Mitteln angelegt wird, bedarf einer unmittelbaren Hülfe, um sich zu erhalten. Sie kann keinen Fortgang haben, als nach Maaßgabe des Abgangs, den sie für ihre ersten Waaren findet. Diese sind gewöhnlich von einer gemeinen Gattung, die, weil sie die Kosten einer langen Schiffahrt nicht belohnen, fast immer nur in den benachbarten Orten Abgang finden, und

unmerklich, vermittelst mäßiger Gewinnste, zur Unternehmung der grossen Ackerbauesartikel, die den Gegenstand des Handels der Europäer mit den Antillen ausmachen, führen müssen. Nun lag Tabago zu weit von den grossen französischen Besitzungen, um seinen Einwohnern diesen allmähligen Zuwachs von Glück anbieten, und sie dadurch anlocken zu können. Man zog dieser Insel minder ergiebige, die aber den nöthigen Hülfsmitteln näher lagen, vor.

Das Nichts, worein sie alle Umstände versenkt hatten, komte sie vor dem gierigen Blicke Englands nicht verborgen halten. Diese stolze Insel, welche sich für die Königin der Inseln hält, weil sie unter allen die blühendste ist, gab vor, sie hätte unverjährliche Rechte auf Tabago, weil sie es sechs Monate lang besetzt hatte. Ihre Macht hat ihren Ansprüchen die Oberhand verschaft, und der Frieden vom Jahr 1763 hat dem Glück ihrer Waffen dadurch ein Recht gegeben, daß ihr darinn eine Besitzung zugesprochen worden ist, welche sie nicht so unthätig liegen lassen wird, als die Franzosen *).

XXXIV.

Entwurf des Anbaues der amerikanischen Inseln.

Fast alle Besitzungen der Antillen wurden ein Grab für ihre ersten Kolonisten, die, weil sie in Zeiten, wo sie noch keine Erfahrung und gar keinen

*) Im letzten englisch-amerikanischen Krieg eroberte es Frankreich, und im Frieden trat es England an jene Krone ab.

keinen Beystand von ihrem Hauptlande hatten, aufs Gerathewohl zu Werke giengen, bey jedem Schritt ein Versehen begiengen. Ihre Habsucht verachtete die Gewohnheit der Landeseingebohrnen, welche, um die gar zu starke Wirkung einer ewig brennenden Sonne zu vermindern, die kleinen Stücke Landes, die sie urbar machen mußten, durch grosse mit Bäumen und Schatten bedeckte Stellen von einander abgesondert hielten. Diese durch die Erfahrung geleiteten Wilden legten ihre Wohnungen mitten im Holz aus Furcht, vor den starken und gefährlichen Ausdünstungen einer Erde, die sie erst eben umgewühlt hatten, an.

Die Zerstöhrer dieses weisen Volks, die gern gleich genießen wollten, verließen diese zu langsame Art zu verfahren, und bey ihrer Ungeduld alles anzubauen schlugen sie eilig ganze Waldungen um. Alsbald erhoben sich dicke Dünste aus einem zum erstenmal von den Strahlen der Sonne erhitzten Boden. Sie vermehrten sich, so wie man die Felder umwühlte, um sie zu besäen oder zu bepflanzen. Ihre Bösartigkeit drang durch alle Schweißlöcher, durch alle Gliedmaßen des Ackermanns, die durch die Arbeit in eine übermäßige und unaufhörliche Ausdünstung geriethen. Der Umlauf der flüßigen Theile ward gehemmt; alle Eingeweyde dehnten sich auseinander, der Körper schwoll, der Magen that seine Wirkungen nicht mehr. Der Mensch starb. Entgieng man der Pestilenzbringenden Tageshitze, so athmete man in Hütten, die mitten in den gereuteten Ländereyen auf einen Boden gebaut waren, dessen gar zu thätige und ungesunde

trei-

treibende Kraft die Menschen verzehrte, ehe sie die Pflanzen nährte, den Tod zugleich mit dem Schlafe ein.

Diesen Beobachtungen zufolge wäre dieses wohl der Entwurf, den man bey Anlegung einer neuen Pflanzstadt annehmen müßte. Man würde, sobald man ankäme, untersuchen, welche Winde auf dem amerikanischen Inselnmeere am meisten herrschen, und man würde finden, daß sie ganz regelmäßig zwischen Südost und Nordost wehen. Hätten wir nun freye Wahl, und setzte die Beschaffenheit des Bodens kein Hinderniß dagegen, so würden wir uns hüten, uns unter dem Wind zu setzen; aus Furcht, er möchte den Dunst des frisch gereuteten Erdreichs unaufhörlich in unsere Brust treiben, und eine Pflanzung, die sich mit der Zeit gereiniget hätte, durch den Dunst neuer Pflanzungen vergiften. Also müßten wir unsere Kolonie windwärts von allen anzubauenden Ländereyen anlegen. Anfangs sollte man alle Wohnungen in den Hölzern bauen, und nicht einen einzigen Baum umher fällen. Die Wohnung in den Wäldern ist gesund. Die Kühle, die sie auch sogar in der grösten Tageshitze unterhalten, hindert diese übermäßige Ausdünstung, welche die meisten Europäer durch die Trockenheit und Schärfe eines entzündbaren und seines flüßigen Wesens beraubten Bluts ums Leben bringt. Des Nachts müßte man Feuer in den Häusern anlegen, um die böse Luft, die sich etwa möchte hinein geschlichen haben, zu zertheilen. Dieser in gewißen Gegenden von Afrika durchgängig eingeführte Gebrauch brächte wegen der Aehnlichkeit

keit beyder Himmelsstriche in Amerika die davon zu gewartende Wirkung hervor.

Nach diesen getroffenen Vorkehrungen fiengen wir an, das Holz umzuhauen, aber wenigstens fünf und zwanzig Ruthen von den Hütten. Wenn die Erde entblößt wäre, sollte man die Sklaven erst um zehn Uhr des Morgens, nemlich nachdem die Sonne die Dünste zertheilt, und der Wind sie verjagt hätte, zur Arbeit schicken. Die von Aufgang der Sonne an verlornen vier Stunden würden durch die Hurtigkeit der Arbeiter, deren Kräfte man auf die Art geschont hätte, und durch die Erhaltung der Menschen überflüßig vergütet werden. Man müßte in dieser Sorgfalt fortfahren, sowohl bey Reutung als bey Besäung der Ländereyen, bis der wohlgereinigte und wohlgesetzte Boden erlaubte, die Kolonisten auf denselben anzusetzen, und zu allen Stunden des Tages arbeiten zu lassen, ohne daß für ihre Sicherheit etwas zu besorgen sey. Die Erfahrung hat die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln schon im voraus erwiesen.

XXXV.

Unglücksfälle, die den Engländern auf Tabago zustießen, weil sie sich von den Grundsätzen, die wir so eben geschildert, entfernt haben.

Die Engländer, weil sie sich unter dem Winde niedergelassen haben, sind in großer Menge auf Tabago gestorben, und haben einen Haufen Sklaven

ven verloren, ob sie gleich alle von den benachbarten Kolonien hergekommen waren. Da ihnen dieser Unfall die Augen öffnete, haben sie sich windwärts begeben, und das Sterben hat eingehalten. Diese Besitzung, die vielleicht mit weniger klugen Grundsätzen unmittelbar nach dem Frieden angelegt worden wäre, ist sehr zurückgehalten worden, weil die Gewohnheit, die England angenommen hat, das Land in seinen Inseln zu verkaufen, unzählige Formalien nach sich gezogen hat, die das Reuten verhindert haben. Erst im Jahr 1766 sind vierzehn tausend Aecker in Portionen, jede von fünf hundert Acker ausgetheilt worden. Nachher hat man noch einen öffentlichen Verkauf gehalten; aber weder bey dem ersten, noch bey dem andern hat ein Pflanzer mehr als eine Portion erstehen dürfen. Die Insel, deren Boden zu sandig befunden worden, ist erst von vier hundert Weissen und acht tausend Schwarzen bewohnt. Sie wurden im Anfang ihrer Arbeit durch die Ameisen verhindert, die den grösten Theil der schon gepflanzten Zuckerröhre verzehrten. Die 40000 Centner Zucker, welche dreyßig Pflanzungen abwarfen, sind auf die Hälfte vermindert worden. Das übrige wurde durch Baumwolle ersetzt, von welcher man 800000 Pfund einerndtet, und durch den Indigo, von welchem man 12000 Pfund erhielt. St. Vincent hat nicht die gleichen Unglücksfälle erfahren.

XXXVI.

Geschichte der Wilden von St. Vincent.

Als die Engländer und die Franzosen, die seit einigen Jahren die Windinseln verwüsteten, im Jahr 1660 darauf dachten, Besitzungen, an die man bis dahin nur die erste Hand gelegt hatte, Bestand zu geben, so wurden sie einig, daß Dominiko und St. Vincent den Karaiben eigen zugehören sollten. Einige dieser bis dahin zerstreuten Wilden suchten eine Zuflucht in der erstern, die meisten aber in der andern Insel. Da lebten diese sanftmüthigen, mäßiggesinnten, Ruhe und Stille liebenden Menschen mitten in den Wäldern, in zerstreuten Familien unter Führung eines Greises, den sein Alter allein zur Regierung gebildet und berufen hatte. Das Reich gieng also nach der Reihe von einer Familie in die andere, allwo der älteste immer König, das heißt, Führer und Vater der Nation ward. Diese unwissenden Wilden kannten die erhabene Kunst nicht, die Menschen durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen und zu regieren; die Einwohner eines Landes zu erwürgen, um es rechtmäßig zu besitzen; dem Sieger das Eigenthum, dem Besiegten die Arbeit in den eroberten Ländern zu ertheilen; und mit der Zeit beyde ihrer Rechte und ihres Einkommens durch willkührliche Auflagen zu berauben.

Die

Die Zahl dieser Kinder der Natur vermehrte sich auf einmal mit einem afrikanischen Geschlecht, dessen Ursprung man nicht genau hat erfahren können. Ein Schiff, das Neger führte, soll, wie es heißt, zu St. Vincent einstens gescheitert, und die dem Schiffbruch entkommenen Sklaven von den Wilden wie Brüder aufgenommen worden seyn. Andere behaupten, diese Schwarzen seyen Flüchtlinge, die den Pflanzungen der benachbarten Kolonien entronnen wären. Eine dritte Ueberlieferung erzählt, daß dieses fremde Blut aus Negern entspringt, welche die Karaiben den Spaniern in den ersten Kriegen dieser Europäer gegen die Indier wegnahmen. Wenn man dem du Tertre, dem ältesten Geschichtschreiber der Antillen Glauben beymißt, so schonten die schröcklichen und gegen die Herren unbarmherzigen Wilden der Gefangenen, nahmen sie mit nach ihrer Heymath, gaben ihnen die Freyheit wieder, damit sie das Leben, das heißt, den Himmel und den Boden, und mit einem Wort, die Güter der Natur, die nie ein Mensch einem andern weder rauben, noch versagen sollte, genießen möchten.

Das war nicht genug. Die Herren der Insel gaben ihre Töchter den Fremden, durch welchen Zufall sie auch möchten hingebracht worden seyn, zur Ehe. Die aus dieser Vermischung erzeugte Gattung machte ein Geschlecht aus, das man schwarze Karaiben hieß. Sie haben mehr von der Urfarbe ihrer Väter, als von der gelindern Schattirung ihrer Mütter beybehalten. Der rothe Karaibe ist von kleinerer Statur; allein der

schwarze

schwarze Karaibe ist groß, stark; und dies doppelte wilde Geschlecht redet mit einer Heftigkeit, worinn immer Zorn zu herrschen scheinet.

XXXVII.

Die Ankunft der Franzosen zu St. Vincent bringt Uneinigkeit zwischen die schwarzen und die rothen Karaiben.

Indessen zogen sich mit der Zeit Wolken zwischen den beyden Nationen zusammen; diese bemerkte man von Martinike aus. Man beschloß, dieses Mißverständniß zu nützen, um sich auf den Trümmern beyder Parthien zu erheben. Man gab vor, die schwarzen Karaiben gäben den von den französischen Inseln entlaufenen Sklaven Schutz. Lügen erzeugt immer nur Ungerechtigkeit. Man griff die ohne Grund an, die man unrecht beschuldigte. Aber die geringe Anzahl Mannschaft, die zu dieser Unternehmung gebraucht ward; der Neid der dazu bestimmten Anführer; der Abfall der rothen Karaiben, welche zu gefährlichen Bundesgenossen den versprochenen Beystand gegen ihre Feinde gar nicht geben wollten; die Schwierigkeit, Lebensmittel zu erhalten; die Unmöglichkeit, Feinden, die sich in Berge und Wälder verbargen, anzukommen; alles kam zusammen, eine so tollkühne als gewaltthätige Unternehmung zu vereiteln. Man mußte sich wieder zu Schiffe begeben, nachdem man viele nützliche Menschen verloren hatte. Aber der Sieg der Wilden hinderte

sie

sie nicht, flehend um den Frieden zu bitten. Sie luden sogar die Franzosen ein, zu kommen, und unter ihnen zu leben; schwuren ihnen eine aufrichtige Freundschaft, eine unveränderliche Eintracht; dieser Vorschlag wurde angenommen, und gleich im folgenden 1719 Jahr zogen viele Einwohner von Martinikque nach St. Vincent hin.

Die ersten ließen sich ganz friedlich da nieder, nicht nur mit Einwilligung, sondern auch unter dem Beystand der rothen Karaiben. Dieses Glück lockte andere Kolonisten dahin, die, entweder aus Neid oder aus andern Beweggründen die Wilden ein verderbliches Geheimniß lehrten. Dieses Volk, das von keinem andern Eigenthum wußte, als dem der Früchte, weil diese die Belohnung der Arbeit sind, war erstaunt, als es erfuhr, daß es die Erde verkaufen könnte, von der es immer geglaubt hatte, sie gehöre allen Menschen. Diese Entdeckung machte es zum Feldmesser. Es setzte Gränzen; und von Stund an waren Ruhe und Glück aus seiner Insel verbannt. Die Theilung der Ländereyen brachte Zwietracht unter die Menschen. Hier sind die Gründe der Veränderung, die aus dem Geist des Eigenthums erfolgte.

Als die Franzosen auf St. Vincent angelangt waren, brachten sie Sklaven mit, um das Land zu reuten und zu bauen. Die schwarzen Karaiben erschracken und fühlten sich gedemüthiget, daß sie Menschen ähnlich sahen, welche durch die Knechtschaft erniedriget waren, besorgten, man möchte einstens die Farbe mißbrauchen, die ihren Ursprung verrieth, um sie in dasselbe Joch zu

spannen, und flohen in die tiefsten und dicksten Wälder. Dort drückten sie ihren Kindern, so wie sie auf die Welt kamen, die Stirne platt, um sich auf ewig ein unterscheidendes Merkmal, als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit aufzudrücken. Die Manns- und Frauenspersonen, deren Kopf sich in diese seltsame Gestalt nicht hatte zwingen lassen, unterstanden sich nicht mehr, sich ohne das unauslöschliche und augenscheinliche Kennzeichen der Freyheit sehen zu lassen. Das folgende Geschlecht schien ein neues Volk. Die Karaiben mit platter Stirne, die fast alle gleichen Alters, groß, wohl gestaltet, stark und wild waren, kamen an die Küste, und bauten sich da Hütten.

Sobald sie erfuhren, welchen Preis die Europäer auf das Land setzten, das sie bewohnten, wollten sie auch, eben so wie die andern Bewohner dieser Insel, Theil daran haben. Diesen ersten Trieb der Habsucht dämpfte man anfangs mit Geschenken von Brandtenwein und einigen Säbeln. Aber sie waren mit diesen Waffen schlecht zufrieden, und verlangten Flinten, wie die rothen Karaiben welche bekommen hatten. Darauf verlangten sie ihren Antheil nicht nur von dem Werth des ganzen Landes, das man in Zukunft verkaufen würde, sondern auch an dem Einkommen aus dem schon geschehenen Verkauf. Voll Zorn, daß man sie zu dieser brüderlichen Theilung nicht zulassen wollte, machten sie einen besondern Stamm aus, schwuren, daß sie sich nicht mehr unter die rothen Karaiben verheyrathen wollten, erwählten sich einen Anführer, und fiengen den Krieg an.

Die

Die Anzahl der Streitenden mochte von beyden Seiten gleich seyn, aber die Stärke war es nicht. Die schwarzen Karaiben gewannen über die rothen alle die Ueberlegenheit, welche Nachdenken, Muth und Kühnheit bald über die Schwäche der Leibesbeschaffenheit, und über die Furchtsamkeit des Gemüths gewinnen müssen. Indessen bewog der Geist der Billigkeit, der selten den wilden Menschen verläßt, den Sieger, den unter dem Wind liegenden Theil der Insel mit dem Besiegten zu theilen. Das war der einzige, auf den beyde Theile eifrig waren, weil er ihnen Geschenke von den Franzosen verschafte.

Der schwarze Karaibe gewann nichts bey dem Vertrag, den er selbst vorgeschrieben hatte. Die neuen Kolonisten, die auf der Insel landeten, zogen alle in das Revier seines Gegners, wo der Küste leichter anzukommen war. Dieser Vorzug machte einen schlecht gedämpften Haß wieder rege. Die Streitigkeiten erneuerten sich wieder; die immer unterliegenden Rothen begaben sich auf die Windseite der Insel. Verschiedene giengen in ihren Kähnen nach dem festen Lande, oder flüchteten auf Tabago. Die wenigen, die noch da blieben, lebten von den Schwarzen abgesondert.

Diese Eroberer und Herren der ganzen Küste der Insel unter dem Wind verlangten von den Europäern, daß sie die Ländereyen, die sie schon bezahlt hatten, von neuem kaufen sollten. Ein Franzos wollte einen Kaufkontrakt vorzeigen, den er mit einem rothen Karaiben geschlossen hatte. Ich weis nicht, sagte ihm ein schwarzer Karaibe,

was dein Papier sagt; aber lies, was auf meinem Pfeil geschrieben steht. Du must darauf mit untrüglicher Schrift geschrieben sehen, daß, wenn du mir das nicht giebst, was ich von dir verlange, ich diesen Abend deine Pflanzung in Brand stecken werde. So redete mit Schriftenaufsetzern ein Volk, das nicht lesen konnte. Es brauchte das Recht der Gewalt mit solcher Zuverläßigkeit, mit so wenigen Gewissensbissen, als wenn es das göttliche, das politische und das bürgerliche Recht gekannt hätte.

Die Zeit, die das Verfahren zugleich mit den Umständen verändert, machte diesen Drückungen ein Ende. Die Franzosen wurden vermuthlich einmal die stärkere. Sie verdarben sich die Zeit nicht mehr damit, daß sie Gemüse, Kassawe, Mays, Toback bauten, um es nach Martinique zu verkaufen. In weniger als zwanzig Jahren beschäftigten wichtigere Erzeugnisse acht hundert Weisse, und drey tausend Schwarze. Die Insel St. Vincent befand sich in dieser Lage, als sie in englische Bothmäßigkeit verfiel, und durch den Traktat vom Jahr 1763 dazu geschlagen wurde.

XXXVIII.

St. Vincent kömmt in die Gewalt der Engländer. Schicksal der Insel unter dieser Herrschaft.

Diese Insel, die vierzig Meilen im Umfang haben kann, ist gebirgig, aber von vortrefflichen Thälern durchschnitten, und von einigen Flüssen gewässert.

In

In deren westlichem Theil hatten die Franzosen den Kakao und Baumwollenbau angefangen, und den Kaffeebau ziemlich weit getrieben. Die Eroberer errichteten einige Zuckerpflanzungen daselbst. Die Unmöglichkeit, sie auf einem ungleichen und mit Regengräben erfüllten Erdreich zu vermehren, erregte in ihnen den Wunsch, die östlichen Ebenen zu besitzen. Die Wilden, die sich dahin gezogen hatten, weigerten sich, selbige zu verlassen, und man nahm seine Zuflucht zu den Waffen, um sie dazu zu zwingen. Der Widerstand, den sie der Gewalt der europäischen Tyranney entgegen setzten, war nicht sehr hartnäckig, und konnte es auch nicht seyn. Ein Officier maß die Ländereyen aus, die man eingenommen hatte, als der Trupp, der ihn begleitete, unvermutheter Weise angegriffen, und den 25ten März des Jahrs 1775 fast gänzlich niedergemacht wurde. Niemand zweifelte daran, daß die Unglücklichen, die man so eben ihres Eigenthums beraubt hatte, nicht die Urheber dieser Gewaltthätigkeit seyn sollten, und die Truppen wurden, um sie zu zerstören, in Marsch gesetzt.

Glücklicher Weise erfuhr man noch zeitlich genug, daß die Karaiben unschuldig wären; daß sie selbst flüchtige Sklaven, die an dieser Grausamkeit Schuld hatten, gefangen genommen oder ermordet hatten, und daß sie sich verschworen hatten, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Insel von diesen Flüchtlingen, deren Grausamkeiten ihnen so oft beygemessen worden, gereiniget hätten. Um die Wilden durch den Reitz der Belohnungen in diesem Entschluß zu bestärken, entwarf die

gesetzgebende Macht eine Bill, um eine Belohnung von 5 Moidor oder 120 Livres *) einem jeglichen zu versichern, der drey Monate durch den Kopf eines flüchtigen Negers bringen würde.

Großbritannien hat bis jetzt noch keine grossen Früchte von diesen Barbareyen erhalten. St. Vincent zählt noch nicht mehr als 500 Weisse, und 7 oder 8000 Schwarze. Ihre Arbeiten liefern nicht mehr als 1200 Centner Baumwolle, 6,000,000 Pfund sehr schönen Zucker, und 360,000 Gallonen Rum. Diese Erzeugnisse wachsen auf sehr leichtem Boden, und den man aus dieser Ursache bald ausgenützt glaubt. Dieses ist eine in Amerika allgemein angenommene Meynung. Es würde nützlich seyn, zu prüfen, ob sie gegründet ist.

Ohne Zweifel müssen Regen, die stromweise in einem unebenen Land fallen, leichter eine sandige Erde davon führen, als eine thonige, deren Körner unter sich selbst näher zusammenhängen. Aber begreift man auch, wie ein Boden erschöpft werden könnte? Sollte es wohl durch den Verlust derjenigen erdigen Theile geschehen, in welche die Pflanzen, die auf ihm wachsen, sich wieder verwandeln, und deren er, wie es scheint, beraubt wird, wenn die Pflanzen nicht auf der Stelle verderben, auf der sie gepflanzt worden sind? Oder ist die Erfahrung des Vanhelmont bewiesen, daß die Pflanzen kein merkliches Gewicht der Erde entziehen; das Wasser ist es allein, womit sie benetzt

*) Oder 55 fl.

benetzt wird, das allen Wachsthumstrieb befördert. Sollte es wegen des Verlusts der Salze geschehen, welche sie für die allmählige Entwicklung der Pflanze liefert? Oder ist es durch die zahlreichen Versuche des Herrn Tillet und verschiedener anderer Naturforscher sicher bewiesen, daß die Erde nichts anders, als die Mutter ist, in welcher die Pflanzen ihre Entwicklung erhalten, welche sie nur der Wärme und der Feuchtigkeit zu verdanken zu haben, scheinen. Alle diese Versuche zusammen genommen, scheinen auch zu beweisen, daß das Befeuchtungswasser, es sey natürlich oder künstlich, alle Salze und allen Grundstoff enthalte, die zur Entwicklung beytragen müssen.

Laßt uns unsere Meynung dahin einschränken, zu sagen, daß diese oder jene Art Erde leichter oder schwerer in den Stand gesetzt wird, die nöthige Menge Wassers zum vollkommenen Wachsthum aufzunehmen. Die geringste Arbeit lockert den leichten Boden auf; der leichteste Regen durchdringt ihn alsdann; aber ein starker Regen drückt ihn zusammen, und da die Sonne die Feuchtigkeit sehr leicht herauszieht, welche sie in diesem zusammen gedrückten Zustand nur auf eine sehr geringe Tiefe durchdringen konnte, so raubt sie ihm die einzige Art der Nahrung, die sie der Pflanze gab, und ohne welche die Pflanze nicht bestehen konnte. Man legt deßwegen keine Schuld auf die Jahrszeit, noch weniger auf die Unwissenheit desjenigen, der derselben Wirkung nicht zu mäßigen weis. Das Vorurtheil erklärt diesen Boden als ausgenützt, als verdorben. Man bear-

bearbeitet ihn nun mit Bedauern, also schlecht. Man verläßt ihn. Er erwartete nur einen dienlichen Bau, um den Eigenthümer, der ihn vernachläßigt, zu bereichern.

Einige Grade der Zerreiblichkeit weniger geben das, was man einen starken Boden nennt, der stärkere und beschwerlichere Bearbeitung erfordert; wenn er aber einmal zubereitet, angesäet, befeuchtet ist, so behält der starke Boden weit länger seine Feuchtigkeit, als das nöthige Vehikel des Salzes, es sey, daß es beständig dahin gebracht werde, oder daß es durch die Regen und Benetzungswasser nach und nach ersetzt werde.

Wozu dient dann der Dünger, wird man sagen? Den Boden leichter und allgemeiner durch die Gährung, die er darinn erregt, aufzulockern, und ihn länger aufgelockert angebaut zu erhalten; es sey durch die wirksamen Theile, die sich nur nach und nach in einem festen Boden entwickeln können, wie der der zweyten Art, der sich nur durch die Wärme zertheilet; oder es sey durch seine fette Theile, welche, indem sie die Erde der erstern Art fett machen, darinn die Feuchtigkeit längere Zeit erhalten, welche sonst in Ansehung ihrer zu lockern Beschaffenheit und des geringen Zusammenhangs ihrer Theile selbige zu leicht entwischen ließe.

Also ersetzt der Dünger, zu rechter Zeit und seiner Beschaffenheit nach angewandt einen Theil der Arbeiten. Können aber die Arbeiten den Dünger ersetzen? Bey dem leichten Boden glaube

ich

ich es nicht. Glücklicher Weise braucht dieser wenig. Aber ich glaube es bey dem starken Boden, und der erfordert viel. Nichts kann aber den Regen ersetzen, der in Amerika, wenn er häufig fällt, beynahe allen Boden gleich macht. Einige durch die Witterung zu schnell getriebene Früchte faulen in den besten Böden, aber alle erreichen beynahe ihre Vollkommenheit in einem gewöhnlichen Boden. In Amerika ist kein regnerisches Jahr, das nicht fruchtbar wäre. In einem trockenen Jahr vermindert sich der Gewinn bisweilen um die Hälfte.

Der einzige Gegenstand, der die Aufmerksamkeit der Einwohner von St. Vincent, so wie aller Besitzer eines leichten Bodens verdient, unter welchem Erdstrich er auch liegen mag, muß also dieser seyn, daß sie ihn im Schatten erhalten, und den Bau derjenigen Pflanzen, die ihn auf das geschwindeste bedecken, und die ihn am wenigsten dem unmittelbaren Fall der starken Regen aussetzen, die ihn je mehr und mehr niederdrücken, wenn er bearbeitet ist, und wegschwemmen, wenn er zubereitet ist, vorziehen. Daß sie vorzüglich dasjenige Pflanzungssystem hervorsuchen, welches, ohne der Pflanze zu sehr entgegen zu seyn, ihr den nöthigen Wachsthumstrieb giebt, um den Boden, wenn es am nöthigsten ist, in derjenigen Jahrszeit, wo die häufigen widrigen Zufälle ihn in die Länge bis auf den Tuff entblößen würden, zu beschützen. So lange er mit einiger Erde bedeckt ist, dürfen wir seine Unfruchtbarkeit nicht befürchten. Der Boden, der einmal zur Nahrung einer Pflanze gedient hat,

und

und durch die Sorgfalt des Pflanzers in seinen ersten Zustand versetzt ist, wird Jahrhunderte durch dazu dienlich seyn *).

XXXIX.

Großbritannien tritt in den Besitz von St. Domingo.

St. Domingo war durch seine eigene Kinder bewohnt. Im Jahr 1732 fand man daselbst 938 Karaiben in zwey und dreyßig Karbets eingetheilt. 349 Franzosen besaßen einen Theil der Küste, den ihnen die Wilden überlassen hatten. Diese Europäer hatten zu Werkzeugen oder vielmehr zu Gefährten ihres Landbaues gegen 23 freye Mulatten und 338 Sklaven. Sie waren alle damit beschäftiget, für Martinique Federvieh aufzuziehen, eßbare Sachen hervorzubringen, und 72,200 Baumwollenbäume zu bauen. Der Kaffee machte nachher noch die Masse dieser geringen Erzeugnisse einträglicher. Endlich zählte die Insel 600 Weisse und 2000 Schwarze, als der Frieden vom Jahr 1763 sie zu einer englischen Besitzung machte.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Großbritannien, das auf die Herrschaft über das Meer losgieng, indem es Frankreich beschuldigte,

*) Diese im englisch amerikanischen Krieg von Frankreich eroberte Insel ist mit Dominique, St. Christoph, Nevis und Montserrat im Frieden wieder an England zurückgekommen.

digte, nach der Monarchie des festen Landes zu trachten, für Dominique eben den Eifer, als in den letzten Unterhandlungen, wo der Sieg ihm das Recht, alles zu wählen, gab, gezeigt.

Auf dieser Insel sind nach und nach neun Kirchspiele entstanden, in welchen man am 1sten Jenner des Jahrs 1778 1574 Weisse von allem Alter und Geschlecht; 574 Mulatten oder freye Schwarze, und 14308 Sklaven zählte.

Ihre Heerden betrugen nicht über 288 Pferde, 707 Maulesel, 34 Esel, 1830 Stück Hornvieh, 999 Schweine, und 2229 Schaafen oder Ziegen.

Ihr Bau bestand in 65 Zuckerpflanzungen, die 5257 Morgen Landes einnahmen. 3369 Morgen, den Morgen zu tausend Fuß gerechnet, waren mit Kaffee angebaut. 277 Morgen waren mit Kakao bepflanzt, den Morgen zu fünf hundert Fuß gerechnet. 89 Morgen, zu tausend Fuß nahmen Baumwollenstauden ein. 69 Morgen, die Indigopflanze, und 60 die Kassiabäume.

Ihre Lebensmittel bestanden in 1202 Morgen Paradiesfeigen, 1647 Morgen Ignamen oder Pataten, und 2729 Gruben Maniock.

19478 Morgen nahmen die Waldungen ein; 4296 die Wiesen oder Savannen; 3655 blieben für die Krone, und 3434 waren ganz unfruchtbar.

Dieses war alles, was fünfzehn Jahr Arbeit über einen sehr bergigen und wenig fruchtbaren Boden vermochte.

XL.

Uneinigkeiten zwischen den Engländern von Dominique und den Franzosen der benachbarten Inseln.

Diese Kolonie erfuhr von ihrem ersten Anfang an eine der grausamsten Treulosigkeiten. Verschiedene ihrer Pflanzer hatten von den Kaufleuten beträchtlichen Vorschuß erhalten. Um ihre Schulden nicht bezahlen zu dürfen, entflohen sie mit ihren Sklaven in die benachbarten französischen Inseln, wo man ihnen einen ausgezeichneten Schutz ertheilte. Vergebens forderte man sich zurück. Vergebens verlangte man, daß sie angehalten werden sollten, ihre Gläubiger zu befriedigen; ihr Bitten war vergebens. Hierauf machte die gesetzgebende Macht ein Gesetz, daß alle französischen Auswanderer ihre Reichthümer, die sie nach Dominique bringen würden, mit Sicherheit genießen sollten. Laßt uns mit Unpartheylichkeit das Betragen beyder Nationen prüfen, und wir werden es von beyden Seiten schlecht finden.

Franzosen! antwortet mir. Waren diese Flüchtlinge nicht Diebe? Warum gestattet ihr ihnen Zuflucht? Warum verweigertet ihr ihre Zurückgabe, als man sie zurückforderte? Man wird sie euch Befehlsweise verlangt haben, ich weis es nicht, aber ich vermuthe es. Es war nicht der Ton, sondern die Gerechtigkeit des Begehrens, das man prüfen mußte. Es war nicht der Zeitpunkt,

punkt, wo man Trotz mit Trotz beantworten mußte. Eine That, die von der Gerechtigkeit gefordert wird, kann niemals erniedrigen. Setzt euch einen Augenblick an die Stelle der Gläubiger, und sagt mir, ob ihr dem Hof zu London nicht die nemlichen Vorstellungen und die nemlichen Klagen gemacht hättet; ob sein Stillschweigen oder seine abschlägige Antwort euch nicht auf gleiche Art entrüstet hätte? Giebt es zwey Gerechtigkeiten?

Und ihr Engländer, als ihr aus Rache den französischen Auswanderern Zuflucht gestattetet, verdoppeltet ihr nicht das gleiche Verbrechen? Ludet ihr nicht die ungetreuen Schuldner, die der gerechten Verfolgung ihrer Gläubiger zu entgehen versuchten, zum Diebstahl und zur Entweihung ein? Wenn die Nationen, welche die neue Welt unter sich getheilt haben, nach eurem Beyspiel die nemliche Parthie ergriffen hätten, wer hätte ihren Kolonisten den Vorschuß gemacht, dessen sie benöthiget gewesen wäre? Was würde aus Amerika geworden seyn, wenn diese schlimme Denkungsart sich bey dem Anfang der Eroberungen gezeigt hätte? Was würde es werden, wenn sie sich noch verbreitete? Denkt einen Augenblick darauf nach, und ihr werdet überzeugt werden, daß eine allgemeine Zurückhaltung der Gerechtigkeit eine der fürchterlichsten Plagen werden würde, mit welcher das menschliche Geschlecht geplagt werden könnte. Ihr würdet fühlen, daß eine so traurige Uebereinstimmung der Nationen die Welt in einen Zustand der Räuberey und der Barbarey zurückbringen würde, davon wir keinen

Be-

Begriff haben. Welchen Vortheil würdet ihr dabey finden, unser Land mit euren Räubern anzufüllen, und euch mit den unsrigen zu vergiften? Welchen Antheil, welches Zutrauen kann man für Leute nehmen, die keine Treue gegen ihre Mitbürger beobachten? Versprecht ihr euch mehrere Treue von den unsrigen? Wenn ihr sie aufnähmet, warum würde sie eine dritte Macht verstoßen? Gehet euer Entwurf dahin, daß die Untreue ungestraft von Land zu Land herumirren, und ohne Verfolgung auf der ganzen Oberfläche der Erde herumwandeln sollen? Ich übertreibe die Folgen eures Verfahrens, aber wenn man von einer Handlung gesund urtheilen will, so muß man ihre Wirkungen auf äußerste treiben. Dieses ist ein sicheres Mittel, die Folgen derselben mit Macht fühlen zu machen.

Aber, erwiedert ihr mir, was sollte man thun? Sogleich das, was ihr gethan habt. Hernach in die Zufluchtsörter eurer Ausreisser mit bewaffneter Hand einfallen, und sie verheeren. So würdet ihr euch als rechtschaffene und gerechte Menschen zeigen. Das vergossene Blut würde euch nicht zur Last gelegt worden seyn, und ihr würdet den Beyfall aller Völker, die in die nemliche Lage versetzt gewesen wären, erhalten haben.

Kann ich mich übrigens verwundern, daß ihr wechselsweise euren Betrügern Zuflucht gestattet, da ich täglich sehe, daß ihr euch des Rechts anmaßet, sie euch einander zu senden, indem ihr sie des Landes verweiset? Ein Gesetz, das dem Völkerrecht so sehr entgegen ist, als dem besondern

Recht

Recht dasjenige wäre, wenn ein Bürger bevollmächtiget würde, seinen wüthend gewordenen Hund in das Haus seines Nachbars zu jagen.

Aber ein Mensch, der zwey Arme hat, ist immer ein schätzbares Gut. Man sollte ihn also nicht verbergen. — — — Es ist nicht ohne Hoffnung, nicht ohne Beyspiel, daß ein Gottloser sich bessere. — — — Ja einer gegen hundert! — — — Bleibt also die Frage übrig, ob ihr für einen Verbrecher, der sich bessern wird, hundert unverbesserliche beybehalten wollt?

XLI.

Worinn besteht die Wichtigkeit von St. Domingo?

Indessen mischte sich ein anderer Gegenstand, als der Kolonienbau von Ferne in die weitaussehenden Absichten Englands. Es wollte die Erzeugnisse der französischen Kolonie nach St. Domingo hinziehen, um selbst den Handel damit zu treiben. Zur Ausführung dieses großen Entwurfs wurden im Jahr 1766 alle Rheden dieser Insel für frey erklärt. Alsbald liefen aus Europa und Nordamerika eine Menge thätiger und unternehmender Menschen herbey. Unermeßliche Niederlagen von Mehl, gesalzenen Fischen und Sklaven wurden in Roseau errichtet. Diese Dorfschaft lieferte alle Bedürfnisse nach Martinique, Guadaloupe, St. Lucia, und empfieng daher

daher an Bezahlungsstatt mehr oder weniger kostbare Waare. Der Umtausch würde sogar noch beträchtlicher gewesen seyn, wenn nicht Großbritannien aus einer übel verstandenen Kameralhabsucht selbst die Gränzen dieses Schleichhandels eingeschränkt hätte. Die Begebenheiten, die das feste Land von Amerika von England getrennt haben, und die Bemühungen, welche die Franzosen anwenden, ihre Verbindung in Afrika zu erweitern, müssen die Niederlage in St. Domingo auf wenig oder nichts herabsetzen; nichts aber kann ihm den Vortheil seiner Lage rauben. Da es zwischen Guadaloupe und Martinique nur sieben Meilen von der einen und der andern Insel liegt, so sind sie beyde in der gleichen Gefahr. An seinen beyden nördlich- und südlichen Küsten sind zwey vortreffliche Rheden, von da aus die Kaper und die Geschwader, die Schiffahrt des Hauptlandes in seinen Kolonien, ja sogar den Verkehr beyder Inseln unter sich unterbrechen können, was würde geschehen, wenn, wie es leicht ist, die nördliche Rhede, die unter dem Namen Prinz Rupert bekannt ist, in einen Hafen verwandelt, und mit Festungswerkern umgeben würde. Der Entwurf dazu ist, wie man sagt, in dem Staatsrath Georgs III. gemacht worden, alles läßt vermuthen, daß er niemals ausgeführt werden wird. Die Nation setzt zu vieles Vertrauen auf ihre Seemacht, um sich jemals einer solchen Ausgabe zu unterwerfen.

XLII.

Besondere Gesetze in St. Domingo.

Dominique hat in den letztern Zeiten die Aufmerksamkeit von ganz Amerika durch eine Begebenheit auf sich gezogen, deren Ursachen bis oder beynahe bis zur Entdeckung der neuen Welt zurücklaufen.

Die Europäer hatten kaum ihre blutigen Tritte auf diesem andern Welttheil bezeichnet, als man Sklaven aus Afrika holen mußte, um solchen anzubauen. Unter diesen herabgewürdigten Menschen befanden sich Weiber, welche die Nothdurft den ersten Kolonisten annehmlich machte. Aus dieser Vereinigung, welche die Natur zu billigen schien, entstand ein vermischtes Geschlecht, bey welchem die väterliche Zärtlichkeit sehr oft die Fesseln zerbrach. Eine dem Menschen angebohrne Güte machte andere Fesseln bey einigen Gelegenheiten fallen, und das Geld verschafte noch einer größern Anzahl Gefangener die Freyheit. Vergebens wollte eine mißtrauische und vorsichtige Staatskunst sich mit Macht gegen diesen, von der Menschheit gebilligten Gebrauch auflehnen; die Freylassungen hörten nicht auf. Man sahe sogar ihre Menge zunehmen.

Indessen wurden doch die Freygelassenen nicht ganz ihren ehemaligen Herren gleichgestellt. Die Gesetze legten insgemein dieser Klasse einen geringern Charakter bey. Das Vorurtheil erniedrigte

sie bey den häufigen Vorfällen des bürgerlichen Lebens noch mehr. Ihre Lage war niemals was anders, als Mittelstand zwischen Sklaverey und der angebohrnen Freyheit.

Ein so kränkender Unterschied erfüllte die Freygelassenen mit Wuth. Der Sklave ist gemeiniglich zu viehisch, um seinen Tyrannen zu trotzen; er kann ihn nur hassen; aber das Herz des Menschen, der seine Fesseln mit stärkern Beweggründen hat fallen sehen, daß haßt und trotzt die Weissen.

Man mußte den gefährlichen Wirkungen dieser schiefen Gesinnungen zuvorkommen. In den europäischen Gesellschaften, wo alle Glieder gleich sind, wo das Beste eines jeden Einzelnen das Beste aller ist, ist es ohne sichere Beweise nicht erlaubt, einem Bürger die Absicht beyzumessen, daß er dem allgemeinen Wohl schaden wolle. Aber in Amerika, wo ein so großer zweydeutiger Körper, in Gesinnungen getheilt, und in drey verschiedene Klassen abgesondert ist, glaubt man sich berechtiget, die zwey letztern der Sicherheit der erstern aufzuopfern. Der Sklave wird in einer beständigen Unterdrückung gehalten, und der Freygelassene wird bey dem mindesten Verdacht gefangen gesetzt. Seine Abneigung für die Weissen wird als ein sehr schweres Verbrechen angesehen, und rechtfertiget in den Augen der Regierung die Vorsicht, die man gegen ihn gebraucht. Dieser seltsamen Strenge haben die meisten Nationen die Art von Ruhe zuschreiben wollen, deren sie auf ihren Niederlassungen in der neuen Welt genoßen.

In

In den einzigen englischen Kolonien ist der freye Schwarze dem Weissen gleich geachtet. Selbst die stärkste Vermuthung ist nicht hinlänglich, um die Freyheit des einen mehr, als des andern anzugreiffen. Daher geschieht oft, daß das Gesetz, das in der Wahl des Verbrechers zu irren fürchtet, längere Zeit unthätig bleibt, als das öffentliche Wohl es erforderte. Die Freygelassenen haben zuweilen diese Nachsicht in den brittischen Inseln mißbraucht. Ihre aufrührerische Absichten haben Dominique zur Abänderung dieses Systems gebracht.

Durch eine Bill vom September des Jahrs 1774 darf kein Kolonist seinem Sklaven mehr die Freyheit geben, bevor er hundert Pistolen in die Schatzkammer gelegt. Wenn aber dieser Freygelassene in der Folge beweisen kann, daß seine Arbeit zu seinem Unterhalt nicht hinreicht, so empfängt er alle Monate 80 Liv. *), bis günstigere Umstände ihm diese Beyhülfe entbehrlich machen.

Jeder Freygelassene, der vor zwey Friedensrichtern durch die Aussage zweyer Freyen oder Sklaven eines, jedoch nicht Hauptverbrechens überführt wird, wird mit der Peitsche, mit einer Geldbuße, oder mit dem Gefängniß nach dem Ermessen der Obrigkeit gestraft. Die nemlichen Strafen erhält er, wenn er die öffentliche Ruhe stört, oder einen Weissen beleidiget, bedroht, oder schlägt.

*) Oder 36 fl. 40 kr.

Ein Freygelassener, der die Flucht eines Sklaven begünstiget, der ihm eine Zuflucht gestattet, oder seine Dienste angenommen hat, soll zu einer Geldbuße von 2000 Liv. *), die zum öffentlichen Nutzen verwandt werden sollen, verdammt werden. Wenn der Schuldige außer Stand wäre, diese Summen zu bezahlen, so soll er eine dreymonatliche Gefangenschaft leiden, oder die Peitsche empfangen, nachdem die Friedensrichter es für gut finden werden.

Kein Neger, freyer Mulatte oder Mestiße kann bey der Wahl des Repräsentanten seines Kirchspiels zu der allgemeinen Versammlung der Kolonie Stimme führen. Weder Gunst noch Glück sollen niemals dieses Zeichen der Verwerfung auslöschen können.

XLIII.

Plan des brittischen Ministeriums, um die drey ehemals neutralen Inseln in blühenden Zustand zu versetzen.

Nachdem wir von jeder der drey Inseln besonders geredet, die England durch den Vertrag vom Jahr 1763 erworben hat, so ist es billig, auch die Mittel anzuzeigen, welche diese Macht anwenden zu müssen glaubte, um aus ihrem Wohlstand sichere Vortheile zu ziehen.

An-

*) Oder 916 fl. 40 kr.

Anfangs glaubte die Regierung, es würde zuträglicher für sie seyn, wenn sie die verschiedenen Portionen des geräumigen Bodens, welche ihnen das Kriegsglück zugewandt hat, verkaufen würden. Wenn sie nur als Geschenke bewilliget worden wären, so hätten sie Kunst und Argliſt am ehesten erhalten, und sie wären lange ungenützt geblieben. Aber die Nation war versichert, daß jeder Bürger, der einen Theil seiner Kapitalien zur Erwerbung eines Grundstücks angewandt haben würde, der würde auch den nöthigen Aufwand nicht schonen, um sein Eigenthum einträglich zu machen.

Indessen erfordern die neuen Pflanzungen so vielen Aufwand an Gebäuden, an Vieh, an Sklaven, daß es nachtheilig seyn könnte, plötzlich den Werth der abgetrettenen Länder zu fordern. In diesem Betracht wurde festgesetzt, daß der Käufer nur gehalten seyn solle, zwanzig vom hundert sogleich zu bezahlen, und zehn vom hundert in jedem der zwey folgenden Jahre; und endlich zwanzig vom hundert die folgenden Jahre bis zum Ende der Zahlung. Er sollte aller seiner Rechte verlustig seyn, wenn er in dem bestimmten Zeitpunkt seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen würde.

Um das, was dieses Gesetz zu hart seyn konnte, zu mildern, so ließ man dem Pflanzer die Freyheit, seine Schuld in eine Leibrente zu verwandeln. Auch dieser Zins sollte erst zwölf Monate nach dem Anbau anfangen.

Da in den Inseln, welche England schon lange Zeit besessen hatte, die zu große Ausdehnung der Erbgüter, die Menge der Erzeugnisse augenscheinlich vermindert hatte, so glaubte man, andere Maaßregeln nehmen zu müssen, um diese Unordnung von den neuen Erwerbungen zu entfernen. Es wurde festgesetzt, daß eine Person nicht mehr, als eine Pflanzung sollte haben können, und daß die gröste nicht über 500 Morgen halten sollte. In Dominique schränkte man sie sogar auf 300 ein, dessen Lage und Bestimmung eine größere Anzahl Europäer erforderte. Die Regierung befahl sogar, daß von jedem hundert Morgen alle Jahr fünf angebaut werden müßten, bis daß die Hälfte der Pflanzung einträglich gemacht worden sey, und daß diejenigen, die diese Verbindlichkeit nicht erfüllt hätten, in eine Strafe von 112 Livres 10 Sols a) jährlich für jeden Morgen Landes, der in der vorgeschriebenen Zeit nicht angebaut seyn würde, verfallen sollten. Jeder Kolonist wurde ausserdem genöthiget, auf jedes hundert Morgen seiner Pflanzung einen Weissen männlichen oder zwey weiblichen Geschlechts zu setzen, unter der Bedrohung, an die Schatzkammer 900 Livres b) für jeden männlichen, und die Hälfte dieser Summe für jeden weiblichen Menschen, der an dieser Anzahl, die er haben sollte, fehlen würde, zu bezahlen.

Diese letztern sollte den neuen Pflanzungen eine größere Festigkeit geben; man hielt aber dafür, daß sie seiner Zeit mehrere Kräfte nöthig haben wür-

a) Oder 51 fl. 33 kr.
b) — 412 fl. 30 —

würden. Um ihnen selbige zeitlich zu verschaffen, so wurden unentgeltliche Ueberlassungen von zehn bis zu dreyßig Morgen zu Gunsten der Armen anbefohlen, die sich in den Inseln niederlassen wollten. Dieses war Landes genug, um sie mit Hülfe der Arbeit in einer Bequemlichkeit leben zu machen, die sie in der alten Welt niemals erhalten hätten. Die Furcht, sie möchten einem geitzigen ihren Namen leihen, oder ihm hernach ihr Eigenthum verkaufen, brachte die Verordnung zuwegen, daß sie gehalten seyn sollten, drey Monate nach der Uebergabe selbst Besitz von dem Boden zu nehmen, auf selbigem zwölf Monate nach einander zu wohnen, und ihn sieben ganzer Jahre zu behalten. Ihr kleines Loos sollte vier Jahre lang von allen Abgaben frey seyn. Nach Verfluß dieser Zeit sollten sie 12 Sols a) für jeden im Bau stehenden Morgen, und 2 Livres 5 Sols b) für jeden unangebauten Morgen als Zins bezahlen.

Die englischen Inseln beklagten sich seit langer Zeit über Mangel an Regen, weil alle Wälder darauf umgehauen waren; damit man nun dieser Beschwerde in den neuen Besitzungen vorbauen möge, so hatten die Kommissarien Befehl, die nöthigen Waldungen, um Wolken herbeyzuziehen, und die für alle amerikanische eigenthümliche Gewächse mehr oder weniger nöthige Feuchtigkeit zu unterhalten, für die Krone zu behalten.

a) Oder 16 kr. b) Oder 1 fl. 2 kr.

Endlich sollte auch keine Summe, welche für die Verkaufung der Ländereyen erhalten wurde, zum Vortheil der Schatzkammer kommen. Alle sollten zu Wegen, zu Festungswerke und zu andern für diese Inseln nützlichen Gegenstände verwandt werden.

Es blieb noch das Schicksal der Franzosen zu bestimmen übrig, die in großer Anzahl in St. Dominique und St. Vincent angesessen waren. Diese Pflanzer hatten nicht die mindeste Unruhe über ihre Besitzungen. Sie hatten sie von den Indiern erhalten oder erkauft, und waren darinn von der Regierung von Martinique bestättiget worden, die zur Dankbarkeit dafür einen leichten Tribut von ihnen forderte. Der erstere dieser Titel konnte von keinem Gewicht in den Augen der erobernden Macht seyn, und das zweyte war offenbar den Verträgen zwischen den Höfen von London und Versailles zuwider, die überein gekommen waren, nicht zu erlauben, daß ihre wechselseitigen Unterthanen sich in diesen neutralen Inseln niederließen.

Auch wurde die Erwartung der thätigen Menschen, welche den guten Fortgang der beyden Kolonien, die sie zu gründen gewußt hatten, befördern sollten, gänzlich betrogen. Es sey nun, daß das brittische Ministerium befürchtete, die Engländer verdrüßlich zu machen, wenn es sie einen Boden bezahlen ließ, welchen ihre ehemaligen Nebenbuhler umsonst genossen hatten; oder es sey, daß man sich diese Fremde vom Hals schaffen wollte, welche ihre Religion und ihre Gewohnheiten zu sehr an ihr erstes Vaterland anhänglich

machen

machen konnte, so wurde festgesetzt, daß in Zukunft kein Franzos seine Pflanzung anders, als pachtweise genießen könnte.

Diese, den Grundsätzen einer gesunden Staatskunst so entgegen gesetzte Härte zerstreute sie. Doch war das Auswandern nicht allgemein. Nach dem ersten Unwillen darüber begriffen die Klugen dennoch, daß sie noch mehr dabey gewinnen würden, die Ländereyen, die sie genößen, wieder zu verkaufen, als sich auf einem neuen Boden niederzulassen, der sie nichts kosten würde.

XLIV.

Hindernisse, die sich dem Wohlergehen der neutralen Inseln entgegen setzten.

Großbritannien versprach sich viel von den Maaßregeln, die es für das Wohl seiner Eroberungen genommen hatte. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung nicht, und die Ursachen dieses Irrthums sind bekannt.

Kaum waren die drey neutralen Inseln durch die Verträge England zugesichert, als die Raserey, dort Pflanzungen zu haben allgemein wurde. Diese epidemische Sucht brachte die Ländereyen, welche die Regierung verkaufen ließ, auf einen ausschweifenden Preis. Da die meisten Eroberer kein anderes Glück, als ihre Verwegenheit hatten, so war der Kredit ihre einzige Zuflucht.

Sie

Sie fanden denselben in London, und in einigen andern Handelsplätzen, in welchem die durch das nemliche Blendwerk verleiteten Kaufleute in der Bank beträchtliche Summen zu mäßigen Zinsen entlehnten, um sie zu einem stärkern Interesse verwegenen Unternehmern anzuvertrauen.

Die neuen Eigenthümer, die sich gröstentheils einen Boden hatten zusprechen lassen, ohne die Mühe auf sich zu nehmen, solchen zu prüfen, griffen mit eben solcher Leichtsinnigkeit die Errichtung ihrer Pflanzungen an. Die Küsten und das Innere der erworbenen Inseln befanden sich plötzlich mit Herren und Sklaven bedeckt, die in der schweren und mühsamen Kunst des Anbaues gleich unerfahren waren. So geschahen Fehler auf Fehler, Unglück auf Unglück. Die Unordnung war äußerst groß. Sie säumte nicht, auszubrechen.

Der Kolonist hatte sein Anleihen im Jahr 1766 oder gegen diesen Zeitpunkt auf acht vom hundert gemacht. Fünf Jahre hernach sollte er zurückbezahlen. Die Unmöglichkeit, in der er sich befand, beunruhigte seine Gläubiger in Europa. Der Zahlungen beraubt, die sie erwarteten, öffneten endlich diese habsüchtigen Leiher die Augen. Je leichtgläubiger ihr Zutrauen gewesen war, desto thätiger wurde ihre Unruhe. Mit dem Schwerd des Gesetzes bewaffnet, trieben sie die Unglücklichen, die eine verwegene Hoffnung getäuscht hatte, aus den Pflanzungen. So endigte sich der schöne Traum der neuen englischen Kolonien.

Aber

Aber diese große Bewegung sollte auch günstige Folge haben. Der Anbau, den Menschen unternommen hatten, die aus dem Nichts hervorkamen, und wieder dahin zurückkehrten, sollte für die Nation der vortheilhafte Erfolg einer unregelmäßigen und unordentlichen Gährung seyn. Ein Boden, der in den Händen der ersten Besitzer schlecht gehalten wurde, sollte mit größern Hülfsmitteln, mit mehr Kenntniß und Sparsamkeit gebaut werden. Bis wir diese neue Wirkung des Fleißes und der Thätigkeit erwarten, wollen wir die englischen Besitzungen im amerikanischen Archipel durchgehen. Die Kolonien einer handelnden Seemacht schätzen, heißt ihre Kräfte beurtheilen.

XLV.

Gegenwärtiger Zustand der englischen Inseln.

Im südlichen Indien sind die brittischen Inseln insgesammt mehr groß als fruchtbar. Berge, die nicht anzubauen sind, nehmen in einigen vielen Raum ein, und andere bestehen ganz oder zum Theil aus einer sehr wenig fruchtbaren Kreide. Die besten sind seit langer Zeit angebaut, und haben Dünger nöthig, der in diesem Theil der neuen Welt sehr unvollkommen und sehr rar ist. Beynahe sind alle der Wälder beraubt worden, die sie ursprünglich bedeckten, und befinden sich einer Trockenheit ausgesetzt, welche öfters die mit dem grösten Fleiß und Aufwand unternommene Arbeiten zu Grunde richtet.

So hat der Zuwachs an Erzeugnissen mit den solche zu erhalten beschäftigten Händen nicht im Verhältniß gestanden. Noch in unsern Tagen sind in diesen Kolonien beynahe 400,000 Sklaven, deren Schweiß kaum zwey Drittel der Einkünfte hervorbringt, welche man mit gleicher Mühe auf einem reichern Boden hervorbringen würde.

Die Anzahl der Weissen hat insgemein in dem Maaß, als die Schwarzen sich vermehrten, abgenommen. Nicht deßwegen, daß es nicht in England eben so viele dürftige und arbeitslose Menschen gäbe, welche diejenigen ersetzen könnten, die umkämen, oder mit ihrem erlangten Vermögen davon zögen, als zur ersten Zeit der Auswanderung; sondern weil jener Geist des Abentheuers, den die Neuheit der Gegenstände hatte hervorkeimen machen, ingehalten oder erstickt worden ist. Einerseits wurde der Raum, den die kleinen Pflanzungen einnahmen, nach und nach zu Zuckerpflanzungen umgeschmolzen, die einen sehr großen Raum erfordern; andrerseits haben die Eigenhümer der grossen Pflanzungen, so viel es immer möglich war, die Agenten, deren Besoldung eine große Last geworden war, vermindert.

Seit dieser Veränderung haben die brittischen Inseln mehr als jemals Verheerungen und Einfall zu befürchten. Ihre Kolonisten, die alle in Regimenter vertheilt sind, hatten ehedem hinlängliche Kräfte, um wenigstens einen schwachen und schlechtbewaffneten Feind zurückzutreiben. Wenn die Seemacht des Hauptlandes in unsern Tagen einen Augenblick aufhören würde, sie zu beschützen,

so

so könnten die meisten durch einen leichten Ueberfall weggenommen werden. Es ist schon viel, daß die Miliz in dem Zustand, in welchem sie ist, die Schwarzen im Zaum halten kann, die unter englischer Herrschaft unglücklicher, als unter keiner andern sind; denn es scheint, daß die Sklaverey bey freyen Nationen um desto härter sey, je ungerechter und fremder sie unter ihnen ist. So ist also der Gang des Menschen zur Unabhängigkeit beschaffen, daß, wenn er das Joch abgeschüttelt hat, so will er es dagegen auflegen; und das ungeduldigste Herz in der Dienstbarkeit wird am meisten in die Herrschsucht verliebt!

Niemals hat Großbritannien Südindien mit Auflagen belegt. Nur im Jahr 1663 haben sich Barbados und die andern Inseln, Jamaika ausgenommen, freywillig anheischig gemacht, ihm auf immerhin Fünfthalb vom Hundert von allen ihren Erzeugnissen zu bezahlen, die ausgeführt wurden. Eine so große Freygebigkeit schien seit dieser Zeit lästig, und das Beschwerliche derselben ist, so viel immer möglich, erleichtert worden. Da diese Verbindlichkeit mit Waaren abgeführt wird, so liefert man der Regierung nicht leicht andere, als tadelhafte, und ist in Ansehung des Gewichts nicht gewissenhafter, als in Ansehung der Eigenschaft. Auf solche Art empfängt die Regierung nur zwey Drittel der Abgabe, die ihr ehemals bewilliget worden.

Auch ist es zuviel für belastete Kolonien, daß sie selbst für ihre innere Ausgaben sorgen müssen. Sie waren damals sehr beträchtlich, als diese Kolo-

Kolonien ihre Einrichtung machten, oder die zu ihrer Sicherheit nöthig geachteten Festungswerke aufführten. Zu diesem Zeitpunkt waren die Taxen sehr vielfältig, und jeder widrige Zufall führte neue herbey, weil man für klüger hielt, dem Bürger Beyträge abzufordern, als sich zu öffentlichen Verbindlichkeiten anheischig zu machen. Die Zeit hat die Bedürfnisse vermindert. Man mußte selbst für die noch bleibenden mit mehrerer Sparsamkeit sorgen, weil die Quellen der Pflanzer nimmer so ergiebig waren. Die Auflagen sind gegenwärtig unbeträchtlich, und man könnte sie noch vermindern, wenn nicht aus einem offenbaren Widerspruch mit dem republikanischen Geist, der ein Geist der Uneigennützigkeit ist, diejenigen, welche die Regierungsstellen verwalten, zu grossen Besoldungen forderten.

Es ist aber bey jedem handelnden Volk ein unvermeidliches Uebel. Frey oder nicht, liebt und schätzt es nichts, als die Reichthümer. Da der Golddurst mehr das Werk der Einbildungskraft, als des Bedürfnisses ist, so kann man sich mit Schätzen nicht so, wie mit der Nahrung der übrigen Leidenschaften sättigen. Diese sind einzeln, und haben nur ihre Zeiten, sie streiten gegen einander, oder folgen auf einander. Die Leidenschaft des Gelds aber nährt und befriedigt alle andere, wenigstens ersetzt sie selbige in dem Maaß, als sie es braucht, weil sie die Mittel herbeyschaft, ihnen ein Genügen zu thun. Es ist keine Gewohnheit, die durch die Uebung stärker wird, als die zusammen zu scharren. Sie scheint gleich stark durch den Genuß der Eitelkeit,

und

und durch den Mangel des Geitzes gereitzt zu werden. Der reiche Mann fühlt immer das Bedürfniß, seinen Schatz zu ersetzen oder zu vermehren. Dieses ist eine stäte Erfahrung, die sich von einzeln Menschen bis auf Nationen erstreckt.

Seitdem der Handel in England beträchtliche Reichthümer eingebracht hat, so ist die Habsucht daselbst die allgemeine und herrschende Triebfeder geworden. Diejenigen Bürger, die sich diesem einträglichsten Geschäfte nicht haben wiedmen wollen oder können, haben deswegen dem Gewinn nicht entsagt, aus welchem die Sitten und die öffentliche Meynung ihnen ein Bedürfniß machten. Selbst indem sie nach der Ehre trachteten, liefen sie den Reichthümern nach. In der Laufbahn der Gesetze und der Tugenden, die sich einander wechselseitig suchen und unterstützen müssen; in dem Ruhm, Sitz und Stimme im Parlement zu erhalten, haben sie das Mittel gesehen, ihr Vermögen zu vergrößern. Um zu machen, daß man sie zu Mitgliedern dieser mächtigen Versammlung erwählte, haben sie die Stimmen des Volks bestochen, und haben sich hernach eben so wenig geschämt, dieses Volk dem Hof wieder zu verkaufen, als es zu kaufen. Jede Stimme ist im Parlement feil geworden. Ein berühmter Staatsminister hatte die Taxe derselben, und rühmte sichs oft zur Schande der Engländer: Es sey, sagte er, eine Pflicht seiner Stelle, die Repräsentanten der Nation zu verkaufen, um sie zu bewegen, nicht gegen, sondern nach ihrem Gewissen zu stimmen. Und was sagt wohl das Gewissen, wenn das Geld gesprochen hat?

hat? Hat der Kaufmannsgeist die Seuche des persönlichen Eigennutzes im Hauptland verbreiten können, wie sollte er nicht die Kolonien, deren Grund und Stütze er ist, damit angesteckt haben? Ist es wohl wahr, daß bey dem stolzen Albion ein Bürger, der edelmüthig genug wäre, um dem Vaterlande aus Liebe zum Ruhm zu dienen, für einen Menschen aus einer nicht mehr existirenden Welt und Zeit gehalten werden würde? Stolze Insel, möchten doch deine Feinde sich nicht mehr dieser niederträchtigen eigennützigen Denkungsart überlassen! So must du ihnen alles wiedergeben, was sie verloren haben.

Indessen sieht man überall den Ueberfluß in den englischen Kolonien von Südindien; das macht, weil man die Befehle einer willkührlichen Macht, die so viele andere Gegenden in Verzweiflung setzen, dorten nicht kennt; das macht, weil jene niederträchtigen Werkzeuge der Schatzkammer, welche die Schätze zu Grunde richten, um Formalitäten anzuordnen, sich nicht da befinden; weil der Zuckerbau dorten an die Stelle der geringen Erzeugnisse gesetzt worden ist; weil die Pflanzungen insgemein reichen Leuten, oder mächtigen Gesellschaften gehören, die es ihnen niemals an den nöthigen Mitteln zum besten Anbau mangeln lassen; weil, wenn unglückliche Zufälle den Kolonisten nöthigen, Geld zu entlehnen, er selbiges leicht und zu geringen Zinsen erhält; weil seine Besitzungen dem Gläubiger versichert bleiben, und weil die Zahlung auf den bestimmten Zeitpunkt gesichert ist; weil diese Inseln weniger der Verheerung und dem Ueberfall ausgesetzt

gesetzt sind, als die Besitzungen derjenigen Mächte, die reich an Erzeugnissen und schwach an Schiffen sind; weil auch die hartnäckigsten und grausamsten Kriegsbegebenheiten die Ausfuhr ihrer Waaren niemals verhindern und selten verzögern; weil die brittischen Seehäfen ihren ergiebigsten Erndten allzeit einen vortheilhaftern Absatz eröffnen, als ihre Nebenbuhler anderswo hoffen können. Auch werden beständig die Ländereyen in den englischen Kolonien in einem sehr hohen Preis verkauft. Man sieht eine gleiche Begierde, selbige zu kaufen, unter den Amerikanern, wie unter den Europäern.

Dieser Boden würde noch mehr gesucht worden seyn, wenn Südindien den fremden Seefahrern weniger streng verschlossen worden wäre; wenn sie die Freyheit gehabt hätten, ihre Käufer selbst auf dem Erdboden auszusuchen; aber Gesetze, deren Anordnung auszuweichen niemals möglich gewesen ist, haben ihre Verbindungen in die Gränzen des brittischen Reichs, und die Nationalprovinzen des einen und des andern Welttheils eingeschränkt.

Diese Kolonien haben niemals auf ihrem Boden weder Lebensmittel für ihre Bewohner, noch Lastvieh zu ihren Arbeiten, noch Holz zu ihren Gebäuden hervorgebracht. Diese höchst nöthigen Artikel werden ihnen von Neuengland aus geliefert, welches dagegen an Rum und andern Erzeugnissen jährlich für 3 oder 4,000,000 Liv. a) er-

a) Oder 1,375,000 fl. oder 1,833,333 fl. 20 kr.

erhielt. Die Zwistigkeiten, welche Alt- und Neu-England getrennt haben, unterbrachen diese Verbindung zu großem Nachtheil der Inseln. Bis höchstnöthige Bedürfnisse sie wieder eröffnen, oder Verbindungen entstehen, die sie ersetzen, wird Südindien keinen andern Ausweg haben, als den ihnen Großbritannien eröffnen wird.

Zur Zeit, da wir schreiben, empfängt England alle Jahre aus den Inseln, die es in Südindien besitzt, für ungefähr 93,000,000 Liv. b) an Waaren, wenn man 16 bis 17,000,000 Liv. c), die sie an die Schatzkammer zahlen, und den Rum dazu rechnet, welchen Irrland geradezu an Zahlungsstatt für die gesalzenen Lebensmittel, die es den Kolonien liefert, erhält.

Beynahe aller Zucker, der drey Viertel der Erzeugnisse der Inseln ausmacht, wird im Lande selbst verbraucht, oder nach Irrland geführt. Sehr selten führt man davon nach Hamburg, oder nach andern Handelsplätzen.

Die Ausfuhr der Erzeugnisse Großritanniens aus seinen Inseln übersteigt jährlich nicht 7 bis 8,000,000 Liv. d). Man füge dieser Summe noch dasjenige bey, was es auf der Baumwolle gewinnt, die es mit so glücklichem Erfolg bearbeitet, und die sich auf einen großen Theil des Erdbodens verbreiten, und man wird einen ziemlich richtigen Begriff von den Vortheilen haben, welche dieses Reich aus dem südlichen Indien zieht.

Die

---

b) Oder 42,625 000 fl.
c) — 7,333,333 fl. 20 kr. bis 7,791,666 fl. 40 kr.
d) — 3,208,333 fl. 20 — bis 3,666,666 fl. 40 kr.

Die Inseln erhalten an Zahlungsstatt ihre Geräthschaften, ihre Kleider, ihren zu Fabriken nöthigen Handwerkszeug, viele Nürnbergerwaaren, und die Sklaven zur Anbauung ihres Bodens. Aber wie sehr viel fehlt noch, daß dasjenige, was sie dahin senden, demjenigen nahe komme, was sie von daher erhalten! Man muß die Kosten der Schiffahrt, die Assecuranzen, Kommissionen und den Gewinn des Kaufmanns davon abziehen. Man muß das Interesse von 16,000,000 Pfund Sterlings oder 360,000,000 Livres a), welche diese Kolonien dem Hauptland schuldig sind, abziehen. Man muß auch dasjenige abziehen, was die Besitzer der reichsten Pflanzungen in England verthun, wo sie beständig wohnen. Wenn man die durch die Verträge vom Jahr 1763 erlangte oder versicherte Besitzungen ausnimmt, deren erst aufstehende Pflanzungen noch Vorschuß nöthig haben, so sehen die übrigen Besitzungen von Südindien auf ihren Rheden kaum den vierten Theil des Werths ankommen, der von selbigen ausgegangen ist.

Ehemals besetzte die Hauptstadt des Reichs beynahe alle Versendungen, und sie erhielt beynahe alle Gegenversendungen. Ein solche Unordnung beleidigte billig aufgeklärte Köpfe. Aber zum wenigsten ist London doch der schönste Hafen Englands; London baut Schiffe und verfertiget Waaren; London giebt Matrosen zur Schiffahrt, und Hände zur Handlung her; London liegt in einer gemäßigten fruchtbaren, und mitten im Königreich gelegenen Provinz. Alles kann hinein,

a) Oder 165,000,000 fl.

alles kann herauskommen. Es ist wirklich seiner Lage nach das Herz des politischen Körpers. Diese Stadt ist nicht voller stolzen Müßiggänger, die nichts thun, als ein arbeitsames Volk verhindern, und ihm zur Last seyn. Es ist der Sitz der versammelten Nation. Da ist der Pallast des Fürsten weder weitläufig, noch leer. Er herrscht da durch seine Gegenwart, welche Leben einhaucht. Der Senat giebt da seine Gesetze, nach dem Wunsch des Volks, das er vorstellt. Da fürchtet er sich weder vor dem Anblick des Monarchen, noch vor den Frevelthaten des Ministeriums. London ist nicht durch den Einfluß der Regierung, die allen physischen Ursachen Gewalt anthut, und sie unter sich zwingt, auf seine Größe gestiegen, sondern durch den natürlichen Antrieb der Menschen und Dinge, durch eine Art von Handlungszusammenfluß. Das Meer, England, die ganze Welt; die sind es, die es verlangen, daß London reich und menschenvoll sey.

Gleichwohl hat diese unermeßliche Niederlage mit der Zeit etwas von dieser Art Monopol, welches sie über die Kolonien und die Provinzen ausübte, verloren. Bristol, Liverpool, Lancaster, Glascow haben an dieser großen Betriebsamkeit einen ziemlich beträchtlichen Antheil genommen. Es würde sogar eine allgemeine Mitwerbung entstanden seyn, wenn nicht neue Sitten die Abneigung für ein eingezogenes Leben, der Wunsch, sich dem Thron zu nähern, eine Weichlichkeit und ein Verderben, die alle Gränzen überschritten, in London oder dessen Gegenden ein Drittel der Bevölkerung des Königreichs, und vorzüglich die grossen Rentisten zusammen gezogen hätten.

XLVI.

XLVI.

Uebersicht der Reichthümer, die aus dem ganzen amerikanischen Archipel kommen.

Die Geschichte der Kolonien in dem amerikanischen Inselmeer kann, deucht mir, nicht besser beschlossen werden, als durch eine Uebersicht der Vortheile, die es den Mächten verschaft, welche es nach und nach eingenommen haben. Einzig und allein wegen des Triebs, den seine unermeßlichen Erzeugnisse des Handels gegeben haben, verdient es ewig einen Platz in den Jahrbüchern der Nationen; indem doch nun einmal die Reichthümer die Triebfedern der grossen Veränderungen sind, womit der Erdboden geplagt wird. Die Kolonien von Kleinasien erzeugten den Glanz und den Fall von Griechenland. Rom, das anfangs die Völker nur darum gern bezwang, um sie zu beherrschen, hielt in seiner Größe ein, sobald es die Schätze Orients in seinen Händen hatte. Der Krieg schien einen Augenblick in Europa einzuschlummern, um die neue Welt zu erobern; und er ist blos deswegen seitdem so oft aufgewacht, um den Raub derselben zu theilen. Die Armuth, die immer das Loos der meisten Menschen, und der erwählte Theil der geringen Anzahl der Weisen seyn wird, macht auf Erden kein Geräusch. Die Geschichte kann also nur von Mordthaten oder Reichthümern handeln.

Die Inseln des andern Welttheils liefern jährlich an Spanien 15,000,000 Liv. a). An Dänemark 8,000,000 Liv. b). An Holland 30,000,000 Liv. c). An England 82,000,000 Liv. d). An Frankreich 126,000,000 Liv. e). Es macht also dasjenige, was in unserm Welttheil von Erzeugnissen verkauft wird, die auf einem Boden gesammelt sind, der vor drey Jahrhunderten noch ganz ungebaut war, ungefähr 261,000,000 Liv. f) aus.

Es ist dies kein blosses Geschenke, das die neue Welt an die alte macht. Die Nationen, die dieses wichtige Einbringen der Arbeit ihrer Unterthanen in der andern Halbkugel erhalten, liefern dagegen, aber mit augenscheinlichem Vortheile alles, was ihr Boden oder ihre Werkstätte hervorbringen. Einige verzehren selbst und gänzlich das, was sie von ihren Inseln bekommen; die andern machen ihren Ueberfluß zur Grundlage eines blühenden Handels mit ihren Nachbarn. Also gewinnt jede Nation, welche Länder in Amerika besitzt, wenn sie in der That emsig ist, weniger durch die Menschenzahl, die sie ohne Kosten in der Ferne unterhält, als durch die Bevölkerung, welche ihr dieses entfernte Land in ihrem Innern verschaft Um eine Kolonie in Amerika

zu

---

a) Oder 6,875,000 fl.
b) — 3,666,666 fl. 40 kr.
c) — 13,750,000 fl.
d) — 37,583,333 fl. 20 kr.
e) — 57,750,000 fl.
f) — 119,625,000 fl.

zu ernähren, muß man für sie eine Provinz in Europa anbauen, und dieser Zuwachs von Landbau vermehrt der Nation ihre innere Stärke, ihren wahren Reichthum. Endlich hängt heut zu Tag der Handel der ganzen Welt von dem Handel der Kolonien ab.

Die Arbeiten der in diesen lange verachteten Inseln angesessenen Kolonisten sind die einzige Grundlage des afrikanischen Handels; erweitern die Fischereyen und das Urbarmachen neuer Ländereyen im nördlichen Amerika; verschaffen den Manufakturen Asiens vortheilhafte Auswege; erhöhen die Thätigkeit von ganz Europa, vielleicht ums doppelte und dreyfache. Sie können als die Hauptursache der schnellen Bewegung, die unsern Erdball in Unruhe setzt, angesehen werden. Diese Gährung muß sich so vermehren, wie sich der Anbau der Inseln, der noch nicht die Hälfte seines Ziels erreicht hat, der Vollkommenheit nähern wird.

XLVII.

Die sichersten Mittel, welche die Erzeugnisse des amerikanischen Inselmeers vermehren könnten.

Nichts wäre fähiger, diese glückliche Periode zu beschleunigen, als die Aufopferung des ausschließenden Handels, den sich alle Nationen, eine jede in den von ihr angelegten Kolonien vorbehalten haben. Die unbegränzte Freyheit, nach

den Inseln zu segeln, würde zu den größten Bemühungen antreiben, und die Gemüther durch eine allgemeine Konkurrenz anfeuern. Die Menschen, die es wagen, die Liebe zum Menschengeschlecht anzubetten, und ihre Einsichten aus diesem heiligen Feuer zu schöpfen, haben immer Wünsche gethan, um zu erleben, daß die Scheidewände einstürzten, die einen geraden Verkehr mit allen Häfen in Amerika und in Europa versperren. Die Regierungen, die, weil sie fast alle in ihrem Ursprunge verdorben sind, nicht nach den Grundsätzen jener allgemeinen Wohlthätigkeit verfahren können, haben geglaubt, daß Staaten, die meistentheils auf das Privatinteresse einer Nation oder eines einzigen Menschen gegründet sind, allen Verkehr ihrer Kolonien auf ihr Hauptland einschränken müßten. Diese Verbote, sagen sie, versichern jeder handelnden europäischen Nation den Verkauf ihrer Landeserzeugnisse, Mittel, um sich die fremden Waaren, die sie braucht, zu verschaffen, und eine vortheilhafte Balanz mit allen andern handelnden Nationen.

Dieses System, nachdem man es längst für das beste gehalten, ist lebhaft angegriffen worden, als die Handlungstheorie die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hat. Keine Nation, hat man eingewandt, besitzt in ihrem Vermögen das Nöthige, um allen Bedürfnissen, welche die Natur und die Einbildung ihren Kolonien schaffen, Genügen zu leisten. Es ist keine einzige, die nicht genöthiget wäre, was sie zu Ergänzung der Ladungen braucht, die sie nach ihren Besitzungen in der neuen Welt schickt, von den

Frem-

Fremden zu nehmen. Diese Nothwendigkeit setzt alle Völker in einen wenigstens indirekten Handlungsverkehr mit diesen entfernten Besitzungen. Wäre es nicht vernünftig, den krummlaufenden Weg des Umtausches zu vermeiden, und jede Sache durch den geradesten Weg nach ihrer Bestimmung gelangen zu lassen? Ein geringerer Kostenaufwand, ein beträchtlicherer Verbrauch, ein größerer Landbau, eine Vermehrung der Einkünfte für die Schatzkammer; tausend Vortheile würden die europäischen Staaten für das ausschliessende Recht, das sie sich alle zu ihrem Nachtheil zueignen, schadlos halten.

Diese Grundsätze sind wahr, unumstößlich nützlich; allein sie werden nicht befolgt werden, und zwar aus folgender Ursache. Es bereitet sich eine große Veränderung in dem europäischen Handel, und sie ist schon zu weit gediehen, um nicht vollends zu Stande zu kommen. Alle Regierungen arbeiten daran, den fremden Fleiß entbehren zu können. Den meisten ist es gelungen; die andern werden sich auch bald von der Abhängigkeit befreyen. Schon müssen Engländer und Franzosen, welches die grossen Manufakturisten von Europa sind, erleben, daß man von allen Seiten ihre Meisterstücke nicht mehr haben will. Sollen diese beyden Völker, die zu gleicher Zeit die größten Anbauer der Inseln sind, die Häfen derselben denjenigen öffnen, von denen sie, so zu sagen, gezwungen werden, ihren Laden zu schließen? Je mehr sie auf den fremden Märkten verlieren werden, je weniger werden sie die Mitwerbung in dem einzigen Auswege leiden wollen,

wollen, den sie dann haben. Sie werden vielmehr daran arbeiten, ihn zu erweitern, um ihren Verkauf zu vermehren und mehr Erzeugnisse daher zu bekommen. Mit diesen Rückfrachten werden sie ihren Vortheil in der Handlungsbalanz behaupten, ohne zu befürchten, daß der Ueberfluß dieser Waaren sie auf einen Spottpreis herabsetzte. Der Fortgang der Arbeitsamkeit in unserm Welttheile kann nicht anders, als die Menschenzahl, den Wohlstand daselbst vergrößern, und mit diesen auch den Verbrauch und den Werth der Erzeugnisse, die aus den Antillen kommen, vermehren.

XLVIII.

Welches das Schicksal der amerikanischen Inseln einst werden wird?

Aber was wird aus diesem Theil der neuen Welt werden? Sollten wohl die Besitzungen, die ihn jetzt so blühend machen, in den Händen der Nationen bleiben, die sie angelegt haben? Oder andere Herren bekommen? Wenn sich eine Veränderung damit zuträgt, welchem Volk wird sie zum Vortheil gereichen, und durch was für Mittel wird das geschehen? Ein großes Feld für Muthmaßungen; aber wir müssen sie durch einige Betrachtungen einleiten.

Die

Die Inseln sind in Ansehung aller ihrer Bedürfnisse gänzlich von der alten Welt abhängig. Diejenigen, die nur die Kleidungsstücke oder die Mittel zum Landbau betreffen, können einigen Aufschub ertragen. Aber die geringste Verzögerung bey der Versorgung mit Lebensmitteln erregt eine allgemeine Verzweiflung, eine Art von Angst, die da macht, daß man die Annäherung des Feindes mehr wünscht, als fürchtet. Auch ist es eine Art von Sprüchwort in den Kolonien, daß sie niemals ermangeln werden, vor einem Geschwader zu kapituliren, das statt Pulverfässer Mehlfässer an seine Segelstangen hängen wird. Wollte man diese Ungelegenheit dadurch verhüten, daß man die Einwohner zwänge, Land zu ihrem Unterhalt zu bauen, so hieß das, den Zweck der Besitzung von Grund aus, ohne wirklichen Nutzen zerstören. Das Hauptland beraubte sich eines großen Theils der reichen Erzeugnisse, die es von seinen Kolonien empfängt, und setzte sie nicht vor feindlichen Einfällen sicher.

Umsonst würde man hoffen, eine Landung mit Negern abzutreiben, welche in einem Klima gebohren, wo Weichlichkeit allen Keim des Muths erstickt, noch durch die Knechtschaft erniedriget sind, und sich unmöglich um die Wahl ihrer Tyrannen bekümmern können. In solchen Händen sind die besten Waffen unmächtig. Man hätte sogar zu befürchten, daß sie selbige gegen ihre unbarmherzigen Unterdrücker selbst kehren würden.

Die

Die Weissen schienen bessere Vertheidiger der Kolonien zu seyn. Ausser der Herzhaftigkeit, welche natürlicher Weise die Freyheit einflößt, müssen sie auch noch von derjenigen beseelt werden, die ausschließlich den grossen Pflanzungsbesitzern zugehört. Dieses sind keine Menschen, die durch harte Arbeiten, durch niedrige Beschäftigungen, oder durch Mangel herabgesetzt sind. Die unumschränkte Macht, die sie auf ihren Pflanzungen ausüben, mußte ihnen Stolz einflößen, und ihre Seelen erheben. Aber da sie auf so entfernten Gütern zerstreut sind, was können sie in so kleiner Anzahl ausrichten? Und wenn sie auch einen Einfall verhindern können, hätten sie wohl Lust, es zu thun?

Alle Kolonisten haben zum Grundsatz, daß man ihre Inseln wie jene grossen Städte Europas ansehen müsse, die dem ersten besten Besitzer offen stehen, und ohne Angriff, ohne Belagerung, ja fast ohne zu merken, daß es Krieg ist, ihren Herrn verändern. Der Stärkste ist ihr Herr. Es lebe der Sieger, sagen ihre Bewohner, nach dem Beyspiel der Italiener, indem sie in einem Feldzug von einem Joch unters andere hin und her gehen. Es mag zur Friedenszeit die Stadt unter ihre alten Gesetze tretten, oder ihren neuen Eroberern bleiben, so hat sie von ihrem Flor nichts verloren, indessen die Plätze, die mit Wellen umgeben, und schwer einzunehmen sind, immer verheert, und in einen

Han-

Haufen Schutt verwandelt werden. Auch giebt es vielleicht nicht einen einzigen Einwohner in dem ganzen amerikanischen Archipel, welcher die Kühnheit, sein Vermögen für sein Vaterland in die Schanze zu schlagen, nicht als ein verderbliches Vorurtheil ansähe. Was geht es diesen habsüchtigen Rechner an, wessen Volks Gesetzen er folgt, wenn nur seine Frucht auf dem Halme stehen bleibt. Um sich zu bereichern, hat er über das Meer gesetzt. Wenn er seine Schätze behält, so hat er seinen Zweck erfüllt. Sollte wohl das Hauptland, das ihn oft verläßt, nachdem es ihn tyrannisirt hat, das ihn vielleicht beym Frieden abtretten oder verkaufen wird, ein Opfer seines Lebens verdienen? Ohne Zweifel ist es schön, für sein Vaterland zu sterben. Aber ein Staat, wo der Flor der Nation der Regierungsform aufgeopfert ist; wo die Kunst, die Menschen zu betrügen, die Kunst ist, Unterthanen zu bilden; wo man Sklaven haben will, und keine Bürger; wo man Krieg und Frieden macht, ohne weder die Meynung, noch das Verlangen des Publikums zu befragen; wo die schlechten Absichten immer in den Ränken der schändlichen Wollust, in den Kunstgriffen des Monopols eine Stütze finden; wo die guten Projekte nur durch Mittel und mit Einschränkungen, die sie vereiteln, befolgt werden; ist dies das Vaterland, dem man sein Blut schuldig ist?

Die zur Vertheidigung der Kolonien aufgeführten Festungswerke werden sie eben so wenig schützen, als die Arme der Kolonisten. Wären sie auch besser angelegt, besetzt und versehen, als sie je es gewesen sind, so wird man sich immer ergeben müssen, wenn man nicht Beystand erhält. Wenn der Widerstand der Belagerten über sechs Monate dauerte, so würde er doch den Angreifenden nicht abschröcken, denn der kann sich Erfrischungen zu Wasser und zu Land verschaffen, und wird also die Bösartigkeit der Himmelsluft besser aushalten, als eine Besatzung einer langen Belagerung widerstehen kann.

Es ist kein anderes Mittel, die Inseln zu erhalten, als ein furchtbares Seewesen. Auf den Schiffwerften und in den Häfen Europas müssen die Wälle und die Bollwerke der amerikanischen Kolonien aufgeführt werden. So lange das Hauptland sie, so zu sagen, unter den Fittigen seiner Schiffe hält; so lange es mit seinen zahlreichen Flotten den großen Raum, den es von diesen Inseln, den Töchtern seines Fleißes und seiner Macht trennt, erfüllt, wird seine mütterliche Sorgfalt für ihren Flor ihm für ihre Ergebenheit einstehen. Also werden die Völker, welche Länder in der neuen Welt besitzen, von nun an ihre Blicke auf die Seemacht richten. Die europäische Staatskunst will überhaupt die Gränzen eines Staats durch Festungen behaupten. Aber die Seemächte müßten viel-

vielleicht Citadellen im Innern und Schiffe an ihren Ufern haben. Eine handelnde Insel braucht nicht einmal eine Festung. Ihr Wall ist die See, aus der ihre Sicherheit, ihr Ueberfluß, ihr Reichthum entspringt. Die Winde stehen ihr zu Befehl, und alle Elemente arbeiten an ihrem Ruhm.

In dieser Rücksicht kann England alles wagen, sich alles versprechen. Seine Inseln waren in Sicherheit, und die seiner Nebenbuhler dem Einfall ausgesetzt. Die Meynung, die es von seiner Stärke hatte; der Schröcken, den seine Waffen verursacht hatten; die Furcht einer glücklichen Erfahrung, die seine Admirale erlangt hatten; die Menge und Güte seiner Geschwader; diese verschiedene Vergrößerungsmittel sollten sich in der Stille eines langen Friedens schwächen. Der Stolz über sein Glück; die von seinem Flor unzertrennliche Unruhe; die Last der Eroberungen, welche die Strafe für den Sieg zu seyn scheint, alles reißte es wieder zum Krieg. Die Entwürfe seiner stolzen Thätigkeit sind durch die Begebenheit, die Nordamerika von seinem Reich getrennt hat, vernichtet worden. Aber ist der Besitz der sehr reich gewordenen Inseln, welche die Natur in der Nachbarschaft dieses großen festen Landes angelegt hat, das noch arm

ist,

69-245
Volkoff ℓ Von Hohen
10-30-68

ist, den Nationen, die sie angebaut haben, jetzt mehr zugesichert? Wir wollen in der Lage, in dem Vortheil, in dem Geist der neuen Republiken das Geheimniß unsers Schicksals studieren.

Ende des vierzehnten Buchs.

E783
R274p
v.7